

Mittheilungen

aus dem

Strafrecht und dem Strafprocess

in

Livland, Ehstland und Kurland

durch

actenmässige Darstellung merkwürdiger Verbrechen
und geführter Untersuchungen, mit Voraussendung
einer Abhandlung über die Strafrechts-Verfassung

des

Gouvernements Kurland,

von

M. von Wolffeldt,

Collegien-Rath und Ritter.

Zweiter Band. — Zweiter Theil.

Mitau und Leipzig.

G. A. Reyhers Verlagsbuchhandlung.

1848.

Mittheilungen

aus dem

Staatsrecht und dem Strafproceß

in

Livland, Estland und Kurland

durch

actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen
und geführter Untersuchungen, mit Voraussetzung

Der Druck wird gestattet,
mit der Bedingung, dass nach Vollendung desselben die gesetzliche An-
zahl von Exemplaren hieher eingängig gemacht werde.

Riga, am 30. October 1847.

Dr. C. E. Naplersky,
Censor.

von

M. von Wolffelt,

Collegien-Rath und Ritter.

Zweiter Band. — Zweiter Theil.

Mitau und Leipzig.

G. A. Reyher's Verlagsbuchhandlung.

1848.

I n h a l t.

	Seite
Jurris P. und Jahn P. Verwandtenmord.	1
Der Todtschlag des Jahn A.	43
Adam B. Diebstahl.	59
Johann Andreas M. Raubmord.	75
Gustav von Wildschütz. Ein Meuchelmord.	123
Processe aus auf dem Schlosse zu R. vorgefundenen Urkunden. .	187
I. Magdalena Kuck. Ein Hexenprocess.	191
II. Laiske Marth. Ein Hexenprocess.	199
III. Michael Dambe. Wegen Todtschlag.	207
IV. Das Mädchen May aus T.	216

Inhalt.

Seite	
1	Jurist. P. und John P. Verwandschaftsmord.
43	Der Todschlag des John A. und John B. D.
59	Adam B. Diebstahl.
75	Johann Andreas M. Raubmord.
123	Gustav von Willshütz. Ein Mordmord.
187	Proceß aus auf dem Schloß zu R. vorgelassenen Urkunden.
191	I. Magdalena Kuck. Ein Hezenproceß.
199	II. Laiske Math. Ein Hezenproceß.
207	III. Michael Dambel. Wegen Todschlag.
216	IV. Das Mädchen May aus T.

Jurris P. und Jahn P.

Verwandtenmord.

Juris P. und Jahn P.

Verwandtenmord.

Zu dem Landgute L. in Livland, nahe einem russischen Gouvernement, gehörte der Bauerhof K., welchen vor etwa funfzehn Jahren der Lette Jurris P. in Pacht hatte. Er selbst, ein Wittwer und schon bejahrter Mann, Vater zweier ganz erwachsener Söhne, hatte dem ältesten bereits verhehelichten Sohne, Jakob, grösstentheils die Sorge für den Pachthof überlassen müssen, weil er in den letzteren Jahren unordentlich geworden und sich dem Trunke ergeben, wodurch der Gutsherr veranlasst gewesen, dem genannten ältesten Sohne die Verantwortung über den Pachthof zu überlassen, ohne deshalb den Vater aus dem Pachte zu setzen, daher denn nominell dieser immer noch Pächter geblieben. Der jüngere Sohn, Hans, war versprochener Bräutigam zu der Tochter eines benachbarten Pächters, in dessen Haus er nach der Verheirathung hinüberziehen wollte. Die Familie stand bei dem Gutsherrn wie bei ihren Standesgenossen und Nachbarn in gutem Ansehen. Jakob und sein Weib Marie, zwei tüchtige und zuverlässige Leute, wussten dieses Ansehen fortwährend zu erhalten, die Folgen von etwaigen leichtsinnigen Handlungen des Vaters immer zu verdecken, und so störte eigentlich nichts Bedeutendes die häusliche Ruhe dieser wohl-angesehenen Bauerfamilie, als manchmal die Erscheinung eines in der Nachbarschaft als Knecht im Dienste stehenden Schwestersohnes des Jurris, Namens Jahn P., welcher ein unordentlicher, missgünstiger und überhaupt bö-

artiger Mensch war, der schon öfters Versuche gemacht hatte, als Häftner oder Knecht in den Pachthof K. zu kommen, durch Jakob aber immer abgewehrt war und deshalb gegen diesen feindselig schien; — aber auch das hatte sich verloren, da Jahn P. eine Dienststelle in einem entfernt gelegenen Pachthofe angenommen hatte, in welche er noch im Laufe desselben Jahres, von welchem hier die Rede, hinüberziehen wollen.

Eine bleibendere Störung in der Familie machte aber der Entschluss des alten Jurris P., in zweite Ehe zu treten; er nahm ein ganz junges Weib und lebte nun freilich in einiger Gêne mit seiner Hausfrau an des Sohnes Tisch. Denn obwohl der Jakob und sein Weib sogleich willig gewesen, dem Vater die Verwaltung des Pachthofes, und was damit verbunden, auf sein und seines Weibes Verlangen zurückzugeben, so hatte doch der Gutsherr so viel Vertrauen zu der bisherigen Verwaltung des Pachthofes, und der Jurris hatte sich bisher und zuletzt noch durch seine Heirath ein so schlimmes Renommé gebildet, dass von Seiten der Verwaltung des Gutes ein solcher Transfert der Wirthschaft nicht gestattet wurde, und es blieb bei der bisherigen Ordnung.

Weniger die nunmehr immer häufiger werdenden Reibungen mit der jungen Stiefmutter, als der immer mehr überhandnehmende Leichtsinn des Vaters, der ihn in Gemeinschaft mit Jahn P. zu häufiger Trunkenheit, zu Excessen mancherlei Art, und sogar einmal zu einem bedeutenden Diebstahle verleitete, für welchen er und Jahn, ungeachtet der Bitten und Verwendungen des Sohnes Jakob, dennoch einer nachdrücklichen Körperstrafe unterworfen wurde, hatten auf die schwächliche Constitution des Sohnes dermaassen gewirkt, dass er einem bösartigen Fieber unterlag, von welchem er nach mehrwöchentlicher Dauer langsam genas, und nunmehr, obwohl noch sehr schwach, sich selbst wieder der Verwaltung des Pachthofes

unterziehen konnte, in welcher der Vater während der Krankheit seines Sohnes dessen Weib durchaus nicht unterstützen wollen. Zu den solchergestalt aufgeschobenen verpflichteten Leistungen des Pachthofes gegen den Herrenhof gehörte auch das Aufhauen und Stapeln des berechneten Holzquantums, und als daher Jakob nur einigermaassen sich wieder der Arbeit, obwohl noch geschwächt, widmen konnte, begab er sich mit seinem Vater und Bruder auf den von dem Pachthofe entfernt gelegenen Holzschlag, auf welchem auch Jahn P. mit mehreren anderen Landbauern zu gleichem Zwecke thätig war. Hier brachten sämtliche Bauern, die zur Arbeit versammelt waren, die ganze Zeit vom Montag bis zum Freitag der einen Woche zu; Jakob und seine Genossen, und mit ihnen Jahn P., wollten noch den Sonnabend die Arbeit fortsetzen, um sie solchergestalt gänzlich zu beendigen. Das geschah zwar, indessen brachte der Sonnabend zugleich schwere Ereignisse mit sich. Es war bereits das Ende des Märzmonats und in diesem Jahre hatte sich die Frühlingsluft rascher eingestellt als sonst gewöhnlich, daher fanden die genannten vier Arbeiter, als sie sich nach beendigter Arbeit auf den Heimweg begaben, und von dem waldigen Bergrücken in die Thalebene auf den gewöhnlichen Winterweg hinabstiegen, den Fluss, welcher durch das Thal floss, aus seinen Ufern getreten und das Thal völlig überschwemmt. Man wollte dennoch den gewohnten Weg durch die Fluth verfolgen und versuchen, diese zu durchwaten, wovon aber der jüngere Sohn, Hans, abrieth, und einen Umweg über den trockenen Bergrücken vorschlug; indessen bestanden Jurris und Jahn P. auf dem ersteren Beschluss, welchem auch der noch sehr geschwächte Jakob P. folgte, und, während Hans den selbstgewählten Weg einschlug, ging Jahn P. voran in's Wasser, diesem folgte Jakob und Jurris beschloss den Zug. Sie hatten aber noch nicht den dritten Theil der Ueberschwemmung

erreicht, als diese ihnen schon bis an den halben Körper gestiegen war und sie alle die Ueberzeugung erlangen mussten, dass es unmöglich sei, das jenseitige Ufer zu erreichen, da sie alle jetzt schon fast erstarrt waren, und man beschloss daher zurückzukehren. Aber Jakob vermochte nicht mehr sich von der Stelle zu bewegen, nicht weniger erschöpft war der alte Jurris, und als Jahn P. mit Anstrengung seiner letzten Kräfte auf dem Rückwege weiter schritt, musste er dem Jakob ausweichen, um nicht von ihm gefasst zu werden, in welchem Falle Beide zu Grunde gehen mussten; den alten Jurris hatte Jahn P., der ihn erreichen können, bis zum Gestelle eines Heuschobers geschleppt und dort in's Trockene gebracht, von wo ihn der Hans, den der Jahn zurückgerufen, später abholt. Als aber Jahn auf dem Rückwege im Wasser noch nicht bis zu dem Jurris gekommen war, hatte der kranke Jakob noch einmal einen heftigen Hülfschrei ausgestossen, war dann häuptlings in's Wasser gestürzt und aus diesem auch nicht wieder hervorgekommen. Sein Beil und seinen Brodsack hatte zu seiner Erleichterung der Jahn P. ihm schon vorher abgenommen.

In diesen Umrissen wurde das Ereigniss, welches Hans P. zwar nicht selbst angesehen, aber von seinem Vater und Vetter beschrieben gehört hatte, auf dem Herrenhofe, wohin er von seinem Vater zu diesem Zwecke geschickt war, berichtet, während Jurris und Jahn P. in den Hofeskrug gegangen, um sich daselbst von ihrer Erschöpfung einigermaassen zu erholen und zu erkräftigen, was denn auch Beide bei einem Glase Branntwein erreicht.

So wahrscheinlich es an sich war, dass der so sehr geschwächte Jakob unter solchen Umständen verunglückt sein konnte, und so consequent Jurris und Jahn P. selbst in ihren desfallsigen Erzählungen gegen den Gutsheerrn waren, hatte dieser, ein sehr gerechter und über-

haupt achtungswerther, aber sehr jähzorniger Mann, im Unmuthe, dass ein so tüchtiger Bauersmann, als der Jakob gewesen, zu Grunde gehen müssen, während ein Paar Taugenichtse, wie Jurris und Jahn, sich erhalten, wider diesen Verdacht geschöpft, zum Untergange des Jakob beigetragen zu haben, — und als man nach langem Suchen, zuerst unter der Leitung des Hans und, als dies fruchtlos gewesen, unter Nachweisen des Jahn P., den Leichnam des Jakob in der Ueberschwemmung aufgefunden, und eine Hautabschärfung an der Nase und rechten Seite der Stirn desselben bemerkt hatte, glaubte der Gutsherr in diesem Zeichen eine Bestärkung seiner Vermuthung zu finden, und drang nun bei dem Vater, Bruder und Vetter des verunglückten Jakob unablässig auf das Geständniss, dass sie dem Jakob Gewalt angethan und ihn solchergestalt aus dem Leben geschafft; ja es ging der Eifer dieses Mannes so weit, dass er, bei fortwährendem Leugnen, gegen die natürliche Wahrscheinlichkeit die Ueberzeugung zu gewinnen geglaubt, der Vater sei unter Beihülfe des Jahn P. der Mörder seines Sohnes, und in dieser vorgefassten Meinung begann der sonst gutmüthige Mann gegen die vermeintlichen Mörder ungerecht zu werden, maltraitirte beide, schlug ihnen in das Gesicht zu wiederholten Malen, und drohte endlich, ihnen so lange Stockschläge geben zu lassen, bis sie den Mord eingestehen würden, liess auch alle Anstalten machen, diese Drohung zu realisiren, — bis denn hierdurch endlich die so Bedrängten alle drei den Mord eingestanden haben sollen. Mit dem Berichte über das Resultat seiner Bemühungen, obwohl unter Verschweigung der Art derselben, übersandte der Gutsherr die drei genannten Mörder an das örtliche Ordnungsgericht, und die in den Acten desselben vorliegenden Verhørsprotocolle dieser Behörde zeigen das wiederholte Geständniss des Jurris P. und des Jahn P., den Jakob durch Unterstossen unter das Wasser getödtet zu

haben, da er aus demselben sich zwar zwei Mal erhoben und nach Hülfe gerufen, aber von Jahn zum dritten Male niedergestossen und sodann auch nicht wieder hervorgekommen sei. Der Vater sollte diese Operation ruhig mit angesehen und vorher sogar den Jahn hierzu aufgefordert haben, und giebt den Grund zu solchem empörenden Benehmen dahin an, dass der Sohn seiner Existenz hinderlich gewesen, er nach dem Tode desselben wieder in den Besitz und die Verwaltung des Bauerhofes gelangen, und weil er zur alleinigen Verwaltung desselben sich dennoch nicht tüchtig genug gefühlt, den Jahn P. als Mitpächter aufnehmen wollen. Den Hans P. hatten beide Mörder einstimmig frei von aller Mitschuld oder Mitwissenschaft an diesem Verbrechen gesprochen, da er weder bei der vorausgegangenen Verabredung noch auch bei der Mordthat selbst gegenwärtig gewesen; auch blieb Hans unabweichlich beim Leugnen aller Schuld stehen.

Nach dem ärztlichen Befundscheine fand sich an dem ganzen Leichname des Jakob P. äusserlich gar keine Abnormität, als an der Nase und der rechten Stirnseite eine Hautabschärfung mit nur geringer Blutunterlaufung; Obducent stellte aber nach Maassgabe des inneren Befunds sein Gutachten dahin: dass Denatus den Erstickungstod im Wasser gestorben sei, wohin besonders ausser den überhaupt auf Erstickung hindeutenden Symptomen für den Wassertod das Vorhandensein einer schäumenden Flüssigkeit in der Luftröhre spräche.

Als man mit solchen Geständnissen der Schuld die Inquisiten Jahn P., Jurris und Hans P. sammt den Untersuchungsprotocollen an das Wische Landgericht zum Inquisitionsverfahren übersenden wollte, hatte der Vorsitz des Ordnungsgerichts erstgenannten Inquisiten zu sich in seine Wohnung führen lassen, um ihn wegen eines Widerspruchs nochmals zu befragen, und bei dieser Gelegenheit trat der Jahn von seinem Geständnisse plötzlich zurück,

betheuerte seine vollkommene Unschuld, erklärte seine Geständnisse auf dem Herrenhofe zu L. und vor diesem Ordnungsgerichte für unwahr, und gab als Motive hierzu die im Eingange vor diesem Widerrufe schon referirte üble Behandlung durch den Gutsherrn und zugleich Furcht vor gleicher Behandlung bei dem Ordnungsgerichte an; betheuerte, dass Jakob durch eigene Schwäche und Erschöpfung, ohne Hinzuthun irgend welches Dritten, in das Wasser versunken, und Inculpat sich nur dessen anzuklagen habe, dass er selbst unvermögend gewesen, dem Jakob Hülfe zu leisten. Nunmehr sogleich wieder vor Gericht vernommen, blieb Jahn unabweichlich bei diesem Widerrufe stehen, und als man ihn mit dem Jurris dieserhalb confrontiren wollte, trat auch dieser Inculpat, und ehe er von dem Widerrufe des Jahn etwas gewusst, von seinem Geständnisse zurück, da man ihm eröffnet, er würde nunmehr dem Criminalgerichte zugesendet werden. Solchergestalt aber war das abgelegte Geständniss vollkommen widerrufen, und in diesem Stande der Acten wurden solche, sammt den drei Inculpaten, an das Landgericht gesandt.

Diese Criminalbehörde hat nach genauerer Durchsicht der bisher verhandelten Acten und nach dem ersten mit den Angeklagten abgehaltenen Verhöre zu seinem Protocoll bemerkt:

1) dass zwar Jahn P. und Jurris P. bei ihrem Widerrufe des abgelegten Geständnisses beharren, und zum Rücktritte auf dasselbe nicht zu bewegen gewesen, und Hans P. überhaupt leugne, jemals eine Schuld eingestanden zu haben; dass aber das Benehmen des Jurris P. höchst auffallend gewesen, indem er bald den Jahn des Mordes angeklagt und die Art desselben detaillirt, sodann aber wieder, wie durch eine Vision aufgeschreckt, von dem ganzen Gehalt seiner Aussagen zurückgetreten, und den Richter um Vergebung gebeten, dass er ihn mit Unwahrheiten be-

hellt, dass Jurris dieses Spiel in einem Verhöre zwei Mal sich zu Schulden kommen lassen, wobei er immer sehr störrig gewesen, sich oft eine Frage zwanzig Mal wiederholen lassen, und nachdem man ihm diese, wie für ein Kind begreiflich, einfach vorgehalten, endlich sehr mürrisch nur in ein Paar abgerissenen Worten geantwortet, zuletzt aber dabei stehen geblieben, dass der Jakob, ohne Hinzuthun des Jahn, von selbst verunglückt. Auf das Vorhalten des Gerichts, weshalb er sich auf diese Weise benehme, da sowohl Jahn als sein Sohn Hans diese Art an ihm für ganz ungewöhnlich erklärt, gab Inquisitus als Grund an, dass er um seinen verstorbenen Sohn bekümmert sei, recusirte aber die Ermahnung des Richters, sein Gemüth durch Geständniss einer etwaigen Schuld an dem Tode seines Sohnes zu erleichtern.

2) Dass bei wiederrufenem Geständnisse kein gesetzlicher Grund zu einer Inquisition vorläge, da der objective Thatbestand des Mordes, dass nämlich Jakob P. durch einen Anderen im Wasser um's Leben gebracht worden, nirgends unabhängig von dem Geständnisse der Angeklagten festgestellt sei, und dass aus dem *viso reperto* sich weder für noch gegen die Geständnisse etwas unternehmen lasse. Es folgerte also hieraus das Landgericht die Nothwendigkeit einer Prüfung des Rechtsbestandes des vorliegenden Widerrufs, und veranstaltete zu diesem Zwecke eine Befragung mehrerer Personen, sowohl rücksichts der angegebenen Motive zu dem Widerrufe, als überhaupt wegen umfassenderer Nachrichten über das Verhältniss des Inquisiten zu dem Verstorbenen, wie über den Unglücksfall selbst und seine nächsten Folgen.

Das Resultat dieser Verhöre, aus welchen sich übrigens nichts gegen die Angeklagten und deren Widerruf folgern liess, ergiebt sich aus der Beurtheilung des Landgerichts in seinem über vorliegenden Fall gegebenen Erkenntnisse, da die Angeklagten trotz angestellter Confron-

tationen und an sie gerichteter priesterlicher Ermahnungen unabweichlich bei ihren letzteren Aussagen, rücksichts widerrufenen Geständnisses, verblieben sind; es dürfte daher dem Leser willkommen sein, in der Beurtheilung selbst jene Ergebnisse der verschiedenen Verhöre entwickelt zu sehen, zugleich mit ihrer Abwägung für den vorliegenden Fall und die Aussagen der Beschuldigten, und daher mag sich hier das landgerichtliche Erkenntniss selbst in folgender Art aussprechen:

„Die Aussagen und Bekenntnisse der drei Beschuldigten können aber nur in so fern zur imputirenden criminalrechtlichen Abwägung gelangen, als durch dieselben eine Verbindung der Bekennenden zu einer Thatsache sichergestellt werden soll, welche unter der Drohung eines Strafgesetzes enthalten ist. Ehe daher nach diesen Grundsätzen die Qualität solcher Aussagen erwogen wird, bedarf es hier wie überall zuvor der Feststellung: ob und welche so bedrohte Thathandlung *in concreto* vorhanden sei, da die Bedingung aller Strafbarkeit die Existenz einer solchen Thathandlung und deren Verbindung zu dem beschuldigten Subjecte ist.

„Der Thatbestand des Verbrechens der Ertränkung (*delictum submersionis*), um welches es sich hier handelt, könnte, wenn man zuvörderst von den Geständnissen der Beschuldigten absehen will, beim Mangel erforderlicher Zeugen nur aus dem ärztlichen Befundscheine, so weit es aus diesem möglich, hergestellt werden wollen. Aus diesem soll sich nun nicht allein die Todesart, an welcher der Jakob verstorben, sondern auch ergeben: ob der Tod desselben in dieser Art gewaltsam durch eine dritte Person herbeigeführt sei oder nicht, und es fragt sich, was hierüber der vorliegende ärztliche Befundschein urtheilt.

„1) Wegen der äusseren Abnormitäten des Leichnams hat der Obducent nur eine geringe Hautabschärfung des Nasenbeins und der rechten Stirnseite über der Au-

genbraue angemerkt; sonst sei keine zu entdecken gewesen. Diese Abweichungen können aber für nichts eine Entscheidung geben, da solche durch das Hineinstürzen des erschöpften Jakob in das Weidengebüsch entstanden sein können, in welchem man ihn, auf dem Gesichte liegend, aufgefunden, und lässt sich eher dieses vermuthen, als auf ein gewaltsames Hineinstossen und Niederdrücken und einen Druck bis zum Tode desselben durch dritte Hand unter dem Wasser erhalten schliessen, da für diesen Fall die Beschädigung grösser und blutunterlaufen hätte sein müssen, verbunden mit gewissen Zeichen stattgehabten Drucks im Nacken, die nicht vorhanden gewesen. —

„2) Nach dem inneren Befunde des Leichnams sind die Symptome des Erstickungstodes vorhanden, und ist als Kriterium für den Wassertod durch Verunglückung angeführt, dass sich in der Luftröhre *Denati* eine schäumende Flüssigkeit vorgefunden habe.

„Aber auch dieser Umstand kann für vorliegenden Fall nichts entscheiden. Denn es stellt zwar Metzger in seinem Systeme der G. A. W. §. 198 die Ansicht auf, dass die schäumende Flüssigkeit in der Luftröhre und der Erstickungstod nur bei eigentlich im Wasser Verunglückten vorgefunden werde, die sich lange und bis zur Ermattung zu retten suchen, und in Folge endlicher Erschöpfung das Eindringen und die Vermischung des Wassers mit der Lungenluft nicht mehr hindern können, während die mit Gewalt unter das Wasser Getauchten und dadurch Ertrunkenen apoplektisch sterben, und daher bei diesen die schäumende Flüssigkeit in der Kehle nicht gefunden werde; — indessen kann diese Hypothese, wenn sie auch unbezweifelt richtig wäre und unwidersprochen — wie doch der neuere Henke in seinem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin, §. 475 ff., und Kopp, in seinen Jahrbüchern der Staatsarzneikunde, Band II. S. 116, aus-

drücklich gethan, — dennoch weder für noch gegen den Widerruf der Beschuldigten irgend etwas entscheiden, da nach dem gravirlichen Geständnisse derselben der Jahn P. den Jakob nicht etwa unter das Wasser gedrückt und ihn daselbst bis zu seinem erfolgten Tode erhalten, sondern ihn in das Wasser hineingestossen, dass Jakob in dieses gefallen, auch sich zweimal aus demselben wieder erhoben und nach Hülfe geschrieen und erst als Jahn ihn zum dritten Male in das Wasser gestossen und Jakob in dieses gestürzt, er nicht wieder hervorgekommen; mithin eben so bis zur Erschöpfung sich zu retten versucht, als M. bei den bloß Verunglückten voraussetzt, und dennoch gewaltsamen Todes im Wasser verstorben sein würde, ohne deshalb apoplektisch verstorben zu sein, wie Metzger als Regel annehmen will.

„Aus dem Allen stellt sich aber die Gewissheit hervor, dass aus dem Befundscheine für den objectiven Thatbestand in vorliegender Sache nichts Bestimmendes erhoben werden kann, daher sieht sich der Richter nur auf die Geständnisse der Angeschuldigten zurückgeführt, die allein zu irgend einem Resultate nach ihrer Beprüfung führen können.

„Abgesehen davon, dass Art. XX. der P. H. G. O. die specielle Befragung über eine Missethat untersagt, wenn nicht zuvörderst ihre Existenz in Sicherheit gestellt worden, und daher es auf den ersten Blick in vorliegendem Falle den Schein gewinnt, dass jede Specialinquisition hätte unterbleiben sollen: so hat doch, in Rücksicht dessen, dass jenes Gesetz eigentlich nur von der peinlichen Frage (Tortur) handelt, was sich sowohl aus dem im Contexte des Gesetzes vorkommenden Wort „Marter“, als auch aus der Verbindung dieses Gesetzes mit dem Art. VI. *ibidem* ergibt, die Specialinquisition nicht von der Hand gewiesen werden können, da einmal die gravirlichen Geständnisse der Incul-

paten vor Augen lagen, die auf geschehene Verkürzung eines Menschenlebens hinweisen.

„Ungeachtet nun dieser angestellten Specialinquisition und der damit verbundenen Zeugenverhöre und sonstigen Actenergebnisse ist doch der Richter bei der Anwendung der Resultate dieser Verhöre zur gleichzeitigen Feststellung des Thatbestandes und der Zurechnung auf den Standpunkt gesetzt, dass ihm Geständnisse eines Mordes und Widerruf dieser Geständnisse gleichzeitig zur Beurtheilung vorliegen. Beide bilden nun die Momente jetzt anzustellender Prüfung, da die Beweiskraft der Geständnisse, in sofern sie wirklich vorhanden gewesen, durch den Widerruf nicht schlechterdings aufgehoben und vernichtet, sondern nur in ihrer Anwendbarkeit in solange suspendirt worden, als die Motive des Widerrufs und die in diesen liegenden, die Bekenntnisse selbst als Beweise zerstörenden Gegenbeweise erhoben und gewürdigt sein werden.

„Erwägt man hiernach:

„I. die Bekenntnisse der Inquisiten, wie sie vorliegen, so ermangeln dieselben von vornherein aller Anführung richtiger und wahrbefundener Motive für das Verbrechen und dadurch zugleich alles nothwendigen inneren Zusammenhanges und derjenigen Abgeschlossenheit, welche das Bild der Wahrheit ist. Denn das in diesen Bekenntnissen des Jahn und Jurris angeführt gewesene Motiv zur Ermordung des Jakob, damit nämlich Jahn sodann als Hälftner der Pacht zum Jurris sich begeben können, trägt das Gepräge der Unhaltbarkeit. Abgesehen nämlich zuvörderst von der Schauer erregenden Unnatur, welche in einer solchen Verabredung eines Vaters zur Ermordung seines Sohnes überhaupt liegt und die selbst bei den wildesten Volksstämmen Afrika's nicht anzutreffen sein möchte; abgesehen ferner von der hieraus hervorblickenden psychologischen Ungereimtheit, da tödtlicher Hass und Groll, sollte ein Vater gegen sein Kind sie überhaupt fühlen können,

sich als Leidenschaften zu ihrer höchsten Befriedigung nur im Affecte aussprechen können, Affecte aber immer handelnd und nicht duldend verfahren, und hier doch das Bild vorgeführt werden will, wo ein Vater sein eigenes Kind durch einen Dritten vor seinen Augen morden lässt und ohnerachtet seines Hülfschreiens den ruhigen Zuschauer macht — ein Bild, von dem ein Jeder mit dem innigsten Wunsche sich abwendet, es möchte ein Trugbild sein; — so ergiebt es sich zur Ehre der Menschheit, dass es auch wirklich nur ein Trugbild ist. Denn

„1) ist es durch Zeugenaussagen erwiesen, dass zwischen Vater und Sohn durchaus keine Feindseligkeit stattgefunden;

„2) ist es eben so erwiesen, dass zwischen Jurris und Jahn kein besonderes freundliches Verhältniss gewesen, ja in den letzten zwei Jahren sogar — als Beide für einen gemeinschaftlichen Diebstahl bestraft worden — sehr bemerkbare Kälte zwischen Beiden eingetreten;

„3) dass aber eben so wenig als auf der einen Seite Hass und Feindschaft und auf der anderen Seite besondere Anhänglichkeit und Freundschaft stattgefunden, Interesse bei dem Jurris P. gewirkt haben kann, da es keinenfalls in dessen Interesse gelegen, den halben Pachthof und also auch den halben Ertrag desselben an einen Fremden abzutreten, während er selbst, mit Hülfe seines Sohnes, den ganzen Hof behaupten und also auch den ganzen Ertrag desselben für sich allein behalten können.

„4) Durch Zeugenaussagen ist es erwiesen, dass zwischen Jahn P. und dem ertrunkenen Jakob P. durchaus kein feindseliges Verhältniss stattgefunden; ebenso ist es durch Zeugenaussagen erwiesen, dass Jahn P. beim Verunglücken des Jakob schon ein anderes Engagement mit dem Adam K. eingegangen, und im April desselben Jahres zu diesem in's Haus gehen sollen.

„Aus allem diesem aber stellt sich fest, dass das ein-

zige zu dem Morde angegebene Motiv durchaus nicht existirt haben kann, dass mithin der Mord ohne ersichtlichen Zweck verübt worden.

„Bei der sich hieraus hervorstellenden, der Gewissheit nahekommenden Wahrscheinlichkeit, dass zwischen Jurris P. und dem Jahn P. eine Verabredung zur Ermordung des Jakob durchaus nicht stattgefunden haben kann, eben schon deshalb, weil nirgends ein Motiv zu dem Verbrechen selbst ersichtlich ist, werfen sich bei der Frage über die Glaubhaftigkeit des Geständnisses Jahn P.'s so gewichtige Zweifel auf, die bei gänzlich mangelnder Feststellung des objectiven Thatbestandes, ausser dem Geständnisse, dieses völlig unglaublich machen. Mit der immer noch offen stehenden Frage, warum denn eigentlich das Verbrechen begangen worden, da, wie gezeigt, für dasselbe kein Motiv ersichtlich ist, bleiben aber, bei Annahme eines in dem Jahn gewirkt habenden, zur Zeit noch unentdeckten Motives die sehr eingreifenden Bedenken offen:

„1) wie Jahn P., in Gegenwart des Vaters und Bruders des Jakob, mit welchen also keine Verabredung stattgefunden haben konnte, es wagen dürfen, einen Mord an dem Jakob zu begehen, da jene zwei zwar zu schwach und erschöpft scheinen mochten, ihn hieran zu hindern, jedenfalls aber die Befürchtung offen liessen, dass sie ihn verrathen würden.

„2) Wie Jahn P. es ferner gestatten können, dass Hans P. in den Herrenhof geschickt werden könnte, über den Vorfall zu berichten, da ja gerade dieser Bericht eine Anzeige des stattgefundenen Mordes enthalten müssen, weil nicht einmal in dem Geständnisse behauptet worden, es sei dem Hans untersagt, die Wahrheit zu berichten, im Gegentheile, wenn wirklich Hans das Ereigniss selbst nicht angesehen haben sollte, doch solches in Gegenwart des Vaters Denati stattgefunden, der eben den Hans über das im Hofe zu Berichtende instruiert, der, da man annehmen

müssen, dass dieser nicht bei dem Morde verwickelt war, ihm begreiflicher Weise doch den wahrhaften Vorgang werde erzählt haben; Hans aber erzählte ja im Hofe nichts von dem Morde. Endlich aber

„3) wie lässt es sich nun unter allen diesen Voraussetzungen zusammenreimen, dass Jurris P. mit dem Menschen, der soeben seinen Sohn gemordet, zusammen in den Krug gehen, mit ihm gemeinschaftlich daselbst durch Branntwein sich wieder restauriren wird, ohne irgend etwas von dem verbrecherischen Vorgange zu verlautbaren, der, wie gezeigt, offenbar nicht mit seiner Zustimmung stattgefunden haben kann. Das Geständniss des Jahn und Jurris ist also, wie es vorliegt, nicht nur nicht von Nebenumständen dermaassen unterstützt, dass aus demselben auch der objective Thatbestand sich feststellen liesse und gleichsam in Wechselwirkung hierdurch die Stabilität der Geständnisse sich verificirte, sondern es stehen der Glaubwürdigkeit der Geständnisse selbst, wie gezeigt, so gewichtige Zweifel entgegen, dass dieselben hierdurch nicht sowohl in Opposition gegen den Widerruf erscheinen, sondern vielmehr zu dessen Begründung beitragen.

„Was also hiernach

„II. den Widerruf betrifft, so stellen sich bei dessen Beprüfung folgende Resultate hervor.

„Ueber den Widerruf eines angeblich durch Zwang falsch niedergelegten Geständnisses findet sich kein specielles Gesetz. Die P. H. G. O. enthält in dem LVII. Artikel einige Vorschriften, und in sofern von der darin angeordneten Tortur hierselbst nicht die Rede sein kann, möchte der Schluss dieses Gesetzes in analoge Anwendung gebracht werden können. Dieser lautet:

„„Es wäre denn, dass der Gefangene solche Ursachen seines Leugnens fürwendet, dadurch der Richter bewegt würde zu glauben, dass der Gefangene solch Bekenntniss aus Irrsal gethan, alsdann mag der Richter denselben Ge-

fangenen zu Ausführung und Beweisung solches Irrsals zu lassen.“

„Zwar spricht dieses Gesetz sich nur über den Fall aus, wo im Irrthume, also unbewusst, ein Geständniss falsch abgelegt worden, und scheint für den ersten Augenblick nicht auf den vorliegenden Fall anwendbar; indessen, erwägt man, dass überhaupt ein unwahres oder falsches Bekenntniss keine beweisende oder bindende Kraft haben kann, weil das Gesetz nur eine wahrhafte Grundlage zu seiner Wirksamkeit verlangt; so wird um so mehr im vorliegenden Falle der Beweis der Falschheit des Geständnisses zulässig sein müssen, weil man nicht übersehen kann, dass als Grund für diese Falschheit angewandte Mittel denunciirt worden, welche selbst schnurstracks gegen gesetzliche Bestimmungen gerichtet sind. Nach Maassgabe desselben liesse sich also für den Widerruf der Beweis dahin erwarten:

„1) dass Inquisiti zu ihrem früheren unwahren Bekenntnisse wirklich diejenige widergesetzliche Veranlassung gehabt, welche sie in ihrem Widerrufe angegeben, wobei kein directer Gegenbeweis ihres Geständnisses, d. h. der Beweis der Unmöglichkeit, dass Jahn den Jakob in's Wasser gestossen, verlangt werden kann;

„2) dass die das Geständniss etwa unterstützenden Umstände aus dem Wege geräumt würden.

„ad 1) Aus den vorliegenden Acten ergiebt sich, dass die L.sche Gutsverwaltung an das Ordnungsgericht berichtet hatte, alle drei Angeklagte hätten daselbst eingestanden, dass Jahn P., mit Vorwissen und in Gegenwart der beiden Anderen, den Jakob auf angegebene Weise im Wasser ersäuft, damit Jahn sodann als Hälftner des Jurris die Pacht des K.-Gesindes übernehmen könne.

„Bei dem W.schen Ordnungsgerichte auf diesen Bericht hin an ihrem Geständnisse gefasst, hatte Jahn P. dasselbe Geständniss wiederholt, Jurris aber alle Mitkennt-

niss der Absicht und des Zweckes des Verbrechens in Abrede gestellt, welchem sodann Jahn beistimmte, und endlich Hans überhaupt alle Kenntniss von dem Morde geleugnet, vorgebend, er habe niemals auf dem Hofe L. die berichteten Geständnisse gethan, da er bei dem Tode seines Bruders nicht zugegen gewesen, was beide anderen Inquisiten einstimmig bestätigten.

„Bei demselben Ordnungsgerichte haben aber beide erstgenannte Inquisiti diese Bekenntnisse widerrufen, anführend, es seien ihnen dieselben auf dem Hofe L. extorquirt worden, und bei dem Landgerichte haben sie, in ihrem Widerruf beharrend, für ihre Geständnisse im Ordnungsgerichte gleichfalls daselbst erlittene Strafdrohungen vorgeschützt.

„In Beziehung auf die Geständnisse der Inquisiten im Hofe zu L. ist durch eidliche Zeugenaussagen sicher gestellt, dass nur Jahn P. und Jurris P. sich zu dem zuvor beschlossenen und nachmals in beschriebener Art ausgeführten Morde bekannt, Hans P. aber niemals irgend eine Kenntniss davon eingestanden, was Erstere auch dort schon bestätigt, dass aber diese auch nur alsdann ein solches Bekenntniss ihrer Schuld abgelegt, als der Gutsherr dieselben durch Ohrfeigen maltraitirt, ihnen mit Stockschlägen gedroht, und auch Anstalten zur Erfüllung seiner Drohungen machen lassen, hinzufügend, dass sie so lange Strafe erhalten würden, bis sie den Mord eingestanden.

„Abgesehen davon, warum Jemand seiner Aufregung soweit den Zügel schiessen lassen können, um dergleichen vom Gesetze streng bedrohte Erpressungsmittel anzuwenden, so ist so viel gewiss, dass, obwohl der Eifer selbst ein reines Fundament gehabt, doch diese Mittel unerlaubt waren, und daher eben so sehr die Beweiskraft der Geständnisse aufheben, als sie im Gegentheile den Widerruf der Geständnisse begründen, um so mehr, als die Inquisiten eben jene Behandlung durch den Gutsherrn als den-

jenen Zwang bezeichnen, der auf sie zur Ablegung eines falschen Bekenntnisses eingewirkt, und es muss sich hierbei, um den Widerruf als ganz begründet anzunehmen, nur noch die Frage aufwerfen, warum denn die Inquisiten nicht sogleich, als sie an die erste Gerichtsstanz, das Ordnungsgericht, eingesandt waren, diesen Widerruf angebracht, und warum sie auch hier, in den ersten Verhören und bis zum Schlusse derselben, das in L. abgelegte Geständniss bestehen lassen. Ihre hierfür angebrachten Gründe, dass sie auch bei dem Ordnungsgerichte sofort mit Strafen bedroht worden, müssen freilich nur dem Reiche der Vermuthungen überlassen bleiben, weil in den ordnungsgerichtlichen Protocollen darüber nichts verschrieben steht, und durch Aussagen verhörter Personen keine desfallsige Gewissheit erhoben werden können; indessen bleiben doch die Vermuthungen bestehen, dass auch hier der Eifer und die vorgefasste Meinung weiter gegangen, als sie gesollt. Denn auffallend bleibt, dass bei dem Landgerichte der Jurris P., als er soeben wieder feindselig gegen P. gestimmt gewesen und diesen des verübten Mordes angeklagt, gegen den Richter geäussert: P. würde schon den Mord eingestehen, man möchte nur hier wie im Ordnungsgerichte einen Haufen Stöcke zusammentragen lassen und dem Jahn drohen, mit diesen so lange gestraft zu werden, bis er das Verbrechen eingestanden. Unmöglich können dergleichen Aeusserungen blosse Fictionen sein, wozu Jurris viel zu stumpsinnig war, obwohl in dieser Anschuldigung selbst eine Art Fiction gelegen, da Jurris solche nun wieder zurückgenommen und den Jahn für unschuldig an dem Morde erklärt, was allerdings mit jenem Zwange harmoniren kann. Kommt hierzu noch, dass das Ordnungsgericht eigentlich immer nur auf die in L. abgelegten Bekenntnisse seine Befragungen begründet, immer nur diese als bestehend angenommen, so erscheinen die Geständnisse bei dem Ordnungsgerichte durch den Widerruf der in L. ab-

gelegten gleichfalls erschüttert, in sofern dieser Widerruf allerdings motivirt erscheint, um so mehr, erwägt man ferner „ad 2) dass eben die in L. abgelegten Geständnisse der Inquisiten durch gar keine Nebenumstände unterstützt gewesen, im Gegentheile ihnen ein Hauptrequisit zu ihrer vollkommenen Glaubwürdigkeit von vornherein gemangelt hat, nämlich die Feststellung des objectiven Thatbestandes, oder diejenige Gewissheit, dass Jakob P. überhaupt gemordet worden. Wie schon gesagt, muss ein Geständniss bewahrheitet sein durch Umstände, welche mit diesem übereinstimmen, und die nicht nothwendig in diesem selbst liegen, wenn es vollständig gegen den Bekennenden als Beweis wirken soll. Dergleichen giebt es nicht nur keine, sondern es streitet sogar die Wahrscheinlichkeit dafür, dass Jakob im Wasser verunglückt ist, da es gar nichts Befremdendes wäre, wenn ein Mensch, der kaum von einem schweren Krankenlager das Bette verlassen, die Erstarrung in dem eiskalten Wasser des Märzmonats nicht sollte ertragen können und vor Entkräftung in diesem Wasser versunken wäre.

„Aus allem bisher Entwickelten ist der Widerruf der Geständnisse vor dem Gutsherrn in L. vollkommen begründet, indem ebensowohl der Beweis ungesetzlich stattgefundenen Zwanges zur Aussage erwiesen ist, als überhaupt die Haltlosigkeit und Unwahrscheinlichkeit dieser Geständnisse an sich. Diese lassen denn auch keinenfalls die bei dem Ordnungsgerichte später abgelegten gravirlichen Geständnisse als rechtsgenügliche Beweise wider die Inquisiten aufstellen, wenn auch nicht völlig gelungen, den Widerruf dieser Geständnisse, wie den der ersteren, durch die dafür angeführten Gesetzwidrigkeiten zu begründen. Und weil nun die Geständnisse für sich, ohne irgend welche Verification, wie *in casu*, keinen vollgültigen Beweis zur Verurtheilung bieten, zumal wenn, wie hier, die Feststellung des objectiven Thatbestandes gänzlich mangelt, so

wurde von dem Landgerichte dahin entschieden: dass Inquisiti — wegen doch vorliegender Geständnisse eines Verbrechens — nicht völlig frei erkannt, sondern einstweilen und bis zum Eintritte besserer Beweise von der Instanz zu absolviren.“

So weit nun ist dem Leser die Untersuchung, wie das Resultat derselben, und zugleich das Urtheil des Landgerichts in dieser Sache mitgetheilt worden.

Der Oberrichter, an welchen diese Criminalsache verfassungsmässig zur Leutation gelangte, bestätigte diese Entscheidung in Beziehung auf Jahn P. und Jurris P., sprach aber den Hans P. von allem Verdachte gänzlich frei, da wider ihn nicht einmal eine Beschuldigung der beiden Anderen vorlag — und hiernach sind denn nun, nach Ausweis der Acten, alle drei in Untersuchung Gewesenen in ihre Heimath zurückgeschickt worden.

In dem vorliegenden oberrichterlichen Leutationserkenntnisse ist das Inquisitionsverfahren des Landgerichts als mit: „Umsicht und Sorgfalt“ ausgeführt belobt worden, auch hat die landgerichtliche Entscheidung ausdrücklich Anerkennung gefunden, wie sie denn auch gegen Jahn P. und Jurris P. vollkommen bestätigt worden, und wenn wir auch ganz geneigt sein wollten und durch die wirklich sehr correcte Specialinquisition hinlänglich hierzu bewogen, den Ansichten des Leutationsgerichts in Beziehung auf die Belobigungen beizutreten; so finden wir doch im Wesentlichen der Entscheidung ein Rechtsinstitut anerkannt, das sich durch blosses Nachbilden der deutschen Strafrechtspraxis in Livland gegen mitgebrachte Gesetze und Verordnungen Eingang verschafft hat und dem erst in späterer Zeit das russische Reichsrecht scheinbar als Stütze beigetreten ist, — nämlich die Absolution von der Instanz. Abgesehen zuvörderst davon, dass im ersten Bande dieses Werkes pag. 7 und 51 *in fine* angeführt worden, wie nur die eigentliche Strafbestimmung auf Grundlage der russi-

schen Reichsgesetzgebung nach den besonderen in Livland gültigen Strafformen daselbst üblich ist, dass aber die Beurtheilung der Zurechnung und Abmessung der Grösse der Strafbarkeit u. s. w., wie der Strafprocess selbst, nur nach mitgebrachten livländischen oder daselbst früher recipirten Rechtsquellen stattfinden muss; — so findet sich über diesen Gegenstand Folgendes:

1) Nota a. pag. 375. L. L. *) spricht sich dahin aus: „Wenn die Sache so dunkel ist, dass man weder was darin Recht ist, erforschen, noch auch dem Beklagten, aus Beisorge eines Meineides, den Eid auferlegen kann, so soll man denselben freysprechen, ob er gleich möchte schuldig sein.“

2) Nota a. pag. 352. L. L. spricht über einen gleichen Fall: „— — wodurch der Richter auch nicht erforschen kann, was darin für Recht zu halten sei, so soll man in solchem Fall den Beklagten lossprechen, ob er gleich schuldig sein möchte; allermaassen besser ist, einen Schuldigen, der nicht überführet werden kann, loszugeben, als einen Unschuldigen zu peinigen und zu plagen.“

Es besitzen also die livländischen Strafrichter in den mitgebrachten Rechtsquellen Normen, nach welchen sie über dergleichen zweifelhafte Fälle entscheiden mögen, in welchen keine Ueberweisung der Schuld eines Angeklagten nach der gesetzlichen Beweistheorie stattfindet; in diesen ist aber ausdrücklich vorgeschrieben, in solchen Lagen des Processes nur das „Unschuldig“ auszusprechen.

Bei der in Livland bestehenden gesetzlichen Beweistheorie sind jene angeführten Gesetzesvorschriften dieser Theorie vollkommen adäquat. Denn wenn der Zweck alles Processes in Strafrechtsfällen das Forschen nach materieller Wahrheit ist, welche nur für die Anschuldigung

*) Siehe Bd. 1. pag. 7. No. 3. u. Bd. 2. Thl. 1. p. 106.

der Schuld eines Angeklagten gefunden werden soll, da die ursprünglich bestehende Unschuld eines jeden Menschen nicht erst eines Beweises bedarf, sondern nur durch den Beweis der Schuld aufgehoben werden kann, dieser Beweis jedoch nur nach den gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen abgemessen werden soll; so ist folgerichtig, dass, wenn jene zu erforschende Wahrheit für die Behauptung der Schuld nicht nach solchen gesetzlichen Voraussetzungen hat festgestellt werden können, selbige also nicht existent geworden ist, auch nicht die bestehende Unschuld des Angeklagten aufgehoben sein kann. Bei einer Gesetzgebung, wo auf keinen Fall nach Indicien, wenn sie auch noch so dringend sein sollten, eine Verurtheilung erfolgen soll *), darf der Richter auch nur Schuld oder Unschuld! aussprechen, oder was dasselbe sagen will, feststellen: ist die ursprünglich bestehende Unschuld eines Beklagten durch den gesetzlich geführten Beweis der Schuld aufgehoben oder nicht — ein Drittes kann nicht stattfinden, da nur für die erwiesene Schuld überhaupt eine Strafe erfolgen darf, die Unschuld aber frei ausgehen muss. Das ist nun bei dem Institute der Absolution von der Instanz offenbar nicht der Fall.

Ein von der Instanz losgesprochener Staatsbürger ist als ein durch den Verdacht mit dem angeschuldigten Verbrechen fortwährend in Verbindung Stehender der ganzen Welt zur Schau hingestellt, es wird nur auf besseren Beweis gewartet, um den jetzt Absolvirten des angeschuldigten Verbrechens wegen zu verurtheilen. — Abgesehen von den Eindrücken, welche ein solcher Makel, der ihm bis

*) Art. 22. P. H. G. O. „Item, es ist auch zu merken, dass Niemand auf einicherley Anzeige, Argwohn, Wahrzeichen oder Verdacht endlich zu peinlicher Straf soll verurtheilt werden u. s. w. Denn, soll Jemand endlich zu peinlicher Straf verurtheilt werden, das muss aus eigen Bekennen oder Beweisung beschehen, und nicht auf Vermuthung oder Anzeige.“

über das Grab hinaus anhängt, auf das Gemüth eines feinfühlenden Beklagten nothwendig machen muss und in dessen Stelle ein solcher lieber unschuldig eine Strafe erduldet haben würde, nach deren Ueberstehung er wenigstens mit dem Staate und mit der bürgerlichen Gesellschaft ein ausgesöhntes Leben fortführen könnte; so hat ein solcher Zustand des von der Instanz Absolvirten auch unzweifelhaft seine politischen Folgen.

Ein Mann, dem der Verdacht vom Richter angehängt ist, dass er einen Mord oder Diebstahl begangen, einen Meineid geleistet u. s. w., kann beispielsweise kein Richteramt verwalten, kann kein Vormund sein, ist zeugnissunfähig; ein Weib, dem richterlich der Verdacht nachgerufen ist, einen Kindermord verübt, den Ehebruch begangen zu haben u. s. w., darf weder Kindererzieherin werden, noch ist ihr Ehemann gehalten, mit ihr die Ehe fortzusetzen. Wenn aber die Strafe ein vorausgedrohtes Uebel für ein verübtes Verbrechen ist, das der erwiesenen Schuld an demselben nothwendig folgen muss, so wirft sich bei der Absolution von der Instanz die Frage auf, wie dürfen Uebel, wie sie vorhin aufgezählt worden und die offenbar zu den schwersten Bussen gehören, weil ihre Grenzen nicht zu übersehen sind, einem Staatsbürger richterlich auferlegt werden, wo die Schuld an einem Verbrechen nicht erwiesen ist, wo also auch überhaupt keine Strafe eintreten kann, da die angeführten Gesetze ausdrücklich verordnen, dass in solchen Fällen „der Beklagte freigesprochen werden soll, obgleich er schuldig sein möchte, allermaassen besser ist, einen Schuldigen, der nicht überführt werden kann, loszugeben, als einen Unschuldigen zu peinigen und zu plagen?“

Zu den aus schwedischer Periode sich in Livland eingebürgert habenden und bei den Gerichtshöfen des Landrechts Gesetzesansehen geniessenden schwedischen Rechtsquellen gehört auch eine Sammlung von alten Rechts-

sprüchwörtern und Regeln unter dem Namen „Richterregeln.“ — Von diesen spricht §. 31 bezüglich auf den soeben verhandelten Gegenstand, wie folgt:

„Wird Jemand einer schweren Hals- oder andern Sache, die an Leib und Ehre und Leben geht, beschuldigt, ist aber kein solcher Beweis vorhanden, dass er dessen überzeuget, noch auch mit dem Befreiungseide belegt werden kann; so giebt zwar das schwedische Gesetzbuch an Hand, dass alsdann 12 Männer zu Richtern verordnet werden sollen, und wenn dieselben den Beschuldigten unschuldig erklären, er frei sein, und wenn sie ihn schuldig erkennen, er verurtheilt werden soll (Besiehe das 34. Cap. von Gerichtssachen L. L.): es kann aber zuweilen eine Sache so gar dunkel sein, dass diese 12 Männer sagen, sie können den Angeklagten weder schuldig noch unschuldig erklären, und die Sache also in irriger Ungewissheit stehen bleibet; so kann ein solcher Vorwand nicht gebilliget werden, denn, wenn man einer That nicht genugsam überführen und ihn verurtheilen kann, der ist vor unschuldig zu halten und soll man ihn freisprechen und loslassen. Was wäre es auch vor ein Recht, wenn man diejenigen, so einer That nicht überzeuget werden können, zur Bekenntniss plagen und peinigen wollte; denn es soll der Richter allemal mehr geneigt sein, jemand zu helfen, als zu unterdrücken; so ist ja billig, in allen Rechtshändeln es für eine gemeine Regel zu halten, dass in dunkeln und schweren Sachen, wo die rechte Wahrheit nicht hervorgebracht werden kann: man den Beklagten lieber freisprechen soll, ob er gleich schuldig sein möchte, weile es viel besser und zuträglicher ist, einen Schuldigen loszulassen, als einen Unschuldigen zu quälen und zu peinigen —

maassen der Richter Niemand peinigen soll, er habe denn offenbaren Grund und klare Beweisthümer vor sich: handelt er dawider, ist solches für Gewalt und Unrecht anzusehen, welches ihn in schwere Verantwortung setzen wird.“

Es ist kaum möglich, dass sich der gesetzliche Wille deutlicher und bestimmter aussprechen kann, was geschehen soll in solchen Fällen, in welchen gegenwärtig die dem deutschen Gerichtsgebrauche nachgebildete strafrechtliche Praxis in Livland die Absolution von der Instanz eintreten lässt, und doch ist schon der einzige scheinbare Grund, den die Praxis für ihre Existenz aufführen kann, nämlich die Sorge, dass vielleicht ein Frevel ungerügt bliebe und man bei den enggefassten Grenzen der gesetzlichen Beweistheorie die Möglichkeit offen lassen wollen, bei vorkommenden neuen Beweisen die Untersuchung wieder aufnehmen zu können, weil ein völlig freisprechendes Urtheil keine Wiederaufnahme der Untersuchung auch bei neu aufgefundenen schlagendsten Beweisen der Schuld zulasse, eben so sehr ungerecht, als das Motiv nicht ausser allem Zweifel ist.

Ungerecht ist es, weil es dem schuldig Angeklagten, aber nicht Ueberwiesenen, die Wohlthat, die ihm das Gesetz zusichert, entzieht und weil es dem unschuldig Angeklagten und daher auch nicht Ueberwiesenen die unverdiente Last und Schmach auferlegt, welche, wie bereits angeführt, die Absolution von der Instanz offenbar im Gefolge hat. Der humane Geist, der durch die angeführte Gesetzgebung weht, der lieber sein eigenes Recht gegen den Frevler zum Opfer bringt, um von dem Unschuldigen Schmach und Plage abzuwenden, wird durch jenen Grund, — den alleinigen, der für das besprochene Institut existirt, — zu Schanden gemacht. Während das Gesetz für solche Fälle spricht: „man soll den Beklagten lieber freisprechen, ob er gleich schuldig sein möchte, weil es viel besser und zuträglicher ist, einen

Schuldigen loszulassen, als einen Unschuldigen zu quälen und zu peinigen,“ lässt das Institut der Absolution von der Instanz das Damoklesschwert aller Welt zur Schau über den Häuptern des Schuldigen wie des Unschuldigen schweben, um zugleich durch Schmach und Plage dieses die vermuthete Schuld in Jenem zu strafen, oder doch später strafen zu können; im directen Gegensatze zu dem gesetzlichen Principe.

Und betrachtet man den Beweggrund zu dieser Opposition der Praxis gegen das deutlich ausgesprochene Princip des Gesetzes, dass nämlich die Möglichkeit offen gehalten werden solle, den Frevel zu strafen, wenn er später erwiesen werden könnte, weil gegen ein freisprechendes Urtheil keine Aufnahme des Processes mehr möglich sei; so zeigt sich, wie gesagt, ebenso von vorn herein die Ungerechtigkeit, als es, abgesehen hiervon, solcher Maassregeln nicht zu bedürfen scheint, um auch dem freigesprochenen Frevler das ihm gebührende Recht zukommen zu lassen, da die Voraussetzung, dass gegen ein freisprechendes gerichtliches Urtheil keine Wiederaufnahme der Untersuchung stattfinden dürfe, nicht unbedingt richtig ist.

Hat die Praxis sich competent geglaubt, das Recht zur Wiederaufnahme einer Untersuchung in einem Urtheil ausdrücklich zu reserviren, in welchem gesetzlich auf Freisprechung des nicht überwiesenen Angeklagten erkannt werden sollen; so ist nicht wohl abzusehen, warum nicht auch ohne solche Reservation gegen ein unter solchen Voraussetzungen freisprechendes Urtheil die Untersuchung wieder aufgenommen werden könnte, wenn sich Umstände als existent ergeben, deren Mangel jenes Urtheil ausdrücklich vorausgesetzt hat. Es handelt sich bei Erörterung dieses Gegenstandes allein um die Rechtskraft der in Strafsachen ergehenden Urtheile; — und hierbei fragt sich ferner, welche Natur man der Rechtskraft giebt: ob man derselben die Wirkung beilegen will, dass das Urtheil als

solches und im Augenblicke seiner Existenz unabänderlich und als unumstößliche Wahrheit angesehen werden solle, oder ob man die Rechtskraft desselben eingetreten betrachten müsse, weil gegen solches kein Rechtsmittel mehr eingewandt werden könne, wie im Anklageprocesse nach Analogie des Civilprocesses. Nur in diesem letzten Sinne nahm das römische Recht, das den Anklageprocess voraussetzte, die Rechtskraft der Urtheile in Criminalsachen an, und setzte gewisse Fatalien von 10 Tagen *a dato* des lossprechenden oder verdammanden Urtheils fest, nach deren uneingesprochenem Ablaufe die Rechtskraft desselben eintrat, und sodann keine Wiederaufnahme der Untersuchung nach einem lossprechenden Urtheile von demselben wieder stattfinden durfte — L. 7. §. 2 ff. *de accusationibus et inscriptionibus* (48. 2), — obwohl nach demselben Gesetze die Wiederaufnahme der Untersuchung desselben bereits abgeurtheilten Verbrechens für den Dritten gestattet war, der von der ersten Klage keine Kenntniss gehabt.

Die Carolina schwieg ganz über Rechtskraft der Strafurtheile, und weil man in dem sich nun nach und nach ausbildenden Inquisitionsprocesse die Appellation nicht passend fand, und sich hierdurch auch die Rechtskraft verändern musste, so bildeten sich überhaupt über Rechtskraft der Strafurtheile verschiedene Ansichten, welche sich theils einander selbst widersprachen, zum Theil aber auch eine verschiedene Praxis nach der Localität in Deutschland herbeiführten, wo die P. G. O. als Strafgesetz Bestand hatte. —

Wiewohl in Livland der Anklageprocess ursprüngliche Form des Strafprocesses war, auch solcher zuletzt noch während der schwedischen Herrschaft über Livland von der Staatsregierung sanctionirt wurde*); so hat die Praxis doch nach dem deutschen Strafrechtsprocesse nach und nach den Inquisitionsprocess in Livland vorherrschend

*) Siehe hierüber Geschichte des livl. Strafprocesses von W. von Bock. Dorpat 1844.

gemacht, und es ist der Anklageprocess nur für einzelne privilegierte Stände noch eine Bevorrechtung geblieben und wird analog den Formen des Civilprocesses geführt. Als Regel gilt also der Inquisitionsprocess in Livland, und in diesem vorzüglich ist hier also die Rede von der Rechtskraft der Urtheile.

Muss man nun annehmen, dass im Strafprocesse das Streben auf die Erreichung der höchsten materiellen Wahrheit hingerichtet ist; dass dem Staate nicht daran gelegen sein kann, überhaupt zu strafen, sondern dass die Strafe eine materielle Wahrheit sein soll, d. h. dass sie als die im Gesetze angedrohte unausweichliche Folge der mit höchstmöglicher Gewissheit festgestellten, factisch eingetretenen, vom Gesetze ausdrücklich bezeichneten Voraussetzungen erfolge, — daher mit Erlangung der Rechtskraft eines Strafurtheils, wie im Civilprocesse durch blosse Unterlassung gewisser Remedien, dem vorgesetzten Staatszwecke bei der Strafe nicht gedient sein kann, weil durch solchen Verzicht, wo es sich nur um Rechte zweier streitenden Theile handelt, wohl eine formelle Wahrheit erreicht wird, diese Wahrheit aber nicht das Ziel ist, nach welchem das Institut der strafenden Gerechtigkeit strebt, und es eben so wenig mit dieser Gerechtigkeit, wie mit dem ernstesten Zwecke der Strafdrohung und der hohen Bedeutsamkeit der Strafe selbst, vereinbar ist, wenn ihre Wirksamkeit dort, wo die factische Existenz ihrer im Gesetze bezeichneten Voraussetzungen und in's Leben rufenden Bedingungen mit höchstmöglicher Gewissheit begründet werden kann, nicht erfolgen sollte, weil — eigentlich nichts eingetreten ist, das sie hindern könnte, da ein vorausgegangenes Urtheil, dass ein Angeklagter in seiner Unschuld zu lassen, weil die vom Gesetze bezeichneten Gründe nicht eingetreten, welche ihn derselben verlustig erklären, die Schlussfolge nicht zugleich aufgehoben hat, dass, wenn nun diese Gründe wirklich factisch eintreten, sie auch ihre Wirkung haben sollen; also nur die wahrhafte Unschuld sicher ist vor den

Drohungen, welche das Strafgesetz gegen die Schuld ausspricht: so muss man zu dem Schlusse gelangen, dass es im Strafprocesse eigentlich keine Begrenzung durch Rechtskraft eines Strafurtheils geben kann, in welcher es nicht ebensowohl der verkannten Unschuld auch nach erlittener und unverdienter Strafe freistehen muss, sich zu rechtfertigen, wenn es hierzu die Mittel erhalten, als es dem Strafgesetze freistehen muss, seine Wirksamkeit zu äussern, sobald die gesetzlichen Bedingungen hierzu eintreten, wobei nur in letzterer Hinsicht der Gesetzgeber selbst eine Grenze durch die allgemeine Verjährungsfrist gezogen hat.

Wir wollen diese Ansicht nicht als apodiktische Gewissheit aufstellen, da uns wohl bekannt, dass die Rechtsgelehrten über diesen Gegenstand verschiedener Meinung sind; allein wir schliessen uns in dieser Hinsicht an die Meinungen

Stübel's: *de opinion. vulgari sentent. absolut. in processu inquisit.* etc. etc. 1798.

Henkel's, Darstellung etc., §. 182.

Martin's, Lehrbuch, §. 56.

Tittmann's, Handbuch III. S. 632 u. A. m.

an und haben diese Untersuchung auch nur angestellt, um dem Institute der Praxis wegen der Absolution von der Instanz nachzuweisen, dass in der angeblichen Rechtskraft eines freisprechenden Urtheils auf keinen Fall ein haltbarer Grund für die Nothwendigkeit dieses Instituts zu finden sei, wollte man auch davon ganz absehen, dass, wie gezeigt, die Praxis diese Schöpfung in directer Opposition gegen das Gesetz in's Leben gestellt hat. Denn das einzige Gesetz, welches die Praxis für sich gewinnen will: die Note c. S. 346 L. L., spricht sich eben so wohl für unsere Deduction, dass eine abgeurtheilte Sache wieder aufgenommen werden könne, als für das Institut der Absolution von der Instanz aus, und ist es jedenfalls mit ersterer leichter vereinbar, da es dann *pari passu* mit den Grundsätzen der bereits angeführten Gesetze gehen kann, während nicht an-

zunehmen, dass dieselbe Gesetzgebung zu derselben Zeit zwei gesetzliche Vorschriften erlassen werde, welche mit einander im Widerspruch ständen, was man doch annehmen müsste! wollte man das letztere Gesetz so anwenden, wie es die Praxis für sich in Anspruch genommen.

Note c. S. 346 L. L. *in fine* lautet folgendergestalt:

„Allermaassen wenn ein Meineid zu besorgen und keine vollkommenen Gründe vorhanden sind, den Verdächtigen an die That zu binden und schuldig zu erkennen, der Richter alsdann: die Sache Gottes Gerichte und der zukünftigen Zeit zu überlassen wohl befuget ist: wozu er aber doch nicht schreiten muss; als nur in dem grössten Nothfall, und da nach aller möglichsten Untersuchung kein ander Mittel zu treffen ist.“

Die Sache dem Gerichte Gottes überlassen und der zukünftigen Zeit. Hieraus will nun die Praxis die Berechtigung zu ihrem Institute der Absolution von der Instanz herleiten, aber nicht mit Recht. Denn zuvörderst scheint aus dieser Redeform nichts Anderes fliessen zu wollen, als was die oben citirten Gesetzesvorschriften ausdrücken, nämlich: der Richter möge bei mangelndem Beweis der Schuld den Angeklagten freisprechen, und seine etwaige Schuld einem höheren Richter und dem eigenen Gewissen im Laufe der Zeit überlassen. Dieses Gesetz scheint gleichsam die Erklärung zu geben, sowohl zu den früher angeführten Gesetzen, nämlich dass der Beklagte freizusprechen, auch wenn er schuldig sein möchte — weil diese Schuld Gottes Gerichte zu überlassen und den Wirkungen des eigenen Gewissens im Laufe der Zeit — als es zugleich die Ansicht rechtfertigt, dass Untersuchungen wieder aufgenommen werden können, auch wenn bereits ein lossprechendes Urtheil ergangen, da man die etwaige Schuld dem Gerichte Gottes und der zukünftigen Zeit überlässt, was, wie gesagt, doch wohl nichts Anderes

bezeichnen kann, als den Einwirkungen des eigenen Gewissens im Laufe der Zeit und den Entdeckungen, welche die Zeit in dieser Beziehung machen könnte.

Ist nun das der Fall, wie man nach einer nicht gewagten Schlussfolge aus der Verbindung dieses zuletzt angeführten Gesetzes mit der 31. Richterregel und Note a. S. 375 und Note a. S. 352 L. L. annehmen muss: dass also der Richter die gegen einen Freigesprochenen im Laufe der Zeit sich ergebenden factischen Beweise der Schuld, durch eigenes Anklagen des Schuldigen oder anderweitige unzweifelhafte Argumente, wieder aufnehmen müsse, und nicht nur aufnehmen könne, da wir wohl den Richter sehen möchten, der einen reinigen Sünder, den das eigene nagende Gewissen zum Eingeständnisse eines Mordes treibt, bloß deshalb vom Gerichte zurückweisen wollte, weil er früher auf Grundlage der soeben citirten Gesetze wegen unvollständigen Beweises der Schuld freigesprochen worden, während eben das Gericht Gottes im Laufe der Zeit das Gewissen aufgeregte und das Hervortreten etwaiger anderer Beweismittel gezeitigt: — so muss sich hieraus von selbst zeigen, dass das ganze Institut der Absolution von der Instanz nicht nur, wie wir bereits nachgewiesen haben, mit schreiender Ungerechtigkeit ausgestattet ist, sondern völlig unnöthig und überflüssig, da die bloß stricte Befolgung des Gesetzes dasselbe zu Wege bringen muss, was zur Ehre der Gesetzlichkeit des Instituts der Strafe erforderlich und dienlich, ohne dass es hierzu eines incompeten-ten Vorbehalts für das Gesetz bedürfte, oder gleichsam öffentlichen Stempels des nicht überwiesenen Beklagten: „Dieser ist des Mordes oder Diebstahls nicht überwiesen, aber verdächtig und kann daher wieder zur Untersuchung und Strafe gezogen werden!“

Die Praxis hat durch dieses Institut der Schwäche manches Strafrichters zu Hülfe kommen wollen, die entweder in Unverständigkeit der Leitung der Inquisition selbst

oder darin sich ausgesprochen, dass sie die lautwerdenden Vorwürfe des Publicums: wie ein so arger Verbrecher freigesprochen werden dürfe, nicht ertragen können und daher diesen sogleich die schützen sollende Cautel der blossen Absolution von der Instanz entgegen halten möchten.

Wir dürfen jedoch nicht übersehen, dass in einigen der neueren Gesetzgebungen dieses Institut der Absolution von der Instanz Gesetzeskraft erlangt hat. Diese einer Kritik zu unterziehen, fühlen wir uns nicht berufen und berechtigt, wir konnten uns aber, durch den soeben referirten Criminalfall dazu veranlasst, nicht enthalten, der Praxis nachzuweisen, wie sie auch in diesem Falle — klaren Gesetzesvorschriften entgegen — ihre despotische Gewalt ausgeübt hat *).

Nach dieser Abschweifung dürfte es vielleicht dem Leser nicht unlieb sein, wenn der Verfasser ihn zu der Geschichte dieses Criminalfalles wieder zurückführt. Wir haben gesehen, dass die Strafrichter in vorliegendem Falle auf den wohlbegründeten Widerruf eines unbegründeten Bekenntnisses nicht etwa die Angeklagten, wider welche nun gar kein Beweis vorlag, da das erpresste Geständniss das einzige war, freigesprochen, sondern sie nur von der Instanz absolvirt, und dass die Entlassenen mit diesem Kainszeichen in ihre Heimath zurückgekehrt waren, und solchergestalt die Untersuchungssache bei Gericht abgemacht worden.

Das Landgericht hat in der vorliegenden Entscheidung nach seiner psychologischen Feststellung der Unmöglichkeit, dass hier der Vater sein Kind morden lassen werde, mit der Exclamation geschlossen:

„und doch will uns hier das Bild vorgeführt werden, wo ein Vater sein eigenes Kind durch einen Dritten

*) Man sehe hierüber auch die soeben erschienene Abhandlung des W. v. B. „Die Lossprechung von der Instanz etc.“, im Heft 1. Band IV. der theoretisch-praktischen Erörterungen etc.

vor seinen Augen morden lässt und ungeachtet seines Hülfschreiens den ruhigen Zuschauer macht — ein Bild, von dem ein Jeder mit dem innigsten Wunsche sich abwendet, es möchte ein Trugbild sein; so ergiebt es sich zur Ehre der Menschheit, dass es auch wirklich nur ein Trugbild ist etc.“

Gerne stimmen wir jenem Wunsche bei, können uns aber doch nicht verhehlen, wie die Erfahrung so häufig gelehrt hat, dass solche Wünsche oft nur fromme Wünsche geblieben sind.

Wer kann in der gebrechlichen Menschennatur alle die Triebfedern berechnen, die zur Verlockung hinwirken? Wo findet sich ein für alle Individuen passender Maassstab, nach dem sich das Verhältniss der moralischen Kraft des Widerstandes zu der Verlockung der Reizmittel abmessen liesse? Wenn wir daher auch sehr geneigt sind, mit dem Verfasser jenes Urtheils eine dergleichen Erscheinung, wie die geschilderte, für etwas ganz Ungewöhnliches und fast Naturwidriges zu betrachten, so können wir doch nicht die Unmöglichkeit zugeben, da jede menschliche Natur, selbst die gediegenste, den Leidenschaften unterworfen sein kann; es kommt nur auf die Summe und die Art der Reizmittel an, welche wirksam waren, sie zum Handeln hervorzurufen, und schwerlich lässt sich dann bestimmen, wo ihre Grenzmarken sein werden. Nur Einer war jener Versuchung unzugänglich, er wird ewig ein Muster des Nachstrebens für die Menschheit bleiben und jede moralische Widerstandskraft wird sich nur darnach abmessen, wie weit jenes Beispiel und dessen Lehren in dem menschlichen Gemüthe erkannt und lebendiges Eigenthum geworden! Wir hatten es hier mit dem Gliede einer Klasse der menschlichen Gesellschaft zu thun, der man zwar nicht Religiosität absprechen kann, bei der dieselbe aber grossentheils mehr noch in Gottesfurcht als in Gottesliebe begründet ist, und jene kann leichter überwunden

werden als diese; — das zeigte sich denn auch in dem successiven moralischen Verfall des Jurris P., wie er nach und nach vom Leichtsinn zum Laster des Trunkes, sodann zum Verbrechen überging, und hierfür sogar Strafe erdulden musste. Dieser Betrachtung haben wir nicht ausweichen können, weil wir zeigen wollten, dass jene Annahme: — wie es undenkbar sei, ein Vater werde in seiner Gegenwart und mit seinem Willen sein eigenes Kind morden lassen und taub bleiben für seinen Hülfesruf — nicht durchaus ein Grund gewesen, das Geständniss des Jurris P. für unwahr zu betrachten, und hätte ein Widerruf, blos auf dieses Argument hin, schwerlich juridische Begründung finden können, wären im vorliegenden Falle nicht Zwangsmittel angewendet gewesen, das Geständniss zu erpressen, die das Gesetz verwirft und daher auch ihre Wirkung unzulässig macht.

Hierauf begründet war nun also, wie wir gehört haben, die Sache abgemacht, und ihre Rubrik in den Hallen der Gerichtshöfe längst verklungen, als während der Gerichtssitzung desselben Landgerichts, welches jene Untersuchung geleitet und das vorläufige Urtheil gesprochen hatte, die Anwesenheit des Jahn P. gemeldet wurde, welcher dringend um die Erlaubniss, eintreten zu dürfen, bitten lasse.

Jahn P., hiernach vor Gericht gebracht, blieb mit gesenktem Haupte vor dem Gerichtstische stehen, antwortete auf die Frage nach seinem Begehren nicht, sondern trat in die Gerichtsschranken vor das Ende des Gerichtstisches, wo das Crucifix aufgerichtet stand *), liess sich

*) Die Gerichtsschranken sind eine Galerie, welche die Gerichtssitzung von den Rechtsuchenden abscheidet. Der Gerichtstisch, an dessen oberstem Ende der Präses sitzt, ist mit einem rothen Tuche überdeckt. Auf der Mitte des Tisches steht der sogenannte Gerichtsspiegel, ein aufrecht stehendes dreiseitiges Gestell, auf dessen jeder Spiegelseite ein Ukas Peters I. aufgeklebt ist. Am unteren Ende vor dem Gerichtsspiegel steht in Livland auf dem Gerichtstische auch noch ein Crucifix.

hier auf die Knie nieder und betete mit lauter Stimme das Vaterunser. Als er sich nun wieder erhoben hatte und noch schwieg, that der Richter an ihn die Frage:

Fr.: Warum hast Du diese Stätte zu solcher Herzens-
ergiessung gewählt?

Ant.: (mit Händeringen) Herr — ich bin des Mordes
schuldig an dem Jakob P.! —

Auf gegebene Veranlassung erzählte nun der Jahn P., unter fortwährendem Jammern, dass sein und des alten Jurris P. auf dem Herrenhofe zu L. abgelegtes Geständniss damals zwar durch Strafen und Drohungen von ihnen erzwungen, aber dennoch vollkommen wahr gewesen, dass auch in W. bei dem Ordnungsgerichte ihnen gleich zu Anfange Strafe gedroht worden, wenn sie anders aussagen würden, als von L. berichtet sei, dass aber auch ihr dort abgelegtes Geständniss vollkommen der Wahrheit gemäss gewesen, und dass sie Beide, erst als ihre Versendung an das Criminalgericht ihnen bekannt gemacht worden und sie auf dem Abtritt zusammen getroffen, sich besprochen, ihre Geständnisse aus dem Grunde zu widerrufen, weil solche wegen angethanen Zwanges fälschlich abgelegt worden, was sie auch sogleich bei dem Ordnungsgerichte gethan.

Jahn P. erzählte nun ferner, dass zwischen dem alten Jurris P. und ihm schon seit länger als einem halben Jahre verabredet worden, den Jakob aus der Welt zu schaffen, da er dem Jurris hinderlich gewesen, wieder selbst Wirth zu sein, wonach er besonders seit der Zeit wieder grosses Verlangen gehabt, als er sich mit einer jungen Frau in zweite Ehe begeben. Er habe dem Jahn P. zugesichert, dass er ihn sodann als Hälftner in den Pacht aufnehmen wolle; er möge nur behülflich sein, den Jakob fortzuschaffen. Zuerst sei ihm die Sache fatal gewesen, indessen sei bei ihm wie bei dem alten Jurris der Groll gegen Jakob aus dem Grunde besonders immer gewachsen, weil Jakob nach jedem leichtsinnigen Streiche,

den Jurris und er, Jahn P., zusammen ausgeführt, den Vater mit Ermahnungen, und ihn, Jahn P., mit Vorwürfen, dass er den Vater zu dergleichen Dingen verführe, gequält, und — sonderbar genug — sei damals, als Jakob sich so sehr für den Vater beim Gutsherrn und beim Gerichte bemüht, um von ihm die Strafe für den begangenen Diebstahl abzuwenden, und als wirklich die Strafe in so weit gemildert worden, dass Jurris und Deponent auf die Bitten des Sohnes nicht an das Criminalgericht gesandt, sondern nur auf dem Gute bei dem dortigen Gemeindeggerichte bestraft worden, des Vaters und Deponentens Groll am grössten geworden, und sie hätten wahrscheinlich den Jakob gleich damals aus der Welt geschafft, wenn nicht eine schwere mehrwöchentliche Krankheit diesen auf's Siechbette geworfen, und sie Beide gehofft, ihn auf solche Weise los zu werden. Als aber Jakob nun wieder genesen, hätten Jurris und Deponent den alten Plan wieder aufgefasst, und in jenem Augenblicke, als sie in die Ueberschwemmung schreiten müssen, habe Jurris ihm zugeflüstert, dass jetzt der günstigste Augenblick sei, den noch geschwächten Jakob im Wasser zu ersäufen, zumal der jüngere Sohn, Hans, einen anderen Weg genommen und daher dem Bruder nicht werde helfen können. Jahn P. hatte nun auch, ganz wie er früher beim Gutsherrn gestanden gehabt, den Jakob drei Mal in Gegenwart des Vaters unter das Wasser gestossen, nachdem er ihm früher — angeblich zu seiner Erleichterung — den Brodsack und sein Beil abgenommen gehabt, bis denn auch Jakob nach dem dritten Male nicht wieder unter dem Wasser hervorgekommen. Dem Hans sei später gesagt worden, dass Jakob von selbst im Wasser verunglückt sei. Unter den heftigsten Aeusserungen einer nagenden Gewissensangst brachte Jahn P. die vorstehenden Geständnisse vor Gericht, und bat zur Erleichterung seines Herzens um eine baldige Strafe.

Auf die an ihn gerichteten Fragen, warum er denn früher mit diesem Geständnisse so hartnäckig zurückgehalten, gab er zu Protocoll: „Damals, als Ihr mich mit Euren Fragen und Ermahnungen so gewaltig gedrängt habt, dachte ich Tag und Nacht an nichts Anderes, als wie ich mich gegen Euch sichern könnte; als ich aber wieder in Freiheit war, und mich von Aussen Niemand drängte, da habe ich den Gedanken gar nicht los werden können, dass ich den guten Jakob aus der Welt geschafft, und meine Angst und dass ich von keinem Menschen deshalb Linderung erhalten könne, hätte mich fast zum Selbstmorde geführt; da fiel mir ein, ob ich nicht Erleichterung finden würde, wenn ich die ganze Sache eingestehen und vom Gerichte Strafe erhalten würde — und schon jetzt fühle ich mich erleichtert.“

Man traf nun sogleich Veranstaltung, den alten Juris P. auch vor Gericht bringen zu lassen, und obwohl die Gewissensangst in diesem unverkennbar war, so sprach sie sich doch mehr in einer hartnäckigen dumpfen Verstockung aus, die allererst einer mehrtägigen Inquisition und Confrontation mit dem Jahn P. bedurfte, bis sich die lange verhaltene Schuld gleichsam in einer Explosion ihres Druckes in einem Geständnisse entledigte, und den alten Sünder in einen Wahnsinn ähnlichen Zustand versetzte, aus welchem er durch priesterlichen Zuspruch in einen milderen Ausdruck der bittersten Reue nach und nach übergeführt wurde. — Seine Geständnisse äquiparirten sich ganz denen des Jahn P., deren Beider Gemüthszustand einen höchst merkwürdigen Gegenstand für eine psychologische Betrachtung bieten könnte. Auch er gestand, dass sich zuerst ein Missverhältniss zwischen ihm und seinem ältesten Sohne eingestellt, als dieser ihm Vorstellungen wegen seiner erst in späteren Jahren eingetretenen Leidenschaft für den Trunk gemacht; dass sich diese Abneigung gesteigert, je tiefer Deponent in dieses Laster versunken und je dringender

des Sohnes desfallsige Ermahnungen geworden, dass sie aber in Hass übergegangen, als er ein junges Weib genommen und diese ihm fortwährende Vorwürfe gemacht, dass er nicht selbst Wirth und Verwalter des Pachthofes sei und gleichsam von der Gnade seines Sohnes leben müsse, er also offenbar den Sohn für die Ursache seiner ehelichen Zwistigkeiten ansehen müssen. Aber mehr noch sei sein Hass gesteigert worden, als er, um die Wünsche seiner jungen Frau befriedigen zu können, und dadurch ihre ihm lange vorenthaltene Gunst wieder zu erlangen, sich entschlossen, einen bedeutenden Diebstahl zu begehen, und als dieser Diebstahl sogleich entdeckt und er zur Strafe gezogen worden. Ob nun wohl durch Verwendung seines Sohnes die Strafe bedeutend gemildert worden, so habe er doch diesen allein nur für die Ursache seiner Entehrung durch die erhaltene Strafe gehalten, — er allein sei die Ursache gewesen, dass nunmehr seine junge Frau ihn gänzlich zurückgewiesen, und er all die Freuden entbehren müssen, die er in ihrer Gunst und ehelichen Vertraulichkeit zu erlangen gehofft. Hierdurch sei zuerst in ihm der Gedanke erweckt worden, sich seines Sohnes zu entledigen; war er aus dem Wege geräumt, so fielen mit ihm alle die Hinderungen hinweg, die sich jetzt einem vorgespiegelten glücklichen Leben entgegenstellten, denn mit dem Abscheiden seines Sohnes glaubte er wieder in den Besitz des Pachthofes zu kommen, den er mit Jahn P. zu theilen gedachte, um an diesem einen tüchtigen Arbeiter zu acquiriren, da er selbst (69 Jahre alt) zur schweren Arbeit nicht mehr vermögend gewesen. Durch dergleichen Vorstellungen bewogen, habe er sich denn mit Jahn P. zu dem Morde seines Sohnes verbunden, und solchen auch durch Jahn P. in seiner Gegenwart, wie im ersten Verhöre des Gutsherrn von L. angegeben, ausführen lassen, als Jakob in seiner Krankheit nicht ge-

storben, wie er sehnlichst gewünscht, sondern von derselben wieder genesen.

Wer erkennt nicht in der Schilderung dieses furchtbaren Seelenzustandes die Selbstsucht, die sich nur in der Befriedigung sinnlicher Begierden wohlgefällt, und die entsetzlichen Folgen dieser Leidenschaft! Er musste in seinem Sohne die moralische Missbilligung des Lasters der Völlerei hassen, weil er ihrer selbst unfähig war, und sie zumal bei dem Sohne für Anmaassung hielt, da die Selbstsucht immer mit Ueberschätzung eigenen und Geringschätzung irgend eines fremden moralischen Werthes verbunden ist; daher konnte er auch die Liebe des Sohnes nicht anerkennen, denn der Selbstsüchtige liebt nur sich, und erkennt entweder die Liebe eines Anderen nicht oder nimmt sie für Tribute, die seinem Werthe gebracht werden; Gefühle der Dankbarkeit sind nur einem reinen Gemüthe eigen, sie enthalten die Anerkennung der Verdienste eines Anderen um uns, und legen in so fern schwere Verpflichtungen auf, weil ihre Grenzen in der Dauer niemals zu bezeichnen sind; der Selbstsüchtige erkennt aber bei Anderen nichts an, und will am wenigsten schwere Verpflichtungen gegen Andere übernehmen. Der Naturtrieb der Elternliebe endlich musste aber in einem Gemüthe, wie das des Jurris P. völlig zurückgedrückt sein, erwägt man, dass er sich nur sinnlichen Begierden ergeben, und unter diesen der Geschlechtstrieb — bei Naturen dieser Art ohnehin alle zarteren Herzenstriebe zerstörend — am überwiegendsten sein musste, da er aus verschiedenen Gründen unbefriedigt bleiben mochte.

Denkt man sich nun ein menschliches Gemüth, in welchem alle diese Leidenschaften fessellos toben mussten, weil es eben die Widerstandskraft nicht erlangt, welche die Erkenntniss jenes ewig Heilbringenden gewähren kann; so werden die leidenschaftlichen Ausbrüche desselben jedem Unbefangenen Schauer erregend und ungeheuer er-

scheinen, während sie doch nur Consequenzen jener Gemüthszustände sind — und so sah Jurris P. in dem vollbrachten Morde seines Sohnes auch nur das erreichte Mittel zu dem vorgesetzten Zwecke. Aber der Zweck war nicht erreicht, und doch waren alle Opfer gebracht; trat nun hierdurch, wie bei Jurris P., die Erkenntniss des Entsetzlichen dieser Opfer ein, so ist die an Raserei grenzende Verzweiflung des alten Mannes um so natürlicher, je mehr er die heiligsten Gesetze der Natur freventlich verhöhnt und zerstört; — er selbst schrie immer seine Gewissensqual als unendlich aus, und bat flehentlich selbst um die härteste Strafe. Aber auch diese beruhigte ihn nicht, er hatte die höchste Körperstrafe erduldet, die das Gesetz auferlegte, war mit dem Zeichen des Mordes in seinem Gesichte gezeichnet, und zog dennoch, in Verzweiflung um den zu spät erkannten gemordeten Sohn, jammernd in die fernsten Gegenden Sibiriens zu lebenslänglicher Zwangsarbeit hin.

Jahn P., der eigentlich ausübende Mörder des Jakob, erhielt auch die Strafe für Mord und wurde gleichfalls gestempelt nach Sibirien zur Zwangsarbeit versandt, musste aber von Jurris P. gesondert transportirt werden, weil dieser bei seinem Anblicke immer zum Toben gereizt wurde. Indessen litt er stiller und ergebener und seine Reue schien zwar aufrichtig, aber nicht so tobender Art als bei Jurris P.; er erlitt die Körperstrafe mit Geduld und Ergebung, dankte sogar dem Richter für dieselbe, und betheuerte wiederholt, dass mit seinem freiwilligen Bekenntnisse seine entsetzliche Gewissensangst beruhigt worden — wem fällt nicht hierbei das Trauerspiel von Müllner: „Die Schuld“ ein, in welchem Hugo, nach dem Geständnisse des Brudermordes, sein ruhiger gewordenes Gemüth mit den Worten bezeichnet:

„Ausgebrannt, aber ruhig steht das Haus!“

Bei dem Landvolke in einigen Gegenden Livlands
hat sich aus fröhlicher Zeit **Der** Gebrauch erhalten, dass
Todtschlag des Jahn A.

heit und der Sitte wider zu treten, als es höchstens eine
unverfängliche Uebernachung gestattet. Je häufiger sich eh-
renwerthe junge Bauernmänner bei einem Mädchen um diese
Gunft beworben haben, desto höher hat sie sich in der
Achtung ihrer Standesgenossen gestellt und kann mit Ge-
wissen auf eine auskömmliche Verheirathung hoffen.

Besonders im Gange ist dieser alte Gebrauch bei
den Letzten in der nächsten Umgebung der Kreisstadt Wen-
den, wo dieses Volk jedenfalls vor seinen entfernt wohnen-
den Standesgenossen einen höheren Grad von Cultur er-
reicht hat, wie solches in der Regel bei den Landbewoh-
nern in der nächsten Umgebung von Städten der Fall ist,
wenn wir auch nicht überall die höchsten Grade der Cultur
zugleich als die Träger der erhöhten Sitzenreife be-
trachten wollen; jedenfalls aber musste diese ausgefacht
sein und was es auch, was ein so von der männlichen Ju-
gend ausgezeichnetes Mädchen zugleich eine höhere Ach-
tung oder Anerkennung bei den älteren Personen ihres
Standes bewahrt und erworben haben sollte. Zu solchen
gehörte in jener Zeit, als das vorzutragende Ereignis vor-
fiel, auch das zur Berggemeinde des Gutes R. Neuhof ge-

schienen, während sie doch die Consequenzen jener Ge-
müthsart sind — und so sah Jarris P. in dem voll-
brachten Mord seines Sohnes auch nur das erreichte Mit-
tel zu dem verpöbten Zwecke. Aber der Zweck war
nicht erreicht, und doch waren alle Opfer gebracht; trat
nun dadurch, wie bei Jarris P., die Erkenntnis der
Unmöglichkeit dieser Opfer ein, so ist die an Haxer
gegebene Versicherung des alten Mannes um so natür-
licher, es wäre es die heiligsten Gesetze der Natur fre-
ventlich zu verletzen und zu tödten, — er selbst schreie immer
seinem Dämonenpakt als Verpflichtung aus, und hat höchstlich
selbst die härteste Strafe. Aber auch diese begabige
Strafe ist nicht die höchste Körperstrafe, welche

Todtschlag des Jahn A.

in einem Gemüthe geübt, und sag demnach, in Ver-
antwortung von dem in dem gemordeten Sohn,
hinsichtlich zu einer lebenslangen Sibirien zu lebensläng-
licher Zwangsarbeit.

Jahn A. war ein sehr schrecklicher Mörder des Ja-
hns, welcher die Strafe für Mord und wurde gleich-
falls geübt, und wurde zum Zwangsarbeit verurtheilt,
wurde aber von Jarris P. gespart transportirt wor-
den, weil Jahn bei seinem Tode immer zum Tode
gerufen wurde. Indessen ist er nicht nur ergriffen und
schreckt es nicht, sondern hat auch nicht so sehr
Art als bei Jarris P., so sehr die Körperstrafe mit
Geld und Freigabe, dankte sogar noch Richtig für die
Strafe, und wiederholt, dass mit seinem freu-
digen Willen eine solche gewissensvolle be-
stünde, und nicht hierbei das Trauerspiel
von J. A. Die Schuld war, in welchen Klagen
nach dem Gemüthsstand des Brudermordes, sein ruhiger ge-
wöhnlicher Gemüth mit den Worten hervorgehoben
angebracht, aber nicht das Haus.

Bei dem Landvolke in einigen Gegenden Livlands hat sich aus frühester Zeit der Gebrauch erhalten, dass junge unverehelichte Männer sich in die Schlafstätten der mannbaren Jungfrauen ihres Kreises begeben und mit ihnen oft mehrere Nächte das Lager theilen, ohne der Keuschheit und der Sitte näher zu treten, als es höchstens eine unverfängliche Umarmung gestattet. Je häufiger sich ehrenwerthe junge Bauermänner bei einem Mädchen um diese Gunst beworben haben, desto höher hat sie sich in der Achtung ihrer Standesgenossen gestellt und kann mit Gewissheit auf eine anständige Verehelichung hoffen.

Besonders im Gange ist dieser uralte Gebrauch bei den Letten in der nächsten Umgebung der Kreisstadt Wenden, wo dieses Volk jedenfalls vor seinen entfernt wohnenden Standesgenossen einen höheren Grad von Cultur erreicht hat, wie solches in der Regel bei den Landbewohnern in der nächsten Umgebung von Städten der Fall ist, wenn wir auch nicht überall die höheren Grade der Cultur zugleich als die Träger der erhöhten Sittenreinheit betrachten wollen; jedenfalls aber musste diese unangefochten sein und war es auch, wo ein so von der männlichen Jugend ausgezeichnetes Mädchen zugleich eine höhere Achtung oder Anerkennung bei den älteren Personen ihres Standes bewahrt und erworben haben sollte. Zu solchen gehörte in jener Zeit, als das vorzutragende Ereigniss vorfiel, auch das zur Bauergemeinde des Gutes R.-Neuhof ge-

hörige achtzehnjährige Mädchen Marie aus dem Bauernhofe T., die wir also hinfort Marie T. nennen können, da sie es ist, um welche die Begebenheiten damals spielten, und auch ihre ausgezeichnete Persönlichkeit die unschuldig wirkende Ursache zu dem tragischen Ausgange derselben war. Wir können allerdings und ohne Bedenken die Marie eine ausgezeichnete Persönlichkeit nennen, da selbst der damals verhandelnde Richter zu seinem Protocolle die Bemerkung machen lassen, dass Marie beim Eintreten in das Gerichtslocal durch ihre Schönheit und ihren wahrhaft edlen Anstand das Gerichtspersonal in Erstaunen gesetzt. Wenn solche Wärme in einem Inquisitionsprotocolle vorgefunden wird, das doch in der Regel nur Eis athmet, so muss doch wohl an der Sache was gewesen sein.

Aber nicht allein die männliche Jugend der grossen R.-Neuhofschen Bauergemeinde, zu welcher Marie T. gehörte, bewarb sich um ihre Gunst, sondern auch die jungen Leute des benachbarten Gutes W., und hierin lag die Ursache zu mancherlei Eifersüchtelei und Reibungen, da Marie T. zu ihren Gestattungen den Principien dieses alten Gebrauchs folgen mochte, welche ganz besonders Wohlanständigkeit und sittliche Führung in dem jungen Menschen als Basis voraussetzten, auf welches die Mädchen die Erlaubniss bauten, ihr Lager mit ihm zu theilen. Im vorliegenden Falle hatte aber Marie einem Jüngling aus ihrer eigenen Gemeinde, dem zwanzigjährigen Jahn G., am öftersten die Gunst bei ihr zu schlafen gestattet, und ein eben so fleissiger Bewerber, der nach W. gehörige Jahn R., war zwar nicht von der Marie abgewiesen worden, hatte aber das permanente Unglück, jedesmal zu spät zu kommen und den Jahn G. immer schon im Besitze des Bettes zu finden; nur ein Mal war es ihm geglückt, vor dem G. sich in das Bette zur Marie zu legen, als dieser gleich darauf auch schon erschienen war und durch imponirendes Benehmen den Jahn R. vermocht, aus dem Bette

zu steigen, welches der Jahn G. sogleich wieder, zur nicht geringen Verwunderung des R., eingenommen und Letzterem nur überlassen, in demselben Zimmer gemächlich eine Pfeife Tabak zu rauchen. Hierdurch war zwischen diesen zwei Männern Feindschaft entstanden, und Jahn R. hatte gegen G. die Drohung ausgestossen, dass er sich vor ihm in Acht nehmen möge, welcher Drohung aber G., im Gefühle der Sicherheit des Besitzes und der Kraft, nur verhöhrendes Lachen, dass er sich wie ein dummer Junge aus dem Bette schwatzen lassen, entgegengesetzt.

Einige Tage hierauf, am 21. Juli Abends, waren in dem W.schen Reekekrüge sieben Reiter zusammengekommen, und zwar Jahn R., Jehze M., Peter S., Peter O., Krisch R., Ansch K. und Jahn A., welchen der Jahn R. als Anführer den Vorschlag machte, ihren Heimweg durch das T.-Gesinde zu nehmen, um zu sehen, ob nicht Jahn G. wieder bei der schönen Marie sei.

Jahn G. war aber zu gleicher Zeit in dem Jaune-Krüge mit fünf R.-Neuhofschen Jungen versammelt und zwar mit:

Dawe K., Jahn B., Jakob B., Krisch P., Matz G., und scheint zu dieser Versammlung eben so sehr Verabredung zum Grunde zu liegen, als zu jener der Reiter, obwohl diese nur zu Fusse waren. Auch diese machten einander den Vorschlag, durch das T.-Gesinde zu gehen und nach der Marie zu sehen. Unter Anführung von Jahn G. war dieser Vorschlag ausgeführt. Jahn G. war auch zur Marie hineingegangen und war, nachdem er sie freundlich begrüsst, mit seinen Kameraden, welchen der Dawe K. auf einer Violine spielend vorausgeschritten, weiter gegangen, bis beide Trupps im Dunkeln zusammengetroffen. Ob nun wohl sogleich der Kampf ausgebrochen und sich sehr heftig aus dem einen T.-Gesinde in das andere gezogen, so leugnet doch jede Partei eben so, die angreifende gewesen zu sein, als sie die Absichtlichkeit der

Versammlung selbst und des Rencontres in Abrede stellen, dem man aber leicht das Unwahre ansehen kann, wenn man auf die Feindseligkeit der beiden Anführer zurückblickt, die wir oben bereits nachgewiesen haben.

Nach einstimmiger Aussage sämtlicher Mitglieder der beiden Parteien waren von Seiten der R.schen Partei nur bewaffnet gewesen:

1) Jahn G., welcher nach eigenem Geständnisse in der Nähe der Riege des T.-Gesindes einen etwa 5 Fuss langen Stecken ergriffen und diesen am dicken Ende, das er gerade umspannen können, gefasst und solchergestalt einem Vorüberreitenden der anderen Partei auf den linken Oberarm dergestalt zwei Hiebe versetzt, dass das Ende des Steckens abgesprungen, der Reiter laut nach Hülfe gerufen und auf seinem scheu gewordenen Pferde mit Verlust seines Huts davon gejagt sei.

2) Jakob P., der gleichfalls nach eigenem Geständnisse während des Tumults ein Eggenholz ergriffen und in der Dunkelheit mit demselben zugeschlagen, indessen nur ein Pferd getroffen; ob ein Reiter auf demselben gewesen, habe er nicht sehen können; aus der Dunkelheit sei ihm aber zugerufen worden: schlag doch auf den Reiter und nicht auf das Pferd.

Von der entgegengesetzten W.schen Partei ist Niemand, der bekannt haben sollte, bewaffnet gewesen zu sein, aber der W.-sche Junge Jehze M. hat angezeigt, dass er, zu Pferde sitzend, im Vorbeireiten an der Riege zwei heftige Schläge auf den linken Oberarm bekommen, sein Pferd scheu geworden und er davon gejagt, wobei er seinen Hut verloren, was mit dem Geständnisse des Jahn G. correspondirt.

Unzweifelhaft sind die W.schen Reiter während des Kampfes, obwohl die grössere Zahl, dennoch im Nachtheile gewesen, und haben sich theils zu Fuss, theils zu Pferde

durch die Flucht salvirt, und es hätte sonst die ganze Sache wie ein jugendlicher Excess hierdurch beendet erscheinen können und wäre niemals zur Kenntniss des Criminalrichters gekommen, hätte man nicht nach Beendigung des Kampfes, nachdem man die verlorenen Hüte und zwei herrenlose Pferde, als Trophäen des Sieges, eingefangen, zugleich einen der W.schen Reiter entdeckt, der anscheinbar ganz besoffen da gelegen und unaufhörlich vomirt. Weil die Finsterniss sehr gross gewesen, hat Jahn G. im Beisein der Uebrigen und der Gesindesbewohner mittelst eines Feuerschlages dem Daliegenden einige Helligkeit in's Gesicht geschafft, und soll hiernach geäussert haben: „dieser ist es, dem ich zwei Hiebe versetzt habe; bei dem ersten wankte er und bei dem zweiten fiel er vom Pferde.“

Der dortliegende W.sche Bauerjunge Jahn A., den man für betrunken hielt und im Freien liegen lassen wollte, damit er daselbst seinen Rausch ausschlafen möchte, starb aber, während die Leute ihn noch betrachteten, und nun nahm wohl allerdings die Sache eine ernsthaftere Physiognomie an und musste bei Gericht anhängig gemacht werden.

Der Leichnam des Jahn A. wurde, Allem zuvor, dem Kreisarzte zur Obduction übergeben und fand sich hierbei, dass äusserlich an dem ganzen Körper durchaus nicht die geringste Abnormität zu entdecken war, nur die äussere Bedeckung des Schädels fühlte sich sehr weich und teigig an. Nach Wegräumung derselben fand sich unter dieser über die ganze Ausdehnung des blosliegenden Schädels eine coagulirte Blutmasse von der Erhöhung eines Zolls, und nachdem man diese weggenommen, zeigte sich der Schädel selbst aus allen Näthen gerissen und vom Scheitelpunkte her parallellaufende Fissuren, aber kein Schädelbruch.

Das Gutachten des Arztes ging dahin, dass die absolut tödtliche Verletzung nur durch das Einwirken einer grossen Gewalt perpendicular und unmittelbar auf den Scheitelpunkt des Kopfes herbeigeführt sein müsse.

Der einzige Fingerzeig, von wem diese Gewalt ausgeübt sei, brachte den Jahn G. vor den Inquirenten, da von ihm angezeigt war, er hätte beim Anblicke des Sterbenden gesagt: dass er ihm zwei Hiebe gegeben; von dem ersten sei der Reiter gewankt, vom zweiten aber augenblicklich zu Boden gestürzt.

Wider keinen anderen sämmtlicher Inculpaten war irgend eine desfallsige Anzeige, da der Jakob B. geständigermaassen nur auf ein Pferd geschlagen gehabt, auch solches durch die Aussage zweier Mitinculpaten sichergestellt war, von welchen einer ihm zugerufen, auf den Reiter und nicht auf das Pferd zu schlagen.

Jahn G., über die von ihm gemachte Aeussierung vor Gericht befragt, stellte sie unabweichlich in Abrede, wiederholte sein schon abgelegtes Geständniss, einem vorüberjagenden Reiter zwei Hiebe auf den linken Oberarm versetzt zu haben, und berief sich auf die Unmöglichkeit, dass er den Jahn A. überhaupt habe erkennen können, da es so finster gewesen, dass man des Feuerschlags bedurft, um dem ruhig Liegenden in's Gesicht zu schauen und ihn zu erkennen.

Von allen den Personen, welche über die beregte Aeussierung des Jahn G. Nachricht geben könnten, war aber nur das Mädchen Anna Z. vom Richter als zeugnissfähig zugelassen worden, weil die Anderen theils mithandelnde Personen, theils aber auch Verwandte des B. waren, welche sich durch bereits erkannte unwahre, dem Jahn G. geflissentlich nachtheilige Aussagen so sehr verdächtig gemacht hatten, dass man sie nicht zum Zeugnisse zulassen wollte.

Die Anna Z. hat nun eidlich ausgesagt: Es habe Jahn G., als er den A. beleuchtet, gesagt, dass er diesem im Vorbeireiten zwei Hiebe gegeben, nach deren erstem er gewankt, nach dem zweiten aber vom Pferde gestürzt. Zeuge fügt noch hinzu, dass er aber nicht gesagt,

die zwei Hiebe dem Reiter auf den Kopf geführt zu haben, eben so wenig mit dem Baume, den er soeben in der Hand gehabt, als er den A. besichtigt, da er diesen Baum oder Stecken erst aufgehoben, als sie den A. entdeckt.

Ausserdem hat Zeuge noch die Bemerkung hinzugefügt, dass sie nicht entscheiden wolle, ob Jahn G. diese Aeussierung in Wahrheit, oder nur aus Grossprahlerei gemacht, und sei sie davon überzeugt, Jahn G. würde sie gewiss nicht ausgesprochen haben, wenn man damals den A. schon im Sterben und nicht bloß als betrunken angesehen.

Wir lassen nunmehr in dem weiteren Fortgange aus dem vorliegenden Urtheile den Richter selbst sprechen.

„Es bleibt also der wider Inculpaten Jahn G. geführte Beweis nur auf den Aussagen eines Zeugen beruhen, und ist daher incomplett, da das Gesetz wenigstens zweier Zeugen Aussagen zur Ueberweisung verlangt.

„Aber wenn man auch die Aussagen aller übrigen verworfllich befundenen Zeugen admittiren könnte, so würde es sich doch nicht um die Ueberführung des Inculpaten rücksichts der That des verübten Todschlags selbst, sondern nur um den Beweis jener Aeussierung des Jahn G. handeln.

„Ein jedes Geständniss eines Beschuldigten muss vor dem Richter abgelegt werden, soll es eine überweisende Qualität wider den Bekennenden erlangen; ein aussergerichtlich gemachtes Geständniss, wäre es als solches auch vollkommen erwiesen, involvirt doch nur einen Verdacht, den die P. H. G. O. im 32. Art. eine redliche Anzeigung zur Anwendung der peinlichen Frage nennt. Also schon in dieser Hinsicht dürfte die Aussage der Anna Z. nur einen Verdacht wider Jahn G. begründen. Es unterliegt aber auch das, was dieses Zeugniss umfasst, noch näherer Prüfung.

„Stellt man solches mit dem Leichenbefunde zusammen, so ergiebt sich, dass die Kopfverletzung bei Denato durch Einwirkung einer grossen Gewalt unmittelbar auf

den Scheitelpunkt des Kopfs erfolgt sein muss, und dass, wenn diese Gewalt in sehr starken Schlägen bestanden, diese nur perpendicular auf den Scheitel gefallen sein müssen. Erwägt man aber, dass in dem aussergerichtlichen Geständnisse des Jahn G. enthalten ist, wie er dem Denato zwei Schläge versetzt, durch welche er niedergestürzt, so zeigt sich in dieser Aussage schon ein Widerspruch. Denn mochte auch Inculpat eine noch so grosse Waffe zum Zuschlagen führen, so bleibt es immerhin eine physische Unmöglichkeit, dass er, ein Fussgänger von mittler Statur, einem anderen Manne zu Pferde, mithin bedeutend höher als er, die geführten Streiche gerade auf diese Stelle des Kopfes hat appliciren können, und doch muss nur dorthin die Gewalt gewirkt haben, wenn der vorliegende Effect hervorgebracht werden sollte; während G.s Hiebe nur die Seitenrundungen des Kopfes hätten berühren müssen, an welchen nach dem Befundscheine keine Spur zu finden ist.

„Wenn also solchergestalt A. die tödtenden Schläge unmöglich von irgend einem Fussgänger, auf dem Pferde sitzend, empfangen haben kann und man daher annehmen muss, dass er schon vom Pferde gewesen, als sie ihm ertheilt worden: so liegt hierdurch in dem aussergerichtlichen Geständnisse eine Unhaltbarkeit offenbar auf der Hand, da der Jahn G. gesagt haben soll, dass dieser (Denatus) der sei, den er durch zwei Hiebe vom Pferde herunter geschlagen, da nachgewiesen, dass Jahn A. durch die einzigen Hiebe, die an ihm zu entdecken gewesen, nämlich die tödtenden, eben so wenig vom Pferde herunter geschlagen sein kann, weil er sie möglichen Falles nur erhalten, als er schon vom Pferde gewesen, als Jahn G. in der Finsterniss während des Jagens zu Pferde den A. erkannt haben kann, um nachher sagen zu können, dieser ist es, den ich vom Pferde geschlagen, da er selbst in jenem Augenblicke Feuerung bedurft, um dem Menschen in's Gesicht zu leuchten, und daher die Vermuthung des einzigen

Zeugen guten Grund zu haben scheint, dass Jahn G., hat er wirklich jene Aeussierung ausgesprochen, nur Grossprahlerei getrieben, zumal zu der Zeit der allgemeine Glaube war, der Daliegende sei nur stark betrunken und nicht sterbend.

„Sowohl also die Natur des Beweises, als auch dessen Unzulänglichkeit und insbesondere auch die Qualität des Eingezeugten gestatten nicht, den Jahn G., trotz seines Leugnens, des Todtschlages für überwiesen zu erachten, und ist daher dieser Inculpatus und der Jakob B. und die übrigen Inculpaten alle im Verdachte zu lassen, obwohl er in einem höheren Grade als Jakob und die Uebrigen.“

Der Unterrichter hat auf Grundlage dessen, dass alle die W.schen Jungen, mit Ausnahme des Knaben Matz G., schon wegen der Zusammenrottirung strafbar erscheinen, alle in Verdacht gelassen und daher nur bis zum Eintritte besserer Beweise von der Instanz absolvirt, ausserdem aber für die Rottirung dem Jahn G. 40 Hiebe, dem Jakob B. 30 Hiebe und jedem der übrigen W.schen und R.-Neuhofschen 20 Hiebe Stockschläge dictirt.

Der Oberrichter hatte die unterrichterliche Argumentation: dass Jahn G. dem jetzigen Denato die tödtlichen Schläge unmöglich auf den Scheitel gegeben haben könne, während dieser zu Pferde war, verworfen, indem hierbei vorausgesetzt worden, dass Jahn A. in ganz aufrechter Haltung zu Pferde gesessen, „da doch vielmehr zu vermuthen, dass er, zumal auf der Flucht begriffen, nur gebeugt gesessen und zwar sehr möglich gerade nach der Seite, von wo die Schläge gefallen, auch er nach dem aussergerichtlichen Geständnisse Inquisiti von dem ersten Schlage schon betäubt und gewankt, und, desto mehr gebeugt, den Kopf dem zweiten Schlage preisgegeben,“ und daher der Jahn G., Leugnens der That ungeachtet, wie gleichmässig der Jakob B. und die übrigen R.-Neuhofschen Leute, derselben für verdächtig zu erachten und

bis zum Eintritte fernerer Beweise nur von der Instanz zu absolviren, „und in Vorschrift des 158. Kriegsartikels für verschuldete Schlägerei, welche die Tödtung eines Menschen zur Folge gehabt, *arbitrarie*:

„Jahn G. mit 10 Paar Ruthen, Jakob B. mit 50, die Neuhofschen Bauern: Dawe K., Johann B. und Krisch P., ein jeder mit 40 Stockschlägen, demnächst aber auch die Wischen Bauern, wenngleich nicht des Todtschlages verdächtig, jedoch, weil sie aus Muthwillen die Schlägerei herbeigeführt, ein jeder mit 30 Stockschlägen zu bestrafen, und also das unterrichterliche Erkenntniss zu schärfen gewesen.“

Dieses Urtheil wurde ordnungsmässig in Erfüllung gesetzt und hierdurch wahrscheinlich die Eifersucht des Jahn R., des offenbaren Anstifters jenes Cavallerieangriffes, bedeutend abgekühlt, für Jahn G. hat aber seine ritterliche Tapferkeit schlimme Folgen gehabt; denn nicht allein, dass er eine empfindliche Strafe erdulden müssen, sondern seine Holde hat ihn auf das Bestimmteste zurückgewiesen, als er einige Zeit später sie zu seinem Weibe begehrt, weil er richterlich im Verdachte gelassen worden, einen Menschen erschlagen zu haben und sie daher die gebotene Hand nicht annehmen werde, so lange er sie von einem solchen Makel nicht gesäubert haben sollte; hierüber hat sich Jahn G. bei dem Untersuchungsrichter beklagt, aber natürlich nichts dadurch erreichen können.

Es liegt uns aber hierdurch zugleich in der Erfahrung eine der Folgen vor Augen, welche das von uns bereits verhandelte, von der Praxis bei uns eingeführte Institut der Absolution von der Instanz hinterlässt. Jahn G. ist durch die vorliegenden Urtheile in Verdacht gelassen, den Jahn A. erschlagen zu haben.

Wenn wir auch von der Argumentation des Untersuchers, dass Jahn G. die von den Gerichtsärzten zu dieser Art Verletzung erfordernten Schläge als Fussgänger

dem Reiter Jahn A. unmittelbar auf den Scheitel nicht hat appliciren können, eben so wie von der durch den Oberrichter über eben denselben Gegenstand aufgestellten Hypothese, wie Jahn G. dennoch diese Hiebe dem A. auf den Kopf versetzen können, für's Erste abstrahiren wollen: so steht doch einerseits strafprocessrechtlich fest, dass die Geständnisse des Jahn G. als Beweismittel gegen ihn durchaus nicht weiter ausgedehnt werden dürfen, als sie von ihm abgelegt wurden, und andererseits ist aus den Untersuchungsacten nicht minder gewiss, dass Jahn G. nirgend wo ausgesagt hat, einem Reiter oder wohl gar dem Jahn A. Hiebe auf den Kopf versetzt zu haben, auch überhaupt nur von einem Act zweimaligen Zuschlagens in seinen Geständnissen spricht und hierzu den Ort neben der Riege des T.-Gesindes bestimmt, was unter Bedingungen damaliger Gemüthsverfassung des G. die mehrste Wahrscheinlichkeit für sich haben möchte, da in diesem Gebäude die Marie, der eigentliche Zankapfel, ihre Schlafstätte hatte.

Wenn nun aber das Zeugniß der Anna Z. besagt, dass Jahn G. selbst gestanden, dieser sei es, den er durch zwei Hiebe vom Pferde gehauen, und es daher den Schein gewinnen will, dass Jahn G. noch einen zweiten Act des Zuschlagens eingestanden, da Jahn A., der Sterbende, von der Riege nach dem in den Acten befindlichen, in *natura* aufgenommenen Situationsplane wenigstens 300 Schritte entfernt lag und daher der Todtschlag des Jahn A. auf keinen Fall durch die Hiebe erfolgt sein kann, welche Jahn G. selbst geständig bei der Riege einem Reiter ertheilt haben will, um so weniger, als sich zu diesen Hieben der leidende Theil in dem W.schen Jungen Jehze M. gefunden: so ist gegen diese aus den Depositionen der Anna Z. gemachten Folgerungen Nachstehendes actengemäss:

1) Der Jahn G. hat der Aussage der Anna Z. unver-

rückten Widerspruch entgegengesetzt, und dadurch ist die angebliche Aussage des Jahn G. bei dem Sterbenden unerwiesen geblieben.

2) Die Aussage würde aber an sich schon eine offenbare Ungereimtheit enthalten, die auch G. selbst andeutet, nämlich: dass er im Dunkeln einen vorüberjagenden Reiter sollte erkannt haben, während er und alle Uebrigen des Feuers bedurft, um den ruhig Daliegenden zu erkennen.

3) Dass Anna Z. selbst die angeblichen Aeusserungen des Jahn G. bei dem Sterbenden für Grossprahlerei halte, die er auf keinen Fall gesagt haben würde, hätte man damals schon gewusst, dass der Jahn A. im Sterben sei.

Aus allem dem muss man schliessen, dass ein zweiter Act des Zuschlagens wider Jahn G. nicht erwiesen, und eben so wenig der an Jahn A. wahrgenommene Zustand durch die von Jahn G. eingestandenen, bei der Riege geführten Schläge erfolgt sein kann, mithin der Richter den Jahn G. in dem Verdachte des an Jahn A. ausgeübten Todtschlages gelassen hat:

1) auf die Möglichkeit hin, dass Jahn G. wirklich jene Aeusserung bei dem sterbenden Jahn A. nicht nur gemacht, sondern auch dass sie nicht Prahlerei, sondern wahr gewesen, und

2) auf die fernere Möglichkeit hin, dass, wenn nun wirklich jene Aeusserung von Jahn G. der Wahrheit gemäss gemacht sein sollte, der Jahn G. auch wirklich dem reitenden und vorbeijagenden Jahn A. dergleichen Schläge unmittelbar und perpendicular auf den Scheitel versetzt, nach welchen eine solche Folge an dem A. und dessen Schädel eingetreten, als der ärztliche Befundschein ihn aufgenommen, wiewohl nirgends ein Beweis dafür spricht.

Ohne uns nun bei der Kritik dieser Möglichkeit länger

zu verweilen, behalten wir im Auge, dass der Richter den Jahn G. im Verdachte begangenen Todtschlags gelassen, während nicht festgestellt ist, dass wirklich ein Todtschlag begangen worden, und hierbei kommen wir darauf zurück, dass eigentlich in vorliegender Sache der objective Thatbestand nicht mit Gewissheit festgestellt werden können.

Denn der Obducent hat in seinem Gutachten nur gesagt, dass die in seinem Berichte angezeigte absolut lethale Verletzung des Schädels Denati durch eine grosse Gewalt, die unmittelbar auf den Scheitelpunkt desselben perpendicular gewirkt hat, herbeigeführt worden, und hat in seinem Gutachten mit Bezugnahme auf Henke's Handbuch der gerichtlichen Medicin sich dahin ausgesprochen, dass diese Gewalt auch in starken, gerade auf den Scheitelpunkt gewirkt habenden Schlägen bestanden haben könne. Wäre nun anderweitig erwiesen, durch Geständnisse oder in anderer Art, dass Jahn A. wirklich so gewichtige und gerade dorthin treffende Schläge erhalten habe, so wäre allerdings der objective Thatbestand des Todtschlags hergestellt; so lange aber ein solcher Beweis nicht hat geführt werden können, so ist auch noch nicht in Gewissheit gesetzt, dass überhaupt ein Verbrechen begangen ist, da es in vorliegendem Falle nur darauf ankommt, welche so heftig wirkende Gewalt jene Erscheinungen an dem Schädel Denati hervorgebracht, ertheilte Schläge oder sonstige Zufälligkeit, und da liegt die Vermuthung wohl eben so nah und vielleicht näher, dass im Jagen, nach dem Situationsplane eine kleine Anhöhe hinunter, jetziger Denatus vom Pferde herunter gerade auf den Kopf gestürzt sein kann.

Durch Annahme einer solchen Hypothese liessen sich die Erscheinungen vielleicht leichter erklären, da durch den Aufstoss des Schädels bei dem Sturze ein allgemein wirkender Druck auf denselben stattgefunden haben würde, während einzelne so heftige Schläge Spuren ihres Auftreffens hinterlassen haben müssten, welche weder in der

äusseren Bedeckung, noch auf dem Schädel selbst bemerkt worden. Wir haben die Bemerkungen über die mangelnde Feststellung des objectiven Thatbestandes in vorliegendem Falle nicht als Vorwurf gegen die urtheilenden Richter aufstellen wollen, da wir sehr wohl einsehen, dass eine solche Feststellung bei diesem Sachverhältnisse schwerlich überhaupt durch den Untersuchungsrichter herbeigeführt werden konnte; wir hatten aber hier abermals Gelegenheit, die drückenden Wirkungen von der Anwendung des Instituts der Absolution von der Instanz nachzuweisen, die eine Strafe auch für den Unschuldigen ist, während doch unsere Gesetzgebung überall den Grundsatz ausspricht: eher den Schuldigen freisprechen, als den Unschuldigen strafen! Im vorliegenden Falle muss aber dieser Makel des Verdachtes dem Jahn G. *in infinitum* anhängen, denn, hätte festgestellt werden können, dass die tödtliche Schädelverletzung dem Denato Jahn A. durch ertheilte Schläge zugefügt worden, so würde für Jahn G. die Möglichkeit vorhanden sein, wenn er sich selbst frei hiervon wüsste und es also doch von einem seiner Kameraden ausgeübt wäre, den Beweis wider diesen zu führen und zugleich sich von allem Verdachte solchergestalt zu reinigen; da aber das nicht der Fall, und also die Verletzung auch durch einen Sturz, wie wir vorher sagten, oder einen anderen Zufall ohne Einwirkung durch dritte Personen entstanden sein kann, so würde der Beweis, den Jahn G. führen müsste, ein rein negativer sein müssen, nämlich der, dass er nicht die Schläge auf den Scheitel des Jahn A. geführt, und ein solcher Beweis liegt nach dem Verhältnisse dieser Untersuchungssache nicht in dem Bereiche der Möglichkeit, Jahn G. kann sich daher niemals von diesem Verdachte reinigen — und Marie T. bleibt ihm für immerdar verloren, wenn sie consequent genug gewesen sein sollte, bei ihrer Weigerung zu beharren.

A d a m B.

Diebstahl.

Zu dem Gute A. B. C. und dessen Gutsbesitzer
habe bei M. B. C. eine sogenannte Baderin, in welcher vor vielen Jah-
ren ein Knecht dieses Bauerhofs, Adam B., seine
Weibe Anna B., welche sich mit ihm in
zweite Ehe begeben, nachdem ihr erster Mann gestorben
war, müssen und in vielen Jahren keine Nachricht von sich
gegeben. Die Umgebung dieses kleinen Paares hielt es
für sehr arm, aber doch nach seiner Art für glück-
lich, doch war das Weib jetzt im vierten Jahre ihrer zwan-
zigen Verheirathung zum ersten Male in gestuerten Lebens-
umständen. Dieses Paar ist es, welches das handelnde
Personal für den nachfolgenden Vortrag bilden wird, so-
gleich auch, als handelnde Person, das Knechtweib
Marja B. aus demselben Bauerhofs, das, unbekannt aus
welchem Grunde, in gespannten Verhältnissen zu Adam
B. und seinem Weibe lebte und mit Beiden häufig haderete.
In der Nacht vom 20. September wurden aus der
Kleide des Peter B., Wirth aus einem der Kränke Ge-
lehrer des Gutes B., von welchem mehrere Gesinde unter
dem Collocatnamen Kränke aus Dorf bilden, mehrere
Sachen und etliches Geld, zusammen in dem Werthe von
etwa 10 Rthel Stk., gestohlen, indem der Dieb durch das
Dach in die Kleide gestiegen und durch das Dachstuhl auf
die Behälter aufgemacht und in der Nacht vom 20. zum
21. nächsten Jahres waren dem zweiten Kränke Wirth,

Zu dem Gute Alt-A—f und dessen Gribbasch-Gesinde bei M. gehört ein ganz isolirt stehendes kleines Gebäude, eine sogenannte Badstube, in welcher vor vielen Jahren ein Knecht dieses Bauerhofes, Adam B., allein mit seinem Weibe Anna lebte, welche sich mit diesem in zweite Ehe begeben, nachdem ihr erster Mann Soldat werden müssen und in vielen Jahren keine Nachricht von sich gegeben. Die Umgebung dieses einsamen Paares hielt es zwar für sehr arm, aber doch nach seiner Art für glücklich; auch war das Weib jetzt im vierten Jahre ihrer zweiten Verehelichung zum ersten Male in gesegneten Leibesumständen. Dieses Paar ist es, welches das handelnde Personal für den nachfolgenden Vortrag bilden wird, zugleich auch, als mithandelnde Person, das Knechtsweib Marja B. aus demselben Bauerhofe, das, unbekannt aus welchem Grunde, in gespannten Verhältnissen zu Adam B. und seinem Weibe lebte und mit Beiden häufig haderte.

In der Nacht vom 29. September wurden aus der Kleete des Peter R., Wirth aus einem der Kraukle-Gesinder des Gutes H., von welchem mehrere Gesinder unter dem Collectivnamen Kraukle ein Dorf bilden, mehrere Sachen und einiges Geld, zusammen in dem Werthe von etwa 15 Rubel S.-M., gestohlen, indem der Dieb durch das Dach in die Kleete gestiegen und durch Mukschlüssel alle die Behälter aufgemacht; und in der Nacht vom 25. April des nächsten Jahres waren dem zweiten Kraukle-Wirth,

Simon B., einem Stiefbruder des Peter R., gleichfalls aus seiner Kleele durch Aufmucken des Thürschlusses 140 Rubel S.-M. in baarem Gelde und viele andere Effecten, alle zusammen in dem Werthe von 200 Rubel S.-M., gestohlen und von beiden Diebstählen waren die Thäter nicht zu entdecken, obwohl sich beide Bestohlene Mühe genug geben mochten, sie aufzufinden.

Marja B., deren Mann ein Bruder des Eheweibes von Simon B. war, äusserte zuerst ihren genannten Verwandten Verdacht gegen Adam B. und sein Weib, ohne auch nur einen plausibeln Grund für ihre Vermuthung angeben zu können, und wurde daher zwei Mal mit solchen Verdachtsäusserungen von den Damnificaten zurückgewiesen, bis denn endlich Simon B. declarirte, er würde nicht eher wider Adam B. verfahren, bevor nicht Marja B. ihm wirkliche Verdachtsgründe vorgebracht, die ihm alsdann zur Seite stehen könnten, wenn er den Richter gegen Adam B. aufrufen sollte, und hiermit hatte Simon B. und Peter R. die Bitte an die Marja B. verbunden, nunmehr bei dem Adam B. in ihrem Interesse aufzupassen.

Marja B., solchergestalt an der Ambition gefasst, schlich nun alle Abende, wenn sie die beiden Bewohner der kleinen Badstube zur Ruhe gegangen vermuthete, unter das einzige kleine Fenster dieses anspruchlosen Gebäudes, da sie wusste, dass das Lager der Beobachteten gerade unter dem Fenster stand, und sie hoffte, auf solche Weise etwa ein Gespräch zwischen beiden Eheleuten behorchen zu können. Mit bewundernswerther Beharrlichkeit hatte dieses Weib vom 28. April bis zum 7. Mai Abends diese Procedur fortgesetzt und an diesem Abende erreichte sie ihren Zweck; denn sie hörte deutlich zwischen Mann und Frau folgendes Zwiegespräch:

Das Weib: „Mein Gott, mein Gott! die eine Sünde hast Du noch nicht abgeüsst und die andere hast

Du schon begangen, wenn das herauskommt, so ist es um uns geschehen.“

Der Mann: „Was hast Du für Besorgniss; nicht hat man den gefunden, der den Einen bestohlen hat, so wird man auch den nicht finden, der den Anderen bestohlen hat, mögen nun Fremde oder Verwandte sagen: „,,wer den einen Bruder bestohlen, der hat auch den anderen bestohlen,““ wir wollen es nachsprechen, und auf uns armen Leute wird Niemand verfallen.“

Hiermit war durch irgend ein Geräusch das Zwiegespräch unhörbar geworden, und Marja B. hatte sich von ihrem Posten fort und nach Hause begeben, des nächsten Morgens aber die Bestohlenen sogleich von ihrer Entdeckung in Kenntniss gesetzt, welche nunmehr mit den örtlichen Gemeinderichtern den Adam B. durch genaue Haussuchung überrascht und wirklich sämmtliche, bei Peter R. im September v. J. gestohlene Sachen und sogar das baare Geld noch vorrätzig gefunden; von den Sachen des Simon B. war aber in der kleinen Wohnung durchaus nichts entdeckt worden.

Adam B., nunmehr vor Gericht genommen, gestand den Diebstahl bei Peter R. ein, sagte, er hätte alles das Gestohlene zuerst zu seinem Weibe gebracht, welches ihn aber zurück und dahin angewiesen, die Sachen sogleich wieder an den Eigenthümer zurück zu bringen, und gestand ferner, er hätte dieselben hierauf in einer ihm gehörigen Heukuje verborgen, aus welcher er sie aber später, als er das Heu verbraucht, wieder in seine Wohnung gebracht und sein Weib sie nunmehr in ihren Kasten verschlossen. Auch die Art der Ausführung des Diebstahls giebt Adam B. so an, wie man sie bei Aufnahme des objectiven Thatbestandes voraussetzen müssen; aber den zweiten Diebstahl bei Simon B. leugnet Adam B. verübt zu haben; indessen findet sich später bei dem Gemeindegerrichte zwar ein Geständniss, aber ein sehr bedingtes, nämlich,

dass ihm alles gestohlene Wesen in derselben Nacht, ehe er es mit sich nehmen können, wieder gestohlen worden. Bei dem Ordnungsgerichte, wohin die Sache remittirt werden müssen, zeigt sich im Anfange der Verhöre die merkwürdige Erscheinung, dass, wie Adam B. den Diebstahl bei Simon B. auch hier zuerst geleugnet, dessen Weib Anna als Denunciantin wider ihn aufgetreten und ausdrücklich zu Protocoll gegeben, dass in der Nacht, als er den Diebstahl verübt, er ihr sogleich eine Anzeige davon gemacht, und sie ihn in aller Hast gefragt, wohin er die Sachen gelegt, weil sie gefürchtet, er würde sie wieder ins Haus bringen; er habe ihr aber zur Antwort gegeben, dass es sie nichts angehe. In dem ordnungsgerichtlichen Protocolle ist nun wieder verzeichnet, dass, nachdem sein Weib ihm ins Gesicht gesagt, dass er auch den Diebstahl bei Simon B. verübt, Adam B. nun auch diesen Diebstahl begangen zu haben, unumwunden eingestanden, die Art der Ausführung genau so angegeben, wie man sie später nach dem Befunde vermuthen müssen, und vornehmlich alle die dem Simon B. gestohlenen Sachen ganz so specificirt, wie B. selbst sie aufgegeben; nur die Summe des Geldes wusste er nicht anzugeben, sondern hat den Betrag nur dahin bezeichnet, dass es eine grosse Menge Geld gewesen.

Nunmehr vom Gerichte befragt, wohin er alle die dem Simon B. entwendeten Sachen und Geld verborgen, zeigte Adam B. an, dass er sie in einen grossen Sack gethan und in einen nahegelegenen Wald gebracht, wo er sie unter Strauch verborgen. Das Ordnungsgericht schickte den Inquisiten unter gehöriger Bewachung nach Alt-A—f zurück, mit dem Aufgeben an die Gutsverwaltung, durch Inquisiten die Sachen und Geld im Verstecke nachweisen, solche sogleich durch Damnificaten recognosciren zu lassen, und würden sie als ihm gehörig befunden werden, sie ihm anzuliefern und sodann Inquisiten mit einem Berichte über das Ergebniss an das Ordnungsgericht zurückzuschicken.

Adam B. kam mit seiner Wache auf dem Hofe zu Alt-A—f an, als soeben das Gemeindegerecht vor dem Gemeindehause versammelt war, wohin man den B. führte. Hier mit gebundenen Händen angekommen, entriss sich B. plötzlich seinen Wächtern und sprang, ohne sich zu besinnen, in den vor dem Hause belegenen sehr tiefen Teich, in welchem er auch sogleich zu Grunde sank. Aber der Gemeinderichter John P. war mit gleicher Entschlossenheit dem Adam B. ins Wasser nachgestürzt und hatte ihn an den Haaren von dem Grunde herauf und mit Beihülfe der Uebrigen auf's Trockene gebracht, wonach man den Adam B. wieder ermunterte und sodann um die Ursache dieses Versuchs zum Selbstmorde befragte. Als einzige gab Adam B. an, dass er ausser Stande sei, die dem Simon B. gestohlenen Sachen nachzuweisen, und mit dieser Declaration wurde Adam B. wieder unter Wache an das Ordnungsgericht zurück geschickt. Nach Inhalt des ferneren ordnungsgerichtlichen Protocolls ist zwar B. bei seinem Geständnisse wegen des bei Simon B. begangenen Diebstahls verblieben, hat aber betheuert, ausser Stande zu sein, die gestohlenen Sachen nachzuweisen. In dieser Verfassung ist sodann die Untersuchung an das Criminalgericht eingesandt worden, woselbst das Specialverhör gegen Adam B. veranstaltet wurde.

Sogleich im ersten Verhöre bei dem Criminalgerichte nahm Adam B. sein Geständniss wegen begangenen Diebstahls bei Simon B. vollkommen zurück, weil ihm solches sowohl bei dem Gemeindegerechte als auch bei dem Ordnungsgerichte abgepresst worden. Von diesem Widerruf war B. nicht zurückzubringen, obwohl unter Benutzung aller in den Acten deshalb liegenden Unvereinbarkeiten mit demselben wider B. sachgemäss inquirirt und ihm sein Refrain, dass ihm durch Strafen dasselbe extorquirt sei, dadurch widerlegt wurde, dass hierüber in den ordnungsgerichtlichen Protocollen nichts verzeichnet stehe. Einem Haupt-

argumente dieser Inquisition gegen den Widerruf: woher er mit solcher Genauigkeit die dem Simon B. gestohlenen Effecten einzeln angeben können, wenn er nicht der Dieb sei oder von dem Diebstahle wisse? setzte B. die unbefangene Einwendung entgegen, dass Simon B. bei Gelegenheit, als man bei ihm, Adam B., Haussuchung angestellt, selbst und mehrere Male speciell die Sachen aufgezählt, die ihm alle gestohlen worden und zugleich die Art der Ausübung des Diebstahls erzählt gehabt, wodurch der Inquisit im Stande gewesen sei, später, als man ihm schon das Geständniss abgezwungen, auch anzugeben, was er gestohlen haben solle, um sich solchergestalt nur von der Strafe zu befreien.

Der Widerruf des B. hatte eine sehr unwahre Aussen-
seite und der Inquirent hatte, ohne erst die Erkundigungen wegen Begründung desselben durch Feststellung der von B. angegebenen Gründe zum sogenannten falschen Geständnisse einzuholen, zuvörderst der Versuch gemacht, um vielleicht sogleich den Widerruf niederzuschlagen, das Weib des B. hierüber zu vernehmen. Hierbei ergab sich aber und wurde vom Inquirenten ermittelt, dass, wie sehr man auch im Publico der Meinung gewesen war, dass dieses einsame Paar Menschen, das in so enger Behausung zusammen lebte, in freundlichem, nach Umständen vielleicht glücklichem Verhältnisse zu einander stehe, nur Todtfeindschaft für einander fühlte und sich einander auf's Aeusserste grollte. Der Inquirent war zuvörderst bemüht gewesen, dieses gegenseitige Verhältniss der beiden Eheleute und dessen Entstehung auszumitteln, und da hatte sich Folgendes ergeben: das Weib Anna war früher schon an einen nachmaligen Soldaten verehelicht gewesen, war sehr böse von Natur und heirathete nunmehr den Adam B., ein ursprünglich träges Gemüth. Diesem hatte sie immerwährend die Vorzüge ihres ersten Mannes und dessen himmelweite Ueberlegenheit über Adam B. vorgehalten, mehr aus Streitsucht

und weil sie eigentlich niemals den Adam zum Streite bekommen können, und es mochte Jahre gedauert haben, bis die angeblichen Vorzüge seines Antecessor dem Adam denn doch zu dick geworden sein mochten, denn im dritten Jahre seiner Ehe hatte er seinem Weibe auf alle die gerühmten Vorzüge ihres ersten Mannes jedesmal als Antwort eine Tracht Prügel zukommen lassen und auf solche Weise zur Begründung eines recht argen gegenseitigen Grolls das noch Fehlende hinzugethan; — dergestalt, dass, wenn vor Gericht Beide gegeneinander gestellt wurden, Adam B., ohnehin ein mundfauler, träger Mensch, den leidenschaftlichen Ausbrüchen seines Weibes nur Zähnefletschen entgegensetzte, während sie sich in den entsetzlichsten Schimpfreden und Flüchen verging und ihren Mann vorzugsweise (Ellesmerga) Höllenpest nannte.

Unter solchen Umständen war von dem Zeugnisse der Anna nicht viel Heil zu erwarten, so leicht man dessen Inhalt schon vorauswissen konnte, obwohl sie betheuerte, nicht aus Groll gegen ihre Höllenpest, sondern nur der Wahrheit gemäss ihr Zeugniß einzurichten. Nunmehr also über die Schuldhaftigkeit ihres Mannes an dem bei Simon B. verübten Diebstahle und was sie hiervon wisse, befragt, deponirte dieselbe: dass ihr Mann selbst ihr gestanden, den Diebstahl bei B. begangen zu haben — entgegen dem unabweichlichen Widerspruche des Adam B., während er den Diebstahl bei Peter R. ohne Rückhalt eingestanden.

Man hatte der Anna von Gerichtswegen ihren Hass gegen ihren Mann verweislich vorgehalten und sie zur unbefangenen Aussage dessen, was ihr über die Diebstähle wirklich bekannt sei, ermahnt, worauf sie nach langem Nachsinnen eingestand:

„eigentlich hat er mir nicht ausdrücklich gesagt, dass er bei Simon B. gestohlen, aber weil er schon bei Peter R. gestohlen gehabt, so ging ich ihm gleich zu Halse, als ich von dem Diebstahle bei B. hörte,

dass er auch diesen begangen, und weil er ja niemals das Maul aufthut, wenn man ihm etwas sagt, und er auch jedesmal dazu stillschwieg, wenn ich ihn beschuldigte, so glaubte ich, er habe es mir dadurch eingestanden und glaube es auch jetzt noch, da er nun einmal ein solcher höllischer Dieb ist.“

Man überzeugte sich durch geeignetes Nachfragen davon, dass beide Eheleute auf einem Lager schliefen und stellte hierauf an die Anna die Frage: Ob sie denn bemerkt, dass ihr Ehemann in der Nacht das Lager und Haus verlassen, als er bei dem Peter R. gestohlen?

Antwort: Allerdings; er hat mir aber nicht gesagt, wohin er ging; nur als er die Sachen nach Hause brachte, gestand er es mir, und da habe ich ihn sogleich wieder fortgejagt, damit er die Sachen wieder an den Eigenthümer zurückbringen möchte, was er auch gethan zu haben nachher mir vorgelogen hat; aber allererst im Winter kam er wieder mit denselben Sachen heran und da war es zu spät, darüber Anzeige zu machen und ich nahm sie schon lieber in Verwahr, als dass er sie durchbringen sollte.

Frage: Ob sie denn ebenso bemerkt, dass ihr Mann in der Nacht vom 25. auf den 26. April des nächsten Jahres das Bett und Haus verlassen, als bei Simon B. gestohlen worden?

Antwort: In dieser Nacht ist mein Mann nicht vom Bette gekommen, denn es war die Nacht vom Sonntage nach Ostern zum Montage, dessen ich mich genau entsinne; da ist er nicht aus dem Hause gegangen.

Frage: Aber gerade in dieser Nacht ist ja bei Simon B. der Diebstahl begangen!

Antwort: Das kann wohl sein, aber mein Mann ist in der bezeichneten Nacht nicht vom Hause gegangen, obwohl ich ihn immer noch für einen Dieb halte.

Es war der Anna auf keine Weise begreiflich zu machen, dass, wenn ihr Mann in der bezeichneten Nacht nicht das Haus verlassen, sie alsdann auch keinen Verdacht auf ihn wegen des Diebstahls bei Simon B. haben könne, da selbiger gerade in dieser Nacht stattgefunden habe. Der Groll, der liess aber kein vernünftiges Einsehen zu, und der Richter hatte hiernach in der Sache weiter procedirt. Man hatte nämlich zu den Acten bewahrheitet, dass ebensowohl bei dem Gemeindeggerichte, als später bei dem Ordnungsgerichte der Amtseifer sich selbst überboten, und Adam B. bei beiden Gerichten durch Stockschläge gezwungen worden, seine Eingeständnisse wegen des bei Simon B. verübten Diebstahls abzulegen, da man die desfallsige Anzeige der Anna für unfehlbaren Beweis der Schuld des B. nahm und daher in Letzterem nur verstocktes Leugnen sehen wollte.

Auffallend ist, dass, wie sehr auch das Weib Anna gleich geneigt ist, alles Nachtheilige wider ihren angeklagten Ehemann auszusagen, damit man ihm, wie sie selbst zu Protocoll sich ausgesprochen, „recht nachdrücklich das Fell gerben möchte,“ weder sie noch Adam das in der Nacht behorchte Zwiegespräch eingestehen wollen, welches die erste Veranlassung zu der Haussuchung bei ihnen war und somit zu der Entdeckung des wirklich durch Adam begangenen Diebstahls bei Peter R. führte. — Adam B. hatte zwar zugegeben, dass er auch im Gribbasch-Gesinde einen ähnlichen Ausspruch gethan, als in dem Zwiegespräche ihm in den Mund gelegt werden wollen, nämlich: „dass wer den einen Bruder Peter R. bestohlen habe, auch den Diebstahl bei dem anderen, Simon B., verübt haben werde,“ indessen führt derselbe dagegen an, dass er dies nur gesagt, um damals den Verdacht wegen des Diebstahls bei Peter R. von sich abzuwenden. Ob nun wohl dieses Ableugnen des Zwiegesprächs die Glaubwürdigkeit der Aussage der Marja

B. nicht aufheben kann, sofern durch die Entdeckungen bei der Haussuchung offenbar eine Verification dieser Angaben zu finden ist, so ist doch anderentheils ein fernerer Verdachtsgrund wider den B., dass er nämlich die dem Simon B. entwandten Effecten specificiren und die Art der Ausübung dieses Diebstahls anzugeben vermocht, dadurch sehr geschwächt, dass, wie bereits angeführt, B. in seinem Widerruf angebracht, der Simon B. habe bei Gelegenheit der Haussuchung zu wiederholten Malen alle die gestohlenen Sachen dem B. vorerzählt und nicht minder demonstrirt, in welcher Art der Diebstahl vollbracht. Das hat nach angestellten Verhören sowohl Simon B. eingestanden, als solches auch von den gegenwärtig gewesenen Gemeinderichtern bestätigt ist.

Mochte nun auch durch alles das und insbesondere durch die Gewissheit, dass Adam B. durch erhaltene Strafen zu seinen Geständnissen gezwungen worden, der Widerruf desselben begründet erscheinen, sofern ein Hauptrequisit zur Zeugnisfähigkeit des Geständnisses: das Ungezwungene und vollkommen Willensfreie desselben, mangelte und solches daher gar nicht als Beweis wider Adam B. admittirt werden durfte; musste ferner das Zeugnis der Anna gegen ihren Ehemann, welches unter anderen Umständen, als gegen ihn abgelegt, vollkommen beweisfähig hätte erscheinen müssen, unter den vorliegenden völlig verworfen werden, da es, in Groll und Feindschaft gegeben, aller Glaubwürdigkeit ermangelte: so war doch Adam B. nichts desto weniger des Diebstahls bei Simon B. gar sehr verdächtig. — Denn

- 1) bestand schon der allgemeine Verdachtsgrund wider ihn, dass er geständiger- und überwiesenermaassen ein Dieb war, da der Diebstahl bei Peter R. ihm imputirt und er der gesetzlichen Strafe unterzogen werden musste;
- 2) war wider den Verdachtsgrund, der sich aus seiner Kenntniss des bei Simon B. Gestohlenen und wie solches

bewerkstelligt war, gegen ihn ergeben, nur die Möglichkeit nachgewiesen, dass und wie er kein Verdachtsgrund sein konnte; es war aber eben so viel Wahrscheinlichkeit noch immer dafür, dass er wirklich aus eigener Kenntniss alles das aufnennen konnte, was er angezeigt hatte;

3) war das nächtliche Zwiesgespräch nur abgeleugnet, von der Marja B. aber ihr desfallsiges Zeugniß eidlich erhärtet und deren Angabe durch den nachfolgenden Befund verificirt worden, bestand daher nach wie vor als Verdachtsgrund wider Adam B.

In Berücksichtigung aller dieser Umstände hatte denn auch der Richter dahin für recht erkannt:

dass Adam B. für den bei Peter R. verübten qualificirten Diebstahl mit zehn Paar Ruthen bei dem Gemeindegerrichte zu bestrafen und sodann auf freien Fuss zu stellen, wegen des bei Simon B. stattgefundenen grossen Diebstahls aber bis zum Eintritte besserer Beweise von der Instanz zu absolviren und das Weib Anna ganz straffrei zu erkennen. V. R. W. Dieses Urtheil wurde an dem Adam B. executirt, erregte aber im Publicum grosse Sensation, da man nichts Geringeres erwartet, als den B. wegen grossen Diebstahls verurtheilt und daher nach Sibirien verschickt zu sehen.

Man tadelte das Criminalgericht gar sehr wegen dieser unnöthigen Milde, während die öffentliche Meinung die Gerichte der Voruntersuchung wegen ihres energischen Verfahrens angelegentlich in Schutz nahm; das Weib des Adam B. hatte auf Ehescheidung geklagt und sie erlangt und Adam B. war wegen des nichtbestraften, bei Simon B. begangenen grossen Diebstahls offenbar in solchen Verruf gekommen, dass er nirgendwo einen Dienst erlangen, sondern sich ferner durch Betteln forthelfen musste, obwohl auch hierin sein Ruf ihm dermaassen hinderlich wurde, dass er dem Hungertode hätte erliegen oder wieder stehlen müssen, wenn nicht seine Gemeinde verpflichtet

gewesen wäre, ihm nothdürftige Mittel zum Unterhalte zu reichen.

Das sind die schweren Lasten, die dem Strafrichter sein Beruf auferlegt, und nur die eigene Ueberzeugung, festen Schrittes die Bahn gewandelt zu sein, die allein die steilen Höhen zum Tempel Astraea's hinaufführt, giebt ihm Licht und Lohn zu seinem Thun und für die Entbehrungen der Anerkennniss von aussen; denn nimmer werden diese Bürden erkannt, aber immer wird den gebührende Verachtung des Volks und seiner selbst treffen, der sich diese erleichtern, wohl gar von seinen Schultern abwälzen wollte. Schmach ist der Lohn für Ungerechtigkeit und Buhlerei um Volksgunst!

Aber hier trat unter tausend Malen die merkwürdige Erscheinung ein, dass das Publicum mit Beschämung die Gerechtigkeit des Strafurtheils anerkennen musste! Wir theilen im Folgenden die Auflösung mit.

Der Simon B., obwohl noch immer in der Meinung von des Adam B. Schuld an der Entwendung seiner Sachen und Gelder beharrend, hatte doch ununterbrochen, wohin er nur gekommen, von diesem Diebstable erzählt, alle die ihm entwandten Sachen specificirt und die Art des Diebstahls beschrieben. Dies war auch in dem zum Gute K. gehörigen Ermeke-Gesinde geschehen und einige Wochen später waren ein Paar Individuen aus diesem Bauernhofe nach der Stadt W. zum Markte gefahren, wo ihnen auffiel, dass der seit wenigen Wochen in dem anderen Ermeke-Gesinde vom Gute A. aus dem dortigen Gribbasch-Gesinde als Wirth eingewanderte Jacob A. ein Paar Bohlen Wachs von verschiedener Grösse, von welchen das eine Stück in der Mitte gebrochen war, verkaufte, und dass Simon B. unter seinen entwandten Sachen gerade zwei Stücke Wachs in dieser Art beschrieben hatte.

Man hatte dem Damnificaten erst spät von dieser Bemerkung Nachricht gegeben, der ohne Weiteres dem Ja-

cob A. ins Haus gegangen und ihn hierüber zur Rede gestellt. Einige unbeholfene Verlegenheiten des Jacob A. hatte Simon B. benutzt, war dringender gegen ihn geworden, hatte sogleich die Gemeinderichter herbeigebracht und für seine Gefahr Haussuchung verlangt, wo sich denn die meisten von den entwandten Effecten des Simon B., von dem Gelde aber nur 106 R. S. M. vorfanden, da dem Geständnisse des Jacob A. gemäss dieser das Uebrige verthan. —

Jacob A. gestand nunmehr unumwunden den in der Nacht vom 25. auf den 26. April in der Kleete des Simon B. durch Erbrechen der Thür verübten Diebstahl, gab die Effecten so an, wie Damnificat solche aufgegeben und wie sie ausser dem Gelde, den beiden Bohlen Wachs und einigen Esswaaren bei dem Diebe noch vorgefunden wurden. Er gestand ferner, dass er ganz allein den Diebstahl ausgeführt und überhaupt von demselben gewusst, da er eigentlich nur zufällig und ohne vorher überlegten Plan dazu gekommen, indem er, auf einer Reise begriffen, der unmittelbar an der Strasse gelegenen Kleete des Simon B. vorbeigegangen und, vom Bösen verleitet, auf den Gedanken gekommen, hier zu stehlen. Nachdem er durch ein Paar Tritte mit seinem Fusse die Thür der Kleete gesprengt und solchergestalt den Diebstahl ausgeführt, hatte er seine Reise nicht weiter fortgesetzt, sondern war nun mit seinen Acquisitionen zurück nach Hause gegangen, wo dann durch den Verkauf der Wachsbohlen Alles entdeckt wurde.

Damnificat Simon B. hatte sich in die Idee, dass Adam B. der Dieb seines Eigenthums gewesen, dermaassen eingelebt, dass es ihm schwer wurde, sich davon loszumachen, und nicht zufrieden, dass der Dieb da war und er den grössten Theil seines Eigenthums zurückerhalten, hatte er immer noch Verdacht gegen den Adam B. wegen etwaiger geleisteter Beihülfe, was aber Jacob A. schlech-

terdings in Abrede stellte, da der B. ihm völlig unbekannt war.

Das Urtheil, welches den Jacob A. in die *poena ordinaria* für grossen Diebstahl, zur öffentlichen Ruthenstrafe und Versendung in die Colonien Sibiriens, verurtheilte, hob nun freilich auch den Verdacht wider Adam B. auf, welchen er bis dahin hatte ertragen müssen, freilich zum Theil selbst verschuldet.

Die Thatsache, dass Jacob A. gestand, nachdem er in der Nacht vom 25. auf den 26. April in der Kiste des Simon B. durch Einbrechen der Thür verübten Diebstahl, gab die Excuse so an, wie Damianus solche aufgeführt und wie sie ausser dem Gelde, den beiden Böhlen Wachs und einigen Esswaren bei dem Diebe noch vorgefunden wurden. Er gestand ferner, dass er ganz allein den Diebstahl ausgeführt und überhaupt von demselben gewusst, da er eigentlich nur zufällig und ohne vorher überlegten Plan dahin gekommen, indem er auf einer Heise begriffen, der unmittelbar an der Strasse gelegenen Kiste des Simon B. vorbeigegangen und, vom Hosen verfehlt, auf den Gedanken gekommen, hier zu stehlen. Nachdem er durch ein Paar Tritte mit seinem Kasse die Thür der Kiste gesprungen und solchergestalt den Diebstahl ausgeführt hatte, so seine Heise nicht weiter fortgesetzt, sondern war nun mit seinen Acquisitionen zurück nach Hause gegangen, wo dann durch den Verkauf der Wachbollen Alles entdeckt wurde. Damianus Simon B. hatte sich in die Idee, dass Adam B. der Dieb seines Eigenthums gewesen, berrathen eingelassen, dass es ihm schwer wurde, sich davon loszumachen, und nicht zufrieden, dass der Dieb da war und er den grössten Theil seines Eigenthums zurück erhalten, hatte er immer noch Verdacht gegen den Adam B. wegen der weniger geleisteten Beihilfe, was aber Jacob A. absch-

Johann Andreas M.

Raubmord.

Verträge in Abrede stellte, da der B. ihm völlig nahe-
legen war.

Das Urtheil, welches den Jacob A. in die poena
medietatis für großen Diebstahl, zur öffentlichen Arbeit
auf Verurtheilung in die Colonien Sibiriens, verur-
theilte, sah nun freilich nach dem Verdacht wider Adam
B. aus, welchen er bis dahin hatte ertragen müssen, frei-
lich war Theil selbst verschuldet.

Johann Andreas M.

Raubmord.

In der Handelstadt Riga ist der sogenannte Altmarkt der belebteste Ort, auf dem sich das commercielle Treiben in seiner materiellen Aeusserlichkeit am reichhaltigsten und auch am lärmendsten bewegt, indem der Platz nicht nur auf der einen Seite vom Rathhause und der Börse und rund umher von Kaufläden aller Art, Wechselbuden, den besten Weinkellern und Weinstuben, auch zweien der grössten Gesellschaftslocale eingeschlossen ist, sondern auch auf seiner Mitte die grosse Wage stehen hat, welcher alle Productionen zuströmen müssen, die nach Gewicht in die Schiffe des nahegelegenen Hafens gebracht werden sollen. Ausserdem führt die Reichsstrasse über diesen Platz, dem Rathhause vorbei durch das nahelegene Festungsthor, die „Schaalpforte“ genannt, auf die Düna und die über diese gehende Brücke u. s. w. der Grenze zu und trägt zu der lärmenden Lebendigkeit allerdings ein Bedeutendes bei, welches die grossen Frachtwagen besonders verursachen, die durch die Kaufstrasse aus der Scheunengasse und durch die kleine Sündergasse als Verbindung zu der speicherreichen grossen Sünderstrasse der Wage zueilen und verbunden mit der schreienden Geschäftigkeit mehrerer hundert bei der Wage angestellten Arbeitsleute ein betäubendes Getöse erregen.

Der eintretende Abend beschränkt zwar die tosende Lebendigkeit dieses Platzes, die Wage wird geschlossen und alles Drängen und Lärmen an dieser hat bis zum

nächsten Morgen Anstand genommen, indessen ist der Ort dennoch immer sehr besucht, da, abgesehen von den vier über denselben führenden grossen Verbindungsgassen mit der übrigen Stadt und den hier häufig zu Hunderten lagernden und beladenen Frachtfuhren, die am nächsten Morgen zur Wage kommen sollen, wie gesagt um diesen Platz her eine Menge Kaufläden gelegen sind, welche auch bei Lampenschein ihre Waaren den Käufern feilbieten und die hier etablirten besten Weinhäuser und Gesellschaftslocale den von der Tagesarbeit ermüdeten, hierher eilenden Geschäftsmännern die gesuchte Erquickung gewähren und dadurch eine Frequenz bis in die Nacht unterhalten.

Die eine Ecke, welche die auf den Altmarkt hinauslaufende kleine Sündergasse, gegenüber dem Schwarzhäupterhause als anderer Ecke, bildet, ist das Haus des Kaufmanns Walther, in welchem am Altmarkte ein grosses Wein- und Speisehaus befindlich und welches in der kleinen Sündergasse mit dem Hause des Kaufmanns Schumacher grenzt, in dem ein eben so sehr besuchtes Wein- und Speisehaus eingerichtet ist. Diese Ecke nun des Walther'schen Hauses hatte im Jahre 1837 parterre eine Wechselbude, in welche zwei Eingänge vom Altmarkte und von der kleinen Sündergasse führen und die in dem genannten Jahre und viele Jahre früher schon von einem russischen Geldwechsler Prokofy M. für sein Gewerbe benutzt wurde, dem er, ein Mann von 68 Jahren, unter Beihülfe seines jüngsten Sohnes Fedor vorstand.

Prokofy M., ein finsterer alter Mann, hatte in seinem mehrjährigen Geschäftsleben nicht den Ruf begründen können, dass sein Erwerb immer mit strenger Rechtlichkeit gleichen Schritt gehalten, und war aus gleicher Veranlassung, wie Vorübergehende bemerkt zu haben glaubten, am Morgen des 26. Februar 1837 mit einem Fremden vom Lande in schwarzer Tracht in heftigen Streit gerathen, in welchem jener fremde Herr sehr aufgeregt, unter

Scheltworten und ernstern Drohungen dessen Bude verliess, sich in die Stadt begab und M. hohnlächelnd in seiner Wechselbude allein zurückliess. Die Geldwechsler, von welchen es zu jener Zeit, mit Einschluss M.'s, vier an dem Altmarkte gab, hatten gewöhnlich gleich nach sechs Uhr Abends in dieser Jahreszeit ihre Wechselbuden geschlossen, da sie alle ihre Wohnungen in den Vorstädten hatten und daher auch bis dahin eine bedeutende Entfernung zurücklegen mussten. — Es fiel daher einigen Vorübergehenden auf, als man am genannten Tage M.'s Bude noch um sieben Uhr erleuchtet sah; indessen an einem Handelsorte, wo sich die Tagesbegebenheiten so gewaltig drängen und fast jede Individualität von irgend einer besonders in Anspruch genommen ist, kann eine so geringfügige Erscheinung, als die soeben erwähnte in der M.'schen Bude nicht besondere Aufmerksamkeit erregen, und so trat auch diese als unbedeutend zurück, bis sie durch spätere Ergebnisse wieder ins Leben gerufen wurde.

Gegen acht Uhr desselben Abends trat der Knecht des Kaufmanns Schumacher vor die Aussenthür des Weinhauses und bemerkte, dass eine Mannsperson und ein russisches Frauenzimmer öfterer um die M.'sche Wechselbude schlichen, was die Aufmerksamkeit des Knechts auf diese Bude leitete, und hier bemerkte er, dass es in der Wechselbude zwar dunkel, indessen die Aussenthür derselben nur angelehnt und nicht wie andere Abende verschlossen und mit der eisernen Ueberwurfstange gesichert sei. Die Sache schien dem Beobachter auffallend, er zeigte sie seinem Dienstherrn an und dieser requirirte sogleich Beamte aus der nahe befindlichen Polizei. Zwei dieser Beamten hatten einen Versteck genommen, um die Bude beobachten zu können und zugleich das umherschleichende Paar, welches zuerst die Aufmerksamkeit auf die Bude geleitet; indessen war dieses nirgendwo zu erblicken und nach vierstündigem Verzuge musste die Polizei sich von der Verfassung mit

und in der Wechselbude unterrichten und schritt nun unter Adhibition erforderlicher Laternen zur desfallsigen Untersuchung. Wie schon erwähnt, war die Eisenstange nicht vor der Thür, sondern ruhte auf dem Trottoir, die mit Eisen beschlagene Aussenthür war nur angelehnt und nachdem man diese aufgemacht, war zwar die innere Glasthür gleichfalls zu, aber nicht verschlossen. In das Innere der Bude getreten, zeigte sich dieses unbewohnt, indessen zog sogleich eine auf der Diele vor der Lette oder dem Zahlische befindliche bedeutende Blutpfütze die Aufmerksamkeit auf sich, und eine Spur in den dick gestreuten Sägespännen, als ob etwas über die Diele geschleift sei, leitete hinter den Zahlisch, wo man den alten M. auf dem Gesichte liegend vorfand, unter sich eine grosse Masse ausgeflossenen Blutes. Der Körper war noch warm, aber völlig todt und ein unter dem rechten Ohre hervorragender Stiel, anscheinend eines Messers, zeigte sehr bald die gewaltsame Todesursache. Der augenblicklich hinzugerufene Polizeiarzt fand keine Lebensspur in dem Körper und erklärte, nachdem er das Messer aus dem Halse gezogen, diese Verletzung für absolut lethal, da die Messerklinge an sich 8 Zoll lang und 1 Zoll breit, das Heft des Messers aber $4\frac{3}{4}$ Zoll lang und $1\frac{1}{2}$ Zoll breit war und doch von dem Hefte nur zwei Zoll aus dem Halse hervorgeragt, mithin die Messerklinge in der Richtung vom rechten Ohre in den Hals und die Brust von rechts nach links und von oben nach unten $10\frac{3}{4}$ Zoll tief mit solcher Gewalt hineingestossen war, dass, wie gesagt, $2\frac{3}{4}$ Zoll vom Hefte des Messers sogar in den Hals getrieben waren. Dass hier ein Mord durch dritte Hand ausgeübt war, lag unzweifelhaft vor Augen, da in dieser Art ein Selbstmord unmöglich bewerkstelligt werden konnte, und es musste hierzu sogleich die Vermuthung sich gesellen, dass ein Raubmord verübt sei, weil sich nirgends auf dem Zahlische und den übrigen offenstehenden Behältern ein Stück Geld vorfand.

Während dieser vorläufigen Besichtigung war der jüngste Sohn und Gehülfe des M., Namens Fedor, im Schlafrock und Pantoffeln an der Bude erschienen und hatte, obwohl in etwas berauschem Zustande, erzählt: dass sein nun verstorbener Vater ihn gleich nach 5 Uhr mit einer Fuhre angekauften Hafers nach Hause geschickt und angewiesen, dort zu bleiben, da er bald folgen werde. Diesem Befehle sei er gefolgt, habe den Hafer gespeichert, sich sodann in den Schlafrock gekleidet, sich, da es eben Maslinitz gewesen, einen kleinen Rausch angelegt und mit seiner Familie um 7 Uhr zu Abend gespeist, als es ihnen Allen befremdend geworden, dass der Vater, schon gegen acht Uhr, nicht nach Hause gekommen; er habe sich daher, wie er gewesen, auf den Weg gemacht, in der Hoffnung, dem Vater zu begegnen, bis er denn, vor der Bude angekommen, von der Polizei die Nachricht von dem Unglücke erhalten, welches hier angerichtet worden.

Auf dem Zahltische in der Bude fand sich drei Mal mit Kreide wiederholt die Berechnung verzeichnet, wie viel 200 Rubel S.-M. zu dem Cours von $357\frac{1}{2}$ Kop. in Bank-Assignationen ausgeben; dieselbe Notiz war auf einem kleinen Blättchen Papier mit Tinte verzeichnet, und ausserdem fand sich, gleichfalls mit Kreide, auf dem Zahltische die Summe von 3085 Rubel Bank-Assignationen notirt, worüber der Fedor M. die Erklärung gab, dass sein Vater die Gewohnheit gehabt, Abends, wenn er die Bude schliessen wollen, den Banknoten-Bestand, der in der Schieblade unter dem Zahltische befindlich gewesen, auf dem Tische mit Kreide zu notiren, und dass, als Fedor aus der Bude fortgegangen, dieser in der Schieblade wirklich vorrätig gewesen, der jetzt fehle. Ausser diesem Betrage konnte Fedor M. noch und vorläufig als fehlend angeben: sämtliche mit diesem Betrag der Banknoten in der Schieblade gelegenen Papiere, — 310 Rubel S.-M., welche theils auf dem Zahltische, theils auf einem kleinen Tische hinter ersterem

gelegen, — sodann 200 Rub. S.-M. in verschiedenen Goldmünzen, die sich in einer Lackschachtel auf jenem kleinen Tische befunden, — ferner 60 Rubel S.-M. in polnischen Zweiguldenstücken, — 40 Rub. S.-M. in polnischer Scheidemünze, und noch ein blauleinener Beutel, in welchem der Ermordete seiner Gewohnheit nach alle Abende circa 50 Rubel S.-M. in verschiedenen Münzsorten nach Hause mitzunehmen pflegte.

Die Mütze des Ermordeten lag zu seinen Füßen, neben dieser aber eine fremde Mütze von dunkelfarbigem Tuche mit Fellbesatz, in dieser ein dunkelfarbiger wollener Fingerhandschuh und ein weisses Taschentuch mit der Marke □, auf dem Zahltische aber der andere Handschuh. Die Mütze war durchaus fremd, dagegen aber fehlte eine Bibernütze, welche der Fedor M. hierselbst hängen gehabt. In den Handschuhen fanden sich einige Hanfkörner und Heusamen, und die Mütze war von der in Kurland gebräuchlichen Form. Hierauf schienen sich die Spuren des Thäters zu reduciren, denn es fand sich keine weitere Andeutung in und ausser der Bude von demselben, auch konnte Fedor M. Niemand als verdächtig bezeichnen, und hob von den vielen Personen, welche sich während des Tages in der Wechselbude eingefunden, nur jenen im Eingange bezeichneten schwarz gekleideten fremden Herrn, der im Zorne fortgegangen, und einen anscheinbar kurlischen Wagger aus seiner Erinnerung hervor, ohne gerade diese als verdächtig bezeichnen zu wollen, da er sich durchaus nicht erinnern konnte, ob und welcher dieser Beiden Eigenthümer der vorgefundenen Mütze und der Handschuhe gewesen; nur entsann er sich dessen, dass der Wagger ihn, als er allein in der Bude war, um den Cours von Silbermünze gegen Bank-Assignationen, und wie viel 200 Rubel S.-M. in Banknoten betragen würden, gefragt, — auch hatte er diesem den Werth der verschiedenen daselbst gelegenen und jetzt fehlenden Goldmünzen erklären müssen.

Diese schwach angedeuteten Leitfäden verfolgte die Polizei sogleich mit grosser Thätigkeit, alle Siegen waren benachrichtigt, in den Gasthöfen Erkundigungen angestellt, und hatte man in einem derselben ermittelt, dass höchst wahrscheinlich jener schwarz gekleidete Herr desselben Abends in's Land abgereiset war — dessen amtliche Stellung aber dem Verdachte für's Erste keine weitere Maassnehmung gestattete, als eine genaue Aufzeichnung seiner Person und seines Wohnorts, sowie möglichst seines Benehmens während der letzten Abendstunden dieses Tages; die Nachforschungen nach dem vermeintlichen kurischen Wagger aber mussten eine andere Richtung nehmen, und sich als Terrain die Vorstadt auf der anderen Seite der Düna wählen, woselbst denn auch die genauesten Nachsuchungen angestellt wurden; — indessen konnte keine Spur eines solchen Mannes, den man eigentlich selbst noch nicht zu bezeichnen wusste, aufgefunden werden, auch waren dergleichen Hoffnungen für jetzt offenbar zu sanguinisch, da man nicht im Stande war, irgend ein bestimmtes Merkmal des Mörders anzugeben, und sich daher verrathende Symptome nur im Laufe der Zeit, durch verschwenдерisches Leben u. s. w. erwarten liessen — genug, man stand für den Augenblick vor dem Orakel mit der Frage still, wohin sich wenden, den Mörder zu fahen? Es blieb stumm, und die einzigen leisen Vermuthungen, welche der uns schon rühmlichst bekannte Stadttheilsaufseher S. übrig behielt, leiteten dennoch nach Kurland unter die dortigen Wagger.

Während an jenem Abende die Habsucht und Geldgier durch Blut und grausige Sünde ihr schreckliches Ziel verfolgt hatte, stand auf der anderen Seite des Flusses bei Sturm und Schneegestöber ein armer einsamer Fuhrmann vom kleinen Fuhrmannsamt mit seinem einzigen Pferde, noch am Abende auf ein geringes Verdienst hoffend, das den Ansprüchen, welche in seiner ärmlichen Hütte auf ihn

warteten, einigermaassen entsprechen möchte, und der bescheidenen Hoffnung sollte Erfüllung werden, das aufopfernde redliche Beharren sollte nicht ohne Erfolg sein. Denn während K., so hiess der einsame Mann, sehnsüchtig seine Blicke über den Strom in die lärmende Stadt richtete, schritt durch die Finsterniss von dort her eine Gestalt über das Eis, welche sich gegen Sturm und Schnee tief in den Pelz gehüllt hatte, und forderte den K. auf, ihn nach Mitau zu fahren, gestand demselben auch seinen Sold auf 3 Rubel S.-M. sogleich zu und befahl rasch zu fahren. Die Finsterniss und das grimmige Wetter umschloss bald das dahin eilende Paar als einen einzelnen Punkt auf der öden Fläche, und trotz der bewährten Stärke des Pferdes und der erprobten Herzhaftigkeit seines Führers drohte dennoch jenes zu ermüden und dieses sich ein unheimliches Grausen zu bemächtigen ob des furchtbaren Aufruhrs in der Natur, und oft stöhnte der Reisende schmerzhaft auf, gestattete aber dennoch keine Rast bei einem am Wege liegenden Wirthshause, sondern eilte unaufhaltsam fort, vorgebend, er müsse zu einer bestimmten Stunde in Mitau sein, verwarf des Fuhrmanns Vorschlag, in der nächsten Poststation, Olay, Postpferde zu nehmen, und widersetzte sich dem Verlangen des K., in dem Schulzenkrüge, auf dem halben Wege nach Mitau, das Pferd zu füttern, und beharrte bei seinem Entschlusse, nicht in den Krug zu gehen, mit solcher Bestimmtheit, dass, als K. aus Nothwendigkeit und geheimem Grausen von seinem Verlangen nicht ablassen mochte, er den Schlitten verliess, den Fuhrmann mit einem Silberrubel ablohte und zu Fuss des Weges nach Mitau weiter schritt.

K., zufrieden mit dem zwar geringen Lohn, und noch zufriedener, den unheimlichen Passagier los geworden zu sein, ging in den Krug, in welchem er die Wirthin und ihre Leute noch munter fand, besprach sich ein Nachtlager und erzählte von seiner abenteuerlichen Fahrt, ging

auch bald wieder mit dem Krugsknecht hinaus, um sein Pferd in den Stall unter Obdach zu bringen, und bemerkte, dass sein sonderbarer Passagier an der gegenüber belegenen Wohnung eines Schmieds anpochte und Einlass begehrte. Ihm und dem Krugsknecht wurde die Abneigung des Fremden, in den Krug zu gehen, auffallend und verdächtig, Beide näherten sich ihm und fragten ihn um sein Begehren; K. wurde aber sogleich von diesem und als er ihn erkannt hatte mit dem Ausrufe: „Mörder!“ angefahren, musste sich aber ihnen, wie dem nun auch herbeieilenden Schmied ergeben, und wurde in den Krug geführt, in welchem er, durch den Lärm aufmerksam gemacht, von den Bewohnern mit Licht empfangen wurde. Wie gross musste aber das Entsetzen Aller sein, als sie in dem Eingeführten einen Mann erblickten, der von oben bis unten von Blut starrte, dessen Gesicht zerfetzt, mit geronnenem Blute bedeckt war, aus dem ein Paar gebrochene Augen wie die eines Sterbenden hervorstarrten, und der den K. des Mordes anklagte.

Die Krügerin Tsch. hatte dem K. zugerufen, er möge nachsehen, ob der Mensch nicht ein Messer bei sich habe, da er ihr als ein Mörder erscheine, obwohl er den K. des Mordes angeklagt, und nach seiner äusseren Erscheinung diese Anklage einige Wahrscheinlichkeit für sich gehabt. K. hatte dem Fremden unter den Pelz an die Brust gegriffen und voll Erstaunen ausgerufen, dass er vieles Geld bei sich habe. Die Krügerin unternahm nunmehr selbst die Untersuchung des Fremden, den K. und ihr Knecht gehalten, und der übrigens sehr erschöpft gewesen; sie hatte alles Geld, das sie hinter seinem Pelze gefunden, hervorgeholt und in ihre Schürze gelegt — man hatte seinen Gurt, durch welchen er sich den Pelz zugeschnürt gehabt, abgenommen, bei welcher Gelegenheit noch zwei Zweiguldenstücke zu Boden gefallen und noch ein Pack Banknoten unter dem Arme entdeckt worden;

zugleich aber war eine entsetzliche Wunde, welche der Fremde am Knie gehabt, sichtbar geworden, um welche das Blut in grossen Massen geronnen gewesen. Die Krügerin hatte ihre Schürze abgebunden, dieselbe mit dem Gelde, das in Silberrubeln, Goldmünzen, Banknoten und polnischer Scheidemünze bestand, auch mit allen vorgefundenen Papieren auf den Tisch gelegt, solches mit der Schürze selbst zugedeckt und sogleich aus dem Herrenhofe Olay den dortigen Disponenten W. in den Krug bitten lassen.

Dieser hatte das vorgefundene Geld sammt allen Papieren, einer Lackschachtel, einem ledernen Taschenbuch in einen Sack gelegt, — vorher aber einem soeben von Mitau angefahrenen handeltreibenden russischen Bürger, O., die russischen Papiere zur Ansicht vorgelegt, welcher sie sogleich für Notizen und Buchführungen des Geldwechslers M. erkannte, — diesen Sack sodann mit seinem und der Krügerin Siegel versiegelt, und hierauf den Fremden, der sich für einen Waggoner des kurländischen Gutes Misshof ausgegeben, der in Riga Geld empfangen, und auf seiner Rückfahrt nach Mitau von dem K. mörderisch angefallen sei, sammt diesem K. unter Bewachung auf dem Wege nach Riga abgeschickt.

So wahrscheinlich es dem Leser schon jetzt sein muss, dass wir in dem fremden blutigen Manne den Mörder des alten M. voraussehen, so finden wir es doch sehr richtig, dass auch der Fuhrmann K. arretirt wurde, da die Möglichkeit nicht ausgeschlossen war, dass, wenn jener auch wirklich der Mörder war, an ihm doch dasselbe Verbrechen versucht sein konnte, das er soeben an dem M. ausgeübt hatte, und jene Leute von der Begebenheit in Riga nichts wissen konnten.

Der Stadttheils-Aufseher S. begegnete dem Transporte in dem Ballod-Krüge, vernahm von dem Verwundeten, dass er Johann Andreas M. heisse, und in Friedrichstadt

zur Abgabenzahlung verzeichnet sei — zugleich mit der Behauptung desselben, dass er durch den Fuhrmann K., der ihn berauben wollen, so sehr verwundet worden; auf die Betheuerungen seiner Unschuld, die K. unter Thränen vorgebracht, hatte A. M. ihn höhrend angelacht, und auf die Frage des Stadttheils-Aufsehers S., woher er die Bibernütze habe, die ihm zu eng sei, hatte A. M. lachend erwiedert, dass er diese auch von dem K. habe, der ihn verleitet, den Geldwechsler M. zu ermorden.

Des K. Unschuld wurde bald erkannt, und A. M. sogleich nach seiner Ankunft in Riga vor Gericht gebracht und von dem gegenwärtigen Polizeiarzte besichtigt. Das Gesicht war ihm dermaassen durch Nägel zerrissen, dass kaum ein unbeschädigter Fleck auf demselben zu finden war; die innere Fläche beider Hände war ihm zerschnitten, und über dem rechten Knie zur Seite fand sich eine nach unten gehende Stichwunde, die, vier Zoll lang und tief eingedrungen, weit aufklaffte. Obwohl der Arzt keine der Wunden tödtlich fand, so war doch A. M. vom Blutverluste so sehr erschöpft, dass nur kurze Verhöre zulässig schienen, es wurde daher sogleich zur Befragung desselben geschritten.

Man hatte ihm die in der Wechselbude aufgefundenene Mütze, die Handschuhe, das Tuch und das Messer vorgelegt, und Alles erkannte er als sein Eigenthum an, gestand auch ohne Rückhalt, dass dieses das Messer sei, mit welchem er den alten Geldwechsler ermordet.

Hierauf hatte man den Leichnam des M. in Gegenwart der beiden Söhne des Verstorbenen, Kusma und Fedor, und der Tochter desselben, dem A. M. zur Recognition vorgelegt, der in Thränen ausgebrochen, sich des Mordes an demselben nochmals angeklagt, und unter Anflehung göttlicher Gnade in den Ausruf ausgebrochen war: „Ja, das ist der alte Mann, den ich gemordet, nach dessen Blute ich gedürstet habe! Du ar-

mer alter Mann! Hätte mich doch Gott nie geboren werden lassen!“

Der Untersuchungsrichter, nachdem die Leichenschau beendet und A. M. sich wieder erholt und nur noch über den Schmerz sich beklagte, den der soeben angelegte Verband ihm mache, veranlasste ihn, die erforderlichen Nachrichten über seine Person zu Protocoll zu geben, was auch mit aller biographischen Umständlichkeit geschah. Wir heben aus diesem Berichte in Kürze nur das Wesentlichste heraus: Johann Andreas M., 20 Jahre alt, lutherischer Confession, vor einem halben Jahre *ad sacra* admittirt, war der Sohn des germanisirten kurischen Letten Georg Adam M. aus dem Marschall-Gesinde des Gutes Daudseewas in Kurland, sein Vater war als Arrendator eines Kruges vor zwei Jahren gestorben, und seine Mutter, geborene P., nunmehr bei seinem älteren Bruder, dem Arrendator des kurländischen Krongutes Misshof, im Hause. Er war das jüngste Kind seiner Eltern, als solches verwöhnt und verzogen, hatte auch in seinem frühesten Alter mancherlei Krankheitsanfälle gehabt, die sich öfterer in Geisteszerrüttung geäußert hatten, war aber gegenwärtig seit Jahren schon ein ganz gesunder Mensch. Er hatte, seiner Aussage nach, zuletzt bei seinem genannten Bruder die Landwirthschaft erlernt, und war zwei Jahre bei ihm als Wirthschaftsbedienter angestellt, jetzt aber im Begriffe gewesen, weil er sich mit dem Bruder entzweit gehabt, einen anderen Verbleib in einer Landwirthschaft zu suchen. Er war zu dem Ende mit seines Bruders Waggon, U., der Gutsgefälle nach Riga gebracht, am Abend des 24. Febr. 1837 in Riga angekommen, war in der Moskauer Vorstadt bei einer Gastwirthin, S., eingekehrt, hatte Tages darauf mit U. die mitgebrachten Producte verkauft, sodann mit ihm bei der S. zu Mittage gegessen, und denselben, als er nunmehr allein zurückgefahren, noch bis über die Düna begleitet, wo er, nachdem sie sich dort getrennt,

noch bis zum Abend in einer Schenkstube verweilt und zur Nacht wieder zur S. gegangen war. Ohne Plan, was er beginnen solle, war er anderen Morgens wieder zur Stadt gegangen, hatte sich durch die Gassen umher getrieben, eine lange Zeit an der Wage zugebracht, dort das Flachswracken betrachtet, und war endlich, um doch etwas zu thun und sich das Ansehen zu geben, als ob er Geschäfte halber da sei, in die früher beschriebene Wechselbude getreten und hatte hier nach dem Cours von Banknoten gegen Silbermünze fragen wollen. In der Bude war der junge Fedor M. allein, soeben mit Zählen eines grossen Packes Banknoten beschäftigt, als A. M. hereintrat. Dieses Eintreten des A. M. in die Wechselbude bietet aber eine grössere psychologische Merkwürdigkeit als dessen nächste Folge, und wir verschmähen es daher nicht, solches nach seiner eigenen Erzählung näher zu betrachten. A. M. sagte: als ich in die Bude trat und eigentlich nicht wusste weshalb, sah ich den jungen Menschen Papiergeld zählen, neben ihm lagen grosse Packe von diesem Gelde, aber besonders waren zur Seite desselben auf dem Zahltische grosse Haufen blankes Silbergeld aufgezählt, und neben diesem lag blankes Gold, das ich noch niemals gesehen hatte. Es war viel kleiner als das Silbergeld, aber das sah ich ihm sogleich an, dass es viel vornehmer sein musste als dieses; es hatte mich ganz verblendet, und es stand in mir sogleich der Entschluss fest, den jungen Menschen zu ermorden, um das Silbergeld, besonders aber die Goldmünzen, zu besitzen; ich hätte den Mord auch wahrscheinlich sogleich ausgeführt, wenn ich nicht gefürchtet, der junge Mensch könnte stärker sein als ich, wenn ich ihn ohne Waffen angreifen würde. Ich beschloss daher fortzugehen, mir eine Waffe zu kaufen und sodann meinen Vorsatz auszuführen. Er selbst machte hierzu die sonderbare Reflexion: ich fühlte sehr gut, wie in diesem Augenblicke der Teufel mich gefasst hatte, aber ich konnte mich von ihm

nicht losmachen, das Goldgeld hatte mich ganz bezaubert, und ich wollte ihm das höchste Opfer bringen und Blut vergiessen, woran ich sonst nie in meinem Leben gedacht hatte und nur mit Abscheu und Schauer davon sprechen hörte. —

Die Nachrichten, welche in den vorliegenden Acten vom Gerichte über A. M.'s früheren Wandel eingezogen sind, stellen ihn zwar als einen, besonders von seiner sonst braven Mutter sehr verwöhnten, verzogenen und leichtsinnigen jungen Menschen dar, dessen Leichtsinn sich auch schon in Veruntreuungen und rachsüchtigen Handlungen thätlich ausgesprochen, von welchem aber doch nicht eigentliche Charakterzüge bekannt geworden waren, welche einen so plötzlichen Entschluss als naturgemäss und consequent darstellen müssten, als der war, das Blut eines unschuldigen Menschen hinzuopfern, nur um in den Besitz des Goldes zu gerathen, zumal er früher, selbstgeständig, nur mit Grauen hiervon sprechen gehört.

Dass in diesem Augenblicke A. M.'s Seelenzustand und Begehren nur auf Haben und Besitzergreifen des Goldes hingerichtet und taub gegen jede Vorstellung der Vernunft war, liegt auf der Hand; es fragt sich aber: warum wollte denn A. M. dieses Gold? Was war die eigentlich wirkende Ursache zu seinem Begehren, als er das Gold sah? Eine Reflexion, dass in der Goldmünze der fünffache Werth eines Silberrubels enthalten sei, konnte bei ihm nicht eintreten, da er den Werth des Goldes als Münze gar nicht kannte, eine solche Reflexion würde auch eine Thätigkeit der Vernunft bezeichnen, ein Abwägen und Berechnen, wovon in dieser Hinsicht gar nicht die Rede sein konnte, denn sonst hätte ihm ja wohl der *modus acquirendi* durch Entwendung näher liegen müssen, zumal er in dieser schon erfahren war, als der Mord, vor dem er bisher nur Grausen und Entsetzen gefühlt. Der Anblick des Goldes wirkte rein sinnlich, und, wie er sagte, bezaubernd

und verblendend auf sein Auge, und wir haben hier wieder einen Fall, wo die mystischen Wirkungen dieses Metalls bloß durch seine äussere Erscheinung so gewaltig und wir möchten sagen so infernal hervortreten, weil diese Erscheinung, so viel man sie beobachtet, immer mit blutigen und mörderischen Gedanken vereint bemerkt wurde. Wir erinnern an den Fall mit dem redlichen Bartscheerer, der den reichen Amsterdamer Banquier in seinem Comptoir rasiren sollte, wo soeben grosse Massen von Silber- und Goldmünzen aufgeschüttet lagen; nur um Entfernung des Goldes bat er zuletzt in grosser Aufregung, und war beruhigt, als dieses verdeckt war, obwohl das Silber offen lag; dergleichen Fälle sind zu bekannt. Zugleich mit dieser Verblendung aber war auch schon der Entschluss zum Morde, zum Blutvergiessen fest in ihm — gleichsam als Aequivalent und Bezahlung für die Lust des Besitzes jenes lockenden Gegenstandes.

Wenn wir auch darin mit unseren Lesern übereinkommen müssen, dass der Leichtsinn und der Müssiggang die wirkenden Ursachen zu der diabolischen Zaubergewalt gewesen sind, welche der Anblick des Goldes auf den A. M. ausübte, sofern in ihm niemals diejenige Kraft Wurzel gefunden hatte und ihm zu eigen geworden war, die allein vermocht haben würde, ihn gegen die Wirkungen dieser angeblichen Zaubergewalt zu schirmen; so müssen wir uns doch auch eingestehen, dass, auch bei dem Mangel jener schirmenden Kraft, und also bei dem fessellosen Leben des Leichtsinns, doch dem Leichtsinnigen zu seinen Handlungen nur das Wohlgefühl, die Befriedigung seiner Lust der Grundton und der einzige Endzweck seines Beginns ist; er könnte für die Befriedigung und Erreichung dieses äussersten Zielpunktes seines Strebens allerdings Alles opfern, wenn sich die Opfer nur nicht ausser der Tendenz dieser Seelenzustände entfernen, d. h. es müsste das Uebelgefühl des Opfers nicht die Lust des Gewinns über-

wiegen. Denn der Leichtsinn, in solchem Grade, wie wir ihn als wirkende Ursache in vorliegendem Falle annehmen, hat immer Selbstsucht als Bestimmungsgrund, und die Selbstsucht kennt nur Lust- und Unlustempfindungen, und strebt jene zu erlangen und diese zu entfernen.

In unserem Falle ist die Erscheinung also merkwürdig, wie A. M. die Lustempfindung des Besitzes jener glänzenden Goldmünzen eintauschen wollte gegen die selbst mit Schauer ausgesprochene Unlustempfindung, Blut zu vergiessen und einen Mord zu begehen, während ihm nicht einmal in den Sinn kam, sich der Goldmünzen durch Diebstahl zu bemächtigen. Er selbst erklärt diese Erscheinung dahin, dass der Teufel ihn gefasst gehabt und er mit diesem gleichsam einen Vertrag eingehen müssen, der durch Blut besiegelt werden sollen. Mag nun aber dieser psychologische Widerspruch und der von allen argen Verbrechen gebrauchte Behelf der persönlichen Einmischungen des Teufels dahingestellt sein, so zeigt sich doch hieraus die grosse Verwahrlosung in der Erziehung des A. M., der gänzliche Mangel alles religiösen Unterrichts. Denn es tritt aus seinem Handeln grell hervor, dass er nicht sowohl lasterhaft war, d. h. wohl die Pflichten des Rechtthuns und der Tugend kannte, aber dem Triebe nachgab, gegen diese Pflichten zu handeln, — bei einem solchen bleibt wenigstens noch die Möglichkeit offen, dass er bisweilen noch für die Pflicht Achtung haben und dadurch bestimmt werden kann, — sondern dass in ihm derjenige Grad des Leichtsinns herrschte, der sich die Mühe gar nicht macht, zu erforschen und zu erkennen, was Pflicht ist, und dieser Seelenzustand ist wahrlich gefährlicher, als das Laster selbst, zumal wenn er, wie hier, die Selbstsucht als einzig bestimmende Triebfeder hat*). Wir werden sehen, dass A. M. jenen Beschluss

*) Siehe Feder, Untersuchungen über den menschlichen Willen, Theil 4. pag. 256.

wirklich ausführte, und kehren von dieser kleinen Abschweifung zu seinem eigenen Geständnisse nunmehr zurück.

Als nun A. M., wie erwähnt, sogleich den Entschluss gefasst hatte, sich durch Ermordung des jungen Mannes in Besitz des Geldes zu setzen, hatte er, sich hierzu in Stand zu setzen, nach einigen Fragen, wie viel er Banknoten für 200 Rbl. S.-M. erhalten werde, sich aus der Bude fortgemacht und war, immer nur mit diesem blutigen Gedanken beschäftigt, zurück zur S. gegangen, hatte dort zu Mittage gegessen und sich schlafen gelegt, war um 4 Uhr wieder auf gewesen und hatte bei der Gastwirthin seine Zeche mit 1 Rubel S.-M. aus den eigenen mit sich genommenen 5 Rubel S.-M. bezahlt, hatte als Abreisender von ihr Abschied genommen und war wieder zur Stadt gegangen, in der Absicht, den Mord zu verüben, vorher aber sich eine Waffe hierzu anzuschaffen, und war, unschlüssig welche, auf dem Trödelmarkte an der Düna umhergegangen, als ein Russe ihm begegnet und ihm zwei grosse Schlächtermesser zum Kaufe angeboten. Es war ihm dies als ein Fingerzeig des Schicksals erschienen, und er hatte daher das grösste dieser Messer für 5 Cop. S.-M. gekauft, um solches zur Ermordung zu gebrauchen. In dieser Absicht und nachdem er das Messer in seinem Aermel verborgen, war er nun wieder zur Stadt und in die Wechselbude gegangen, wo er statt des jungen Mannes einen alten Greis allein gefunden, der ihm auf sein Nachfragen erklärte, dass jener junge Mann sein Sohn gewesen, den er nach Hause zu seiner jungen Frau entlassen, dass er aber mit ihm das Geldgeschäft abmachen könne. Zum Theil damit zufrieden, einen alten Mann vorgefunden zu haben, mit dem er leichter fertig zu werden gehofft, hatte es ihm zur Ausübung des Mordes aber doch noch zu früh geschienen, woher er sich in ein langes Gespräch mit dem Alten eingelassen, sich besonders die Goldmünzen zeigen lassen und war, nachdem ihm M. erklärt, er werde, nach dem Course von

357 $\frac{1}{2}$ Cop. für 200 Rub. S.-M. die Summe von 715 Rubel Banco erhalten, und er sich solches in seinem Taschenbuche notirt, fortgegangen und hatte sich etwa eine Stunde lang in den Gassen umher getrieben, bis es 7 Uhr Abends gewesen.

Nunmehr war er wieder zur Wechselbude zurückgekehrt, mit der Absicht, jetzt den Mord zu verüben; aber hier eingetreten, hatte es ihm doch noch zu früh geschienen, und er hatte sich in einen Streit mit dem Wechsler eingelassen, indem er vorgegeben, mehr Banknoten für 200 Rubel S.-M. erhalten zu müssen, als M. ihm gesagt.

Dieser aber hatte ihm mit Kreide zu drei verschiedenen Malen die Sache vorgezeichnet und ihn dadurch scheinbar überzeugt; weil es ihm aber immer noch zu früh gewesen, hatte er vorgegeben, seinen Dienstherrn nicht erwarten zu können, der das Geld bringen wollen, und als M. nicht länger warten zu können declarirt, hatte er ihn gebeten, nur noch wenige Augenblicke zu verziehen, weil er sogleich selbst nachgehen wollen. Er war nunmehr wieder fortgegangen und hatte unschlüssig einige Minuten geschwankt, als es aber auf dem Rathhause ein halb acht Uhr geschlagen, befürchtet, M. möchte nun die Bude verlassen und er sonach seinen Plan nicht ausführen können, worauf er denn sofort zur Bude zurückgekehrt und in diese eingetreten war. M., in der Vermuthung, dass er nunmehr das Geld bringe, hatte schon seine Schieblade hervorgezogen, aus welcher er die Banknoten nehmen wollen, als M., ohne ein Wort zu sprechen, sich über den Zahltisch gebeugt und das Messer dem M. gerade in den Hals gestossen, noch einmal dasselbe nachstossend. M., ohne einen Laut von sich zu geben, hatte sich zurückgezogen, war, mit dem Messer im Halse, hinter dem Zahltische hervorgetreten und hatte die Thüre gewinnen wollen, welche ihm A. M. vertreten und gestrebt, ihn niederzuwerfen; in der Todesangst aber hatte M. ihn mit den Nägeln beider Hände in

das Gesicht gekrallt, hatte sich das Messer aus der Kehle gerissen, und, schon im Schwanken, dasselbe gegen A. M.'s Brust gestossen, welcher den Stoss mit der Hand abgewendet und dadurch einen Schnitt über die Hand und einen tiefen Stoss in's rechte Bein erhalten, nunmehr aber in der Wuth dem M. das Messer entrissen, und sodann dem schon Hinsinkenden dasselbe bis an's Heft von oben in den Hals gestossen, wonach M. ohne weiteren Kampf todt zu Boden gestürzt. Die That war vollbracht und wir haben mit Entsetzen den Kampf angesehen, den in A. M. die bessere Natur mit dem blutigen Vorsatze kämpfte und unterliegen musste, weil ihm weder die Erkenntniss des Rechts, noch der Wille hierzu, am wenigsten aber die Kraft zu eigen geworden war, die ihm Beides gewähren können, hätte er sie anrufen wollen.

A. M. wollte nun auch den Lohn seines blutigen Werks, er schleppte den Leichnam wieder hinter die Zahlbank und warf ihn dort hin, riss sodann das Gold an sich, steckte dieses und alles vorhandene Silber und Papiergeld in einen dortliegenden blauleinenen Beutel; was aber in diesem nicht Raum hatte, steckte er lose mit allen vorhandenen Papieren hinter seinen Pelz, verlöschte das Licht, und da er jetzt erst seine Mütze vermisste, welche ihm während des Kampfes vom Kopfe gerissen war, ergriff er eine an der Wand hängende Bibernütze und begab sich hinaus. Hier, unter freiem Himmel, stand er erschreckt still und wusste nicht, was er nun beginnen solle, so planlos war das ganze entsetzliche Unternehmen ausgeführt worden. Nach seiner Erzählung trat jetzt bei ihm Besinnung ein, und eine furchtbare Reue bemächtigte sich seiner; er wollte alles Geraubte wieder zurücklegen, fürchtete sich aber wieder in die Bude zu gehen, und weil er Menschen kommen sah und sein Gesicht mit Blut überströmt war, zog er sich den Pelzkragen hoch über dasselbe und eilte fort zur Düna, nunmehr in der Absicht, nach Mitau hinüber zu fahren, wo er einen Juden

zu finden hoffte, der ihn aufnehmen, seine Wunden heilen und sodann weiter befördern würde. Diesen schnell gefassten Plan verfolgend, war er über das Eis der Düna geschritten, hatte einen einsamen Fuhrmann auf der anderen Seite des Flusses für 3 Rubel S.-M. nach Mitau angenommen und war mit ihm sogleich fortgefahren; hatte im Fahren heftige Schmerzen im Beine gefühlt, dergestalt, dass er öfter aufstöhnen müssen, und sich ganze Klumpen geronnenen Blutes vom Beine genommen und zum Schlitten hinausgeworfen. In Rücksicht auf sein ganz blutiges Gesicht hatte er durchaus in keinen Krug hineingehen können, auch aus diesem Grunde dem Fuhrmanne nicht gestatten wollen, in dem Schulzenkrüge zu füttern, und als dieser sich hiervon nicht abbringen lassen, den Schlitten verlassen, ihm einen Silberrubel gegeben und versuchen wollen, zu Fuss weiter zu gehen, in der Hoffnung, dass er vielleicht eine Reisegelegenheit antreffen würde, die ihn nach Mitau mitnehmen könnte. Sein verwundetes Bein hatte es ihm aber unmöglich gemacht, weiter zu gehen, er war daher zurückgekehrt und hatte bei einem dem Krüge gegenüber gelegenen Schmiede Einlass begehrt, bei welcher Gelegenheit sein früherer Fuhrmann ihn bemerkt und mit Hülfe eines Anderen ihn gewaltsam in den Krug geführt, woselbst ihm alles Geld abgenommen und er durch den Gutsverwalter unter Wache zur Stadt geschickt worden. Den K. habe er nur aus Rache, weil er ihn zur Haft gebracht, des Mordes beschuldigt; weder K. noch irgend ein anderer Mensch sei sein Gehülfe oder Vertrauter gewesen, ganz allein habe er die That beschlossen und, wie er bereits Alles gestanden, auch ganz allein ausgeführt.

Diesem Geständnisse blieb der A. M. während drei Monaten vollkommen und wörtlich getreu, auch hatte man von Seiten der Polizei Alles zu den Acten erhoben, was zur Bewahrheitung oder zur Berichtigung dieses Geständnisses Factisches zu erheben war. Die Erzählung des Fuhrmanns

K., welcher wir unseren Eingang zur Erzählung von der Flucht des A. M. entnommen haben, stimmt ganz mit den Geständnissen desselben überein, denn A. M. gesteht zu, dass er sehr eilig im Fahren gewesen, da er bald nach Mitau kommen wollen, wo er sich sicher vor Verfolgung geglaubt; aus diesem Grunde und auch weil er mit so entstelltem und durch Blut besudeltem Gesichte Niemand unter die Augen kommen wollen, habe er nicht gestattet, dass der Fuhrmann in ein Wirthshaus gegangen, oder im Schulzenkrüge füttern wollen, wo er denn auch hineingehen müssen, und hauptsächlich deshalb sei A. M. nicht in den Schulzenkrug gegangen, weil er durch seine äussere Erscheinung aufzufallen gefürchtet; auch gesteht A. M. zu, dass der Schmerz in der Kniewunde ihm während des Fahrens öfteres Aufstöhnen abgezwungen; auch sei es die Kniewunde gewesen, die es ihm unmöglich gemacht, als er des K. Schlitten verlassen, weiter fortzugehen, und da er durch Blutverlust und Gewissensangst völlig erschöpft gewesen, habe es ihn mit Gewalt wieder zurückgezogen, und hätte er es nur vermocht, er wäre bis zur Bude, wo er den schrecklichen Mord vollbracht, zurückgegangen, um hier zu sterben; aber er habe sich kaum bis zur Schmiede zurückschleppen können, wo ihn K. und der Krugsknecht handfest gemacht und in den Krug gebracht. Nicht weniger stimmen die Aussagen der Krügerin des Schulzenkruges mit den Geständnissen des A. M. vollkommen überein, da er gleichfalls aussagt, dass K. und der Krugsknecht ihn gehalten, während die Krügerin alles Geld, welches er hinter dem Pelze gehabt, hervorgeholt, in ihre Schürze gelegt, solche sodann abgebunden mit dem Gelde auf den Schenktisch gebracht und letzteres hierselbst mit den Ecken der Schürze zugeeckt, wo Alles so lange liegen geblieben und von Niemand berührt worden, bis der Gutsverwalter aus O. durch K. und den Schmied herbeigerufen worden, während welcher Zeit A. M. durch den Krugsknecht und drei Chausseearbeiter,

die im Krüge gewesen, bewacht und durch einen derselben auch am Knie verbunden worden.

Der Aufenthalt A. M.'s in der Moskauer Vorstadt bei der Wittwe S. ist von Letzterer vollkommen so angegeben, als er solches zu Protocoll erzählt; auch hatte A. M., als er seine Zeche bezahlt und fortgegangen, um angeblich in Mitau einen Verbleib zu suchen, einige Sachen bei der S. zurückgelassen und vergessen, welche diese einlieferte. Der verwirrte Seelenzustand des A. M., als er den letzten Gang zur Ausübung des Mordes in die Stadt ging, tritt hierbei grell hervor. Planlos, nur mit dem einen fixen Bilde, der Aneignung des Goldes, beschäftigt, vergass er übriges Eigenthum, vergass er alle Mittel zur Flucht, und war nur von dem Vorsatze zur Erreichung jenes glänzenden Zieles durchdrungen. Wir haben aber gesehen, dass die Anwendung jenes verzweifelten Mittels dem erreichten Ziele selbst allen Reiz abgestreift hatte, der mächtige Aufruhr seiner Gefühle hatte sich nunmehr zur Klarheit und zum Bewusstsein gestaltet und, mit Ausschliessung aller übrigen Reize, in eine gewaltige Empfindung aufgelöst, die der Reue und der Gewissensangst ähnlich war.

Um auch über die Persönlichkeit des A. M., wie über seinen früheren Lebenswandel erforderliche Verifikationen zu den Acten zu erhalten, war auf Befehl des Generalgouverneurs der Stadttheilsaufseher S. auf das Gut Misshof delegirt, und hatte derselbe an Ort und Stelle die Verwandten des A. M. vernommen, und zum Theil das erhoben, was wir bereits über ihn referirt, insbesondere aber zur Bezeichnung des verwilderten Sinnes dieses Menschen auch zwei ihn besonders gravirende Umstände erfahren und zu den Acten durch weiteres Nachfragen vergewissert. Es war nämlich A. M., wie bereits berichtet worden, bei seinem Bruder, dem Arrendator von Misshof, zwei Jahre lang Wirthschaftsgehülfe gewesen und hatte sich hierselbst kleine Untreuen beim Verkaufe der Gutsgefälle erlaubt, woher

sein Bruder ihn niemals mehr allein auf die Märkte geschickt. A. M. hatte sich aber auch in ein unsittliches Verhältniss mit einer der Hofesmägde eingelassen, was sein Bruder nicht gestatten können, und, nachdem er ihm und der Magd solches streng untersagt und Beide dennoch wieder im Uebertritte seines Verbots ertappt, die Magd hierfür bestraft und sie aus dem Hofe in das Gebiet zurückgeschickt; seinem Bruder aber, jetzigem Inquisiten, hatte er diese Unsittlichkeit streng verwiesen. Aus Rache nun gegen seinen Bruder, der ihm bis dahin doch nur Gutes gethan, war er mit der Magd heimlich fortgegangen und hatte sie dahin verleitet, wider seinen Bruder eine Criminalklage bei Gericht wegen Misshandlung zu erheben, welche später wieder zurückgenommen worden. Dennoch hatte ihn sein Bruder, obwohl so schwer durch ihn beleidigt, wieder aufgenommen, als er ohne Verbleib herumgeirrt und ihn um Aufnahme gebeten; nichts desto weniger aber hatte A. M., ohne Vorwissen seines Bruders, auf seinen Namen bei einem Krüger in der Nähe durch ein falsches Billet eine Schuld von 50 Rubel S.-M. contrahirt, welche er für sich behalten, und welcher Betrug allererst während der vorliegenden Untersuchung entdeckt wurde. Diese beiden Umstände gestand der Inquisit, nachdem sie ihm vorgehalten waren, unumwunden ein.

Wir haben diese Vergehen des Inquisiten speciell berichten müssen, weil sie im Allgemeinen schon bezeichnen, dass derselbe überhaupt des Delinquirens fähig war, und wir im Verfolge dieses Vortrags auch solchen Beleg nöthig haben werden.

Bei so evident festgestelltem objectiven und subjectiven Thatbestande hätte die weitere Verhandlung dieser Untersuchungssache längst schon an das Criminalgericht überliefert sein können, wenn nicht die Polizei in der Vermuthung, der A. M. müsse bei seinem Verbrechen Theilnehmer gehabt haben,

1) dadurch bestärkt worden wäre, dass der Stadttheilsaufseher S. bei seinen Nachforschungen und Verhören in der Heimath des A. M. auch erfahren hatte, wie dieser früher bei seiner Rückkehr aus Riga von einem sehr hübschen russischen Mädchen gesprochen, das ihm sehr gefallen gehabt, und gerade zur Zeit, als der Mord verübt gewesen, ein Mann mit einem russischen Frauenzimmer um die Bude schleichend bemerkt worden. In den dieserhalb angestellten sorgfältigen Nachforschungen und Befragungen der Polizei reducirten sich aber die Aeusserungen A. M.'s wegen des russischen Mädchens auf seinen Beifall der Höflichkeit und Gefälligkeit der hübschen russischen Obsthändlerin in Riga, und jenes geheimnissvolle Paar, welches die M.sche Bude zu beobachten geschienen, konnte nicht ausgemittelt werden. Mehr noch als dieses wurde

2) die Polizei durch Nachforschungen in Anspruch genommen, welche nothwendig geworden, als Jemand bei derselben eine Banknote über 25 Rubel einlieferte, welche auf ihrer Kehrseite mehrere starke Blutflecken hatte.

Da nun unter den dem A. M. abgenommenen Banknoten viele Stücke im Werthbetrage von mehr als 500 Rubel Bank-Assig. auf solche Weise mit Blut besudelt waren, was A. M. selbst von seinen Handwunden herleitete, und nach Anzeige und Aufgabe der Söhne des Ermordeten über das aus der Bude fehlende Geld bei A. M. etwa nur zwei Drittheile dieser Summe vorgefunden worden, und sich durch solchen Umstand wieder der Verdacht gehabter Helfer und Theilnehmer hervorhob, so wurde dem Gange dieser eingelieferten Banknote aus einer Hand in die andere zurück, vom Einlieferer ab nicht nur so weit die successiven Besitzer in Riga aufgefunden werden können, nachgeforscht, sondern es hatte die aufopfernde Thätigkeit des Stadttheilsaufsehers S. die Spur dieser Banknote bis zu einem Juden im Witepskyschen Gouvernement verfolgt, dieser aber hatte die Banknote schon vor dem Morde besessen, konnte zwar nicht angeben,

von wem er sie empfangen, wies aber sein *alibi* zur Zeit des an M. verübten Mordes vollkommen nach, wodurch denn dieser Umstand als beseitigt angesehen werden müssen. Ganz besonders aber

3) wurde die Sache bei dem Polizeigerichte durch die eben angedeutete Verschiedenheit der in der Bude fehlenden und der bei A. M. vorgefundenen Geldsumme zurückgehalten. Die Erben des Ermordeten belegten aus den Büchern, wie viel in Cassa sein müssen, und doch fand sich bei A. M., Alles in Banknoten gerechnet, mehr als 1700 Rubel Banco weniger vor, wodurch abermals der Verdacht von Theilnehmern an dem Raube aufsteigen musste. Die desfallsigen Nachforschungen, Befragungen und Haussuchungen, bei allen Personen, welche bei Inhaftation des A. M. gegenwärtig gewesen, erforderte bei aller schnellen Thätigkeit dennoch aber einen bedeutenden Zeitaufwand, von welchem das Resultat war, dass durchaus nichts entdeckt werden können, und man der Vermuthung Raum geben müssen, dass entweder M.'s Bücher nicht in besonderer Ordnung gewesen, oder, was auch wahrscheinlich, dass A. M. bei seiner übereilten Flucht, auf welcher er, seiner Kniewunde wegen, doch nur gebückt und schwankend gehen können, die in Unordnung und Hast in den Pelz gesteckten Gelder aus diesem verloren haben mochte, ohne solches selbst zu bemerken, und auf dieser Vermuthung musste jene Differenz beruhen bleiben, obwohl man auch, beim sogleich angestellten Nachsuchen, auf dem Wege, den A. M. gemacht, durchaus keine Spur von verlorenem Gelde entdecken können. Eben so wenig fand man irgend eine Spur von Theilnehmern, die A. M. bei Begehung des Verbrechens gehabt, und welchem Umstande A. M. selbst noch am 3. Mai 1837 auf das Bestimmteste widersprach, und sein bisher niedergelegtes Geständniss noch an diesem Tage umständlich wiederholte, und bei der Betheuerung beharrte, er ganz allein habe das Verbrechen ohne Theilnehmer oder Mitwisser

selbst verübt, und allein die Goldmünzen und die übrigen Gelder an sich genommen; er gab aber die Möglichkeit zu, einen Theil desselben auf seiner Flucht verloren zu haben.

A. M., während dieses letzten Verhörs am 3. Mai 1837 noch an den Folgen seiner Kniewunde leidend, war inzwischen gänzlich genesen und hatte mit der Rückkehr seiner Gesundheit auch seine alte Kraft und Wildheit wieder erhalten, in Folge dessen er in seinem Kerker solchen Unfug und Gewaltthätigkeit sich zu Schulden kommen lassen, dass ihm, der in Berücksichtigung seines vorigen Gemüthszustandes mit ungefesselten Händen und Füßen im Gefängnisse gewesen war, nunmehr beide Extremitäten mit Ketten versehen werden müssen. Es fand sich aber nach einiger Zeit bei näherer Beobachtung des A. M., dass zwischen ihm und dem Gefängnisswärter offenbare Collusionen stattgefunden haben mussten; denn bei der Revision der Gefängnisse entdeckten die dazu verordneten Beamten, dass A. M. keine Fesseln an den Händen hatte, und dass man diese durch Zufall einige Zeit später in den Sandbergen ausserhalb der Stadt auffand.

Durch diese Entdeckungen war nicht nur gegen den Gefängnisswärter dringender Verdacht mit dem A. M. gehabter Collusion entstanden, in Folge dessen solcher sofort aus seinen örtlichen Functionen entfernt werden müssen, sondern es war der alte noch immer durchschimmernde Verdacht wider A. M., dass er Theilnehmer haben müsse, wieder aufgefrischt und hatte nochmalige genaue Nachforschungen der Polizei veranlasst, die aber auch keine weiteren Resultate gehabt, als die früheren, und man hatte nunmehr beschlossen, die Sache an das Criminalgericht zur Anstellung der Inquisition gegen den A. M. zu übergeben, welche in vorliegendem Falle das Ansehen gleichsam nur einer Formalität hatte, sofern schon bei der Polizei, freilich weiter als es ihr zustand, der ganze Process vollkommen ausgeführt, Alles, was zur Feststellung des objectiven und des

subjectiven Thatbestandes erforderlich, erhoben und alle Bedingungen und Voraussetzungen zur Imputation des Verbrechens an A. M. und Abmessung dessen Strafbarkeit schon zu den Acten vergewissert waren.

Man muss sich bei dem Durchlesen der vorliegenden Untersuchungsacten, bei welchen nirgend auch nur die geringste Ausstellung rücksichts des richterlichen Verfahrens zu machen ist, doch eingestehen, dass es zu den nicht häufigen Glücksfällen gehört, wo, wie in vorliegendem Falle, zwar ein entsetzliches Verbrechen, eine wahre Menschenschlächtereï auf dem belebtesten Platze einer sehr volkreichen Handelsstadt zur Zeit, als noch häufiger Verkehr auf demselben war, also mit ungewöhnlicher Frechheit ausgeübt worden; der Mörder aber im Laufe von keinen 12 Stunden nicht nur schon zur Haft gebracht war, sondern sein begangenes Verbrechen auch schon mit solcher Umständlichkeit vor dem Richter eingestanden hatte und dieses Geständniss so schlagend mit dem Befunde übereinstimmte, und Eines das Andere gleichsam in Wechselwirkung verificirte, dass man ohne Bedenken hätte zur Aburtheilung der Sache schreiten können, wenn eine solche Form zulässig gewesen wäre; zur Fällung des Straf-erkenntnisses war wenigstens Alles zu den Acten vorhanden.

Würde es immer in der Möglichkeit liegen, der Verbrecher so fast unmittelbar nach der That habhaft zu werden, so würden die Geständnisse derselben leicht zu erlangen sein, da es sich nicht nur psychologisch rechtfertigen lässt, sondern durch die Erfahrung häufig schon bewährt worden, dass der nächste Moment nach vollbrachtem Verbrechen und solchergestalt erreichtem Zwecke gewiss der ist, der der Ergebung des Verbrechers in aller Hinsicht am günstigsten ist. Nicht leicht dürfte ein Fall gefunden werden, wo nicht der Verbrecher in grosser Gemüthsaufregung an die Ausübung eines Verbrechens, zumal eines so blutigen als das hier besprochene, gehen sollte. Mit voll-

brachter That ist die äusserste Spitze des Gemüthsaufruhrs überschritten, kein Grund für denselben ist mehr da, die Lust des Begehrens ist befriedigt, es muss also nach solchem Zeitpunkte, wenn kein neuer Stachel zur Aufregung, etwa durch Flucht, Kampf zur Selbsterhaltung u. s. w., hinzutritt, eine Gemüthsabspannung bei dem Verbrecher eintreten, die im Gleichgewichte zu dem vorhergehenden Toben desselben steht, die aber offenbar dem Betheiligten unerträglicher sein muss als jenes, sofern er in dieser sein volles und ungetrübtes Bewusstsein zur Selbstbetrachtung und Vergleichung seines Zustandes mit demselben vor der That hat. Eben so naturgemäss, als der nunmehr in dem Verbrecher aufsteigende Wunsch nach jenem früheren Zustand, wäre es auch nur weil das Verlorene und Unerreichbare immer am werthesten erscheint, ist dann auch der gleichbedeutende Wunsch, es möchte das nicht geschehen sein, was den gegenwärtigen Gemüthszustand des Verbrechers herbeigeführt hat. Wollte man nun solche Gemüthsabspannung und Unbehaglichkeit des Verbrechers überall und ohne Unterschied Reue nennen, so wäre das zwar falsch, — denn Reue ist die eingetretene Erkenntniss des verübten Unrechts, also schon eine Reflexion und Abwägung des Werths der verübten That mit Bezugnahme auf die in jedem Menschen liegende Verpflichtung zur Tugend und zum Rechtthun, während jene Unbehaglichkeit eines Verbrechers nach vollbrachter That zur Zeit nur eine Ermüdung, eine Abspannung der Seele von dem vorausgegangenen, so gewaltigen Toben sein kann, die noch nichts mit der Erkenntniss des Unrechts zu thun hat, überhaupt noch nichts mit Reflexionen über den moralischen Werth seines gegenwärtigen Zustandes, sondern für den Augenblick nur das Gefühl der Unbehaglichkeit und das Bewusstsein eines Drucks, dessen man sich gerne entledigen möchte; — wenn es daher falsch wäre, beide Gemüthszustände für gleichbedeutend anzusehen, so wäre es doch von dem

Untersuchungsrichter vollkommen richtig, beide gleich zur Erlangung eines Geständnisses zu benutzen. Denn die Reue ist das Symptom der moralischen Selbsterkenntniss, sie spricht das Bewusstsein des verübten Unrechts aus, und weil ein solches Bewusstsein ein drückender Zustand ist, der durch Aufhebung der Ursachen zu demselben nicht mehr beseitigt werden kann, so strebt der Reuige dadurch wenigstens seine Rückkehr zu der Erkenntniss des Rechts und seiner Pflicht zu hethätigen, dass er das Unrecht, wenn auch durch ihn selbst verübt, als solches ausspricht und davon Zeugniss giebt. Was also ein wahrhaft Reuiger eingestehen würde, um durch Sühne wieder zum Rechte zurückzukehren, würde die Abspannung der Seele eines Verbrechers gleich nach vollbrachter That thun, eben weil die Erschlaffung nicht zum Widerstreben geeignet ist.

Dieser letztere Fall trat bei unserem A. M. doppelt gewichtig ein, da zur Abspannung der Seelenkräfte desselben auch die körperliche Erschöpfung durch den grossen Blutverlust hinzutrat, Beides Zustände, welche zur Abwehrung sich nicht qualificiren, daher denn auch sein unumwundenes Bekenntniss der eigenen Verschuldung und der falschen Beschuldigung des Fuhrmanns.

Wäre bereits ein grösserer Zwischenraum an Zeit verflossen, hätten sich andere Erlebnisse schon zwischen die blutige That und die Gegenwart gedrängt, wäre er nicht verwundet und hierdurch körperlich geschwächt gewesen, so lässt sich zwar denken, dass die Erinnerung an die Blutschuld in ihm Reue mit allen ihren Folgen herbeiführen können, aber es konnte auch anders werden, ein so verwildertes Gemüth als das des A. M., ein so schrankenloser Leichtsinn, der in ihm lebte, konnten ihn, wie jetzt zum Mörder, so zum verstocktesten Sünder machen, und dies war sogar wahrscheinlicher, auch in der Situation wahrscheinlich, in welche A. M. selbst durch sein Geständniss die Sache gebracht, wenn jene Bedingungen, die zum Geständ-

nisse geführt, nämlich Seelen- und Körpererschöpfung, beseitigt waren.

Wenn auch A. M. in einem bedeutenden Verlaufe der Zeit seinem Geständnisse der verübten Blutschuld treu geblieben, und es daher wohl den Schein gewinnen können, dass dieses Geständniss durch Reue herbeigeführt sei; so ist doch hierbei nicht zu übersehen, dass diese Treue seines Geständnisses und überhaupt seine Ergebung und Willfährigkeit nur gleichen Schritt hielt mit seinen Körperleiden, mit seiner Krankheit; seine volle Genesung aber führte bei ihm sogleich Zügellosigkeit herbei, er musste im Gefängnisse gefesselt werden, er versuchte seine Freiheit zu gewinnen durch Benutzung strafbarer Mittel. Das ist nicht Reue der That, der einbekannten Blutschuld, wohl aber Reue, durch und in der Schwäche solche Schuld eingestanden zu haben, und da dem A. M. durch die Aufmerksamkeit des neuen Gefängniswärters die Aussicht auf Flucht benommen war, so erscheint bei einem so leichtsinnigen Gemüthe, wie er es besass, es ganz erklärbar, dass er den Versuch machte, die Folgen seines Geständnisses wieder aufzuheben, wie wir sogleich erfahren werden.

Nach dem Inhalte der vorliegenden Gerichtsprotocolle hatte am 28. Mai 1837 A. M. dringend um ein Verhör bitten lassen. Nachdem derselbe vor Gericht gebracht war, zeigte er das gedrückte Ansehen eines reuigen Sünders, der etwas zu bekennen hat, und als man ihn vom Gerichte um sein Begehre fragte, schickte er viele Bitten um Nachsicht voraus, dass er in seinen Aussagen bisher das Gericht belogen habe: nicht er sei der Mörder des alten Geldwechslers M., sondern dessen eigener jüngster Sohn, der Fedor M. Nicht nur sein Gewissen plage ihn, die Wahrheit vor Gericht auszusagen, sondern auch die Pflicht der Selbsterhaltung; denn da er sehe, dass Fedor M. ihn offenbar stecken lasse und nichts für seine Rettung thue, halte er für seine Pflicht, den eigentlich Schuldigen anzugeben, um nicht den

Richter zu einem irrigen Urtheile zu verleiten. Nach diesen Voraussendungen und nachdem der Richter ihn angewiesen, fortzufahren, gab nun A. M. folgenden, mit seinen bisherigen Aussagen im grellsten Widerspruch stehenden Bericht zu Protocoll:

„Schon seit vielen Jahren kenne er den Fedor M. von Ansehen, jedoch nicht namentlich, und habe sich ihre Bekanntschaft bei S., wo sie zusammen Billard gespielt, entsponnen. — Zum öfteren, wenn er in der Stadt gewesen, hätten sie sich bald auf der Strasse bald bei S. gesehen und sich von gleichgültigen Dingen unterhalten, sonst aber in keiner näheren Verbindung mit einander gestanden. Am Donnerstag den 25. Februar 1837 Morgens habe er den jungen F. M. unweit der väterlichen Bude auf der Gasse angetroffen, sich mit ihm begrüßt und auf seine Frage: wie es ihm gehe? von demselben Klagen über die harte Behandlung, welche er von Seiten seines Vaters erleiden müsse, gehört, wobei er sich namentlich darüber beschwert, dass er seinen älteren Bruder etablirt, diesem Alles gebe, ihm aber selbst das Nothwendigste entziehe, und dass es für ihn wünschenswerth sei, dass der Vater recht bald sterbe. Er, Inquisit, habe denselben getröstet, ihm den Rath gegeben, sich zu beruhigen, da es doch schon nicht zu ändern sei, und sich hierauf von ihm getrennt. Am Nachmittag desselben Tages habe er den F. M. wiederum in der Moskau'schen Vorstadt auf der Gasse angetroffen, von ihm ähnliche Klagen gehört. Als sie zusammen zur Stadt gegangen, habe F. M. in der von ihm, A. M., bezeichneten Trödelbude das Messer gekauft, mit dem der Mord verübt worden, und 25 Cop. dafür bezahlt und ihm auf seine Frage, wozu er dasselbe gebrauche, zur Antwort gegeben: dass er desselben in seiner Bude benöthigt sei. Bei der Stadt hätten sie sich getrennt, indem Inquisit über die Düna gegangen sei, F. M. aber habe ihn beim Abschiede gebeten, ihn am folgenden Morgen in der Wechselbude sei-

nes Vaters, die er ihm schon am Vormittag gezeigt gehabt, zu besuchen.

„Am Morgen des 26. Februar 1837 sei er denn auch zu F. M. gegangen, welchen er denn auch allein angetroffen. Derselbe habe sich wiederum über sein Schicksal beschwert und ihm, nachdem sie über verschiedene unbedeutende Sachen gesprochen, auf seine Bitte Banknoten und Goldgeld gezeigt und ihn mit dem Werthe eines jeden bekannt gemacht, zu welchem Begehren Inquisit die Neugierde bewogen habe. Ihn bei seinen abermaligen Klagen tröstend, hätten sie von einander Abschied genommen; worauf Inquisit sich nach Hause begeben, dort bis zum Nachmittag geblieben und sich sodann auf den Weg nach Mitau gemacht habe. Ohnweit S. habe er den F. M. mit einem anderen Russen, den er nicht gekannt, auf der Gasse sprechend angetroffen. Als F. M. ihn bemerkt, habe er jenen verlassen und sei zu ihm gekommen. F. M. habe einen Rausch gehabt und ihm auf dem Wege zur Stadt erzählt, dass er sich heut Geld verschaffen werde und habe er aus seinen Reden ohngefähr so viel entnehmen können, dass er seinen Vater zu bestehlen beabsichtige. Ihr Zusammentreffen sei in der Dämmerung gewesen und nachdem sie in der Schenke auf dem Dünamarkte Bier und Schnaps getrunken, habe F. M. ihn aufgefordert, nach der Stadt zu kommen. Er habe schon einen kleinen Rausch an sich verspürt, den Vorschlag angenommen und sei mit ihm in eine Schenke ohnweit der Schaalpforte gegangen, wo sie sich abermals Schälchen und Bier reichen lassen, und F. M., während Inquisit sich mit dem Burschen unterhalten, ruhig am Tisch gesessen habe. Schon früher habe er den F. M. gefragt, weshalb er nicht zum Vater in dessen Bude gehe, und von diesem zur Antwort erhalten, dass der Alte ihn nach Hause entlassen und dass er heute sein Glück versuchen wolle. Nachdem sie ungefähr eine halbe Stunde in dieser Schenke gewesen, habe F. M. ihm den Auftrag ertheilt, nach der Bude seines

Vaters zu gehen, sich dort nach irgend einem Geld-Cours zu erkundigen und sich bei dieser Gelegenheit umzusehen, ob das Geld noch da sei, welches er ihm am Morgen gezeigt habe. Da er nun einen ziemlich starken Rausch gehabt, so habe er sich hierzu willig finden lassen, sei nach der Bude gegangen und habe sich nach dem Cours der Silber-Rubel erkundigt, die Berechnung gemacht, wie viel 200 Rubel Silber in Banknoten ausmachen, und sich von dem Alten darüber einen Zettel geben lassen. Da er bei dieser Gelegenheit gesehen, dass das Geld noch dort gewesen, so habe er den Alten zu warten gebeten und dem jungen F. M. darüber Nachricht nach der bezeichneten Schenke gebracht, der ihn dort zu erwarten gebeten und sich entfernt habe; nachdem er dort vergeblich gegen eine Stunde gewartet gehabt, habe er sich nach der M.'schen Bude begeben, wo er, kaum eingetreten, von dem jungen F. M. den Stich in das Bein erhalten habe, und als er den wüthenden F. M. von sich abgewehrt, habe dieser ihm die Hände verwundet. Erst nun habe es geschienen, dass dieser ihn erkenne; er habe das Licht ausgelöscht, ihn gebeten still zu schweigen und ihn bei der Aeusserung: mein Alter liegt schon! zur Bude, deren Glasthür er hinter sich zugemacht, bei der Hand hinausgezogen und nach dem Dünaufer zu den Steinkohlen geführt. Auf dem Wege dorthin habe er ihm erzählt, dass er seinen Vater, welchen Inquisit in der Bude nicht gesehen, ermordet und sich des Geldes bemächtigt habe.

„An der bezeichneten Stelle angekommen, sei er, wie solches auch schon auf dem Wege geschehen, von F. M. himmelhoch gebeten worden, ihn nicht zu verrathen. — Derselbe habe dort das geraubte Geld, welches er in ein Tuch gewickelt getragen, hervorgenommen und ihm den grössten Theil davon in Silber und Banknoten gegeben, einen kleinen Theil aber für sich behalten. Da er sich damals nicht nur angetrunken, sondern auch in einem beinahe be-

wusstlosen Zustande befunden, so habe er mit sich machen lassen, was F. M. gewollt, und sein Anrathen, über die Düna zu gehen und von dort mit einem Fuhrmanne nach Mitau zu fahren, befolgt. Bei der Trennung aber habe F. M. noch gesagt: er möge erst nach einigen Wochen nach Riga zurückkehren und versichert sein, alsdann noch mehr Geld von ihm zu erhalten. — Erst als er beim Schulzenkrug von dem Fuhrmanne K. fortgegangen, wäre er durch die heftigen Schmerzen in der Kniewunde zum völligen Gebrauche seiner Sinne gelangt und habe er nun, das Grässliche seiner Lage einsehend, sich in der Verzweiflung das Gesicht mit den Nägeln zerkratzt. —

„In der Hoffnung, dass der eigentliche Mörder für ihn sorgen und seine baldige Arrestbefreiung bewirken werde, habe er die ganze Schuld auf sich genommen; da er sich aber getäuscht gefunden, und von beständigen Gewissensqualen gefoltert werde, so habe er sich nunmehr veranlasst gesehen, ein offenes und freies Bekenntniss abzulegen.“

Wir haben kein Bedenken getragen, die ganze, seinen Widerruf enthaltende fabelhafte Erzählung des A. M. unseren Lesern vorstehend wörtlich aus den Acten zu referiren, und fügen noch hinzu, dass er bei dieser Behauptung stehen blieb, allen richterlichen Bemühungen zum Trotz und Hohn und aller Vernunft entgegen seinen Widerruf als wahr behauptete, und nicht wieder zu seinem früheren Geständnisse zurückgeführt werden konnte. —

So absurd dieser Widerruf an sich erschien, so durfte der Richter ihn doch keinesweges ohne Rücksicht lassen, es musste der beschuldigte Fedor M. über die Denunciation nothwendig gehört und vorläufig seine Person sicher gestellt werden. Dieser Beschuldigte vor Gericht gebracht und mit der Anschuldigung bekannt gemacht, zeigte keine Verlegenheit — wie das Protocoll sagt — sondern war erstaunt und fragte den Richter in erbittertem Tone: ob man ihn zum Narren haben wolle. — Zu seiner Verthei-

digung nunmehr angewiesen, betheuerte er zuvörderst, dass er den A. M. Morgens am 26. Februar 1837 in der Wechselbude zum ersten Male in seinem Leben gesehen, auch niemals zu ihm weiter in irgend einer Beziehung gewesen sei. — Er könnte über sich und sein Verhalten am 26. Februar durchaus nichts Weiteres aussagen, als was er bereits zu Gericht deponirt habe, und dass solches vollkommen der Wahrheit gemäss sei, und dass Fedor M. zur Zeit des Mordes seines Vaters zu Hause und nicht in der Stadt gewesen, könne er nicht nur durch die Aussagen seiner Verwandten, und anderer Hausgenossen, sondern auch durch das Zeugniß des Handlungscommis hinlänglich erweisen, welche er hierüber zu vernehmen bat. —

In den hiernach angestellten Verhören haben nicht allein Fedor M.'s Mutter, sein Bruder Kusma, dessen Ehefrau und Fedor M.'s eigene Ehefrau, gleichlautend ausgesagt: dass er gleich nach 5 Uhr am 26. Februar mit Hafer nach Hause gekommen, diesen gemessen, gespeichert und sich sodann in seinen Schlafrock gekleidet, ab und zu, weil es Maslinitz gewesen, in das S. Tracteur gegangen, mit ihnen um 7 Uhr zu Abend gegessen und bis 8 Uhr Abends zu Hause geblieben, wo er, auf die allgemeine Aengstlichkeit Aller wegen des Ausbleibens des alten M. diesem zur Stadt entgegen gegangen; sondern es haben auch die übrigen fremden Einwohner desselben Hauses, und zwar

- 1) der Joseph Ch.
- 2) dessen Ehefrau Catharina,
- 3) die Catharina M.
- 4) Aliona A. und
- 5) Praskowja G., einstimmig eidlich ausgesagt, dass letztere vier den Fedor M. von $\frac{1}{4}$ auf 6 Uhr Abends des 26. Februar, wo er Hafer messen und speichern lassen, bis um 8 Uhr im Schlafrocke theils in seinem Hause, theils zu S. gerade über die Gasse gehen gesehen — Ersterer aber dem Fedor M. um $\frac{1}{4}$ auf 9 Uhr des bezeichneten

Abends in der Allee ausserhalb der Carls-Pforte auf dem Wege zur Stadt begegnet, der ihm auf seine Frage, wohin er gehe, geantwortet, dass er seinen Vater suche, welcher ungewöhnlich lange ausbleibe. — Nicht minder hat

6) der Kaufmann K. eidlich ausgesagt, dass er an dem fraglichen Abend nach 7 Uhr den Fedor M. im Schlafrocke im S'schen Tracteur etwas berauscht gesehen, und endlich deponirt

7) der Handlungscommis Georg S., dass der Fedor M. im Schlafrocke zu drei verschiedenen Malen bis 8 Uhr Abends des 26. Februar in sein Tracteur gekommen, dort etwas getrunken und nach kurzem Aufenthalt wieder gegenüber in seine eigene Wohnung zurückgegangen. —

Durch die eidlichen Aussagen dieser überall classischen Zeugen ist das *alibi* des Fedor M. zur Zeit der Ermordung seines Vaters, die zwischen 7 und 8 Uhr Abends des 26. Februar 1837 stattgefunden haben muss, da schon vor acht Uhr die Polizei in Thätigkeit gesetzt und der alte M. schon ermordet gefunden wurde, — vollkommen erwiesen und daher die Falschheit der Denunciation des A. M. auf Fedor M., rücksichts ausgeübten Vaternordes, bis zur Evidenz dargethan. —

A. M. mit dem Resultate dieser Zeugenverhöre bekannt gemacht, blieb dennoch bei seinen Anschuldigungen gegen Fedor M. und behauptete, die sämtlichen Zeugen wären von A. M. zu so lügenhaften Aussagen erkaufte, und die von ihm zuletzt gemachten Geständnisse enthielten die volle Wahrheit. — Bei diesen gegen erwiesene Facta und daher gegen alle Vernunft laufenden Anklagen des A. M. blieb er stehen, ungeachtet mit ihm angestellter priesterlicher Ermahnung, und da bei so vollkommen ausgeführtem Beweise des *alibi* gegen Fedor M. nicht ein Schein von Verdacht übrig geblieben war, wenn auch wirklich früher einer dagewesen wäre; so blieb bei gänzlicher Befreiung F. M.'s die Frage übrig: ob wider A. M. annoch sein erstes Geständniss als

Beweis vorliege und ihm mithin das Verbrechen des Raubmordes zu imputiren sein werde, oder ob dieses Geständniss durch den nachmaligen Widerruf aufgehoben und daher als nicht mehr existent zu betrachten sei. — Zur Beantwortung dieser Alles entscheidenden Frage bedarf es daher einer Prüfung sowohl des zuerst abgelegten Geständnisses als des hierauf folgenden Widerrufs desselben, und wird sodann das Resultat beider nach gemeinem Rechte zu beurtheilen sein, da das russische Reichsrecht sich über den Widerruf nicht speciell ausspricht. — Was nun hier-

I. Das Geständniss des A. M., wie wir es im Eingange referirt haben, betrifft, so zeigt dieses selbst schon an, dass es freiwillig abgelegt wurde. Denn wir entsinnen uns, dass A. M., welcher zuerst den Fuhrmann K. beschuldigt, ihn mörderisch angefallen zu haben, auf dem Transporte nach Riga in dem Ballod-Krüge, woselbst der Stadttheils-Aufseher S. ihn angetroffen hatte, ehe ihm noch irgend eine Frage wegen des in Riga verübten Verbrechens vorgelegt war, auf die an ihn gerichtete Frage, wo er die Bibernütze her habe, die ihm zu eng sei, hohnlachend geantwortet: dass er sie auch von K. habe, der ihn verleitet, den Geldwechsler in Riga zu ermorden. — Diese Aeusserung, die ungefragt und also vollkommen freiwillig den Mord eingestand, hatte A. M. zwar ausser Gericht gethan, ebenso auch die specielle Erzählung des ganzen Mordacts auf der ferneren Fahrt nach Riga an die ihn begleitenden Beamten; aber er hat auch ungezwungen auf bloß veranlassende Fragen sein ganzes Geständniss über den an M. ausgeübten Raubmord vor dem Richter abgelegt, als er bereits in Riga vom Transporte eingetroffen war; er hat vor sitzendem Gerichte nicht nur seine in der Wechselbude aufgefundene Mütze, seine Handschuhe und sein Schnupftuch als sein bei Gelegenheit des Mordes in der Wechselbude zurückgebliebenes Eigen-

thum anerkannt, sondern er hat auch das ihm zum Recognosciren vorgelegte Messer, welches man aus dem Körper des Ermordeten hervorgenommen gehabt, sogleich als dasjenige anerkannt, welches er gekauft und womit er den alten M. erstochen gehabt, und endlich hat er auch M.'s Leichnam als den des alten Mannes anerkannt, dessen Blut er vergossen gehabt. —

Ehe noch A. M. den Leichnam des Ermordeten vor Augen hatte, erzählte er umständlich die Art, wie er ihn ermordet, und dass er ihm zuletzt das Messer durch den Hals bis an das Hest in die Brust gestossen habe, wovon sogleich der alte Mann des Todes gewesen. — Diese Erzählung des Vorganges stimmte genau mit dem Befund überein: M.'s Leichnam hatte das Messer mit dem halben Hefte durch den Hals in der Brust und war an dieser Verwundung sogleich gestorben. — Es ist aber dieser Umstand nicht allein in so fern merkwürdig, als er den Befund an dem Leichname mit dem Geständnisse des Verbrechers in genaue Uebereinstimmung bringt, sondern diese Uebereinstimmung gerade liefert ein Wahrzeichen für die Richtigkeit des Geständnisses, da nur der Thäter selbst — wenn er es allein gewesen — wissen können, dass man an dem Leichnam — den er selbst noch nicht zu Gesicht bekommen — dergleichen Erscheinungen, die von ihm herührten, wahrnehmen und auffinden musste. —

Es stellt sich also aus den Acten, welche das Geständniss des Mordes von dem A. M. aufgenommen haben, fest, dass dieses Geständniss:

- 1) freiwillig abgelegt worden;
- 2) dass es vor der Gerichtssitzung zu Protocoll gegeben wurde;
- 3) dass dasselbe vollkommen übereinstimmt mit dem Befunde in der Wechselbude, aus welchem auf die daselbst stattgefundene Handlung geschlossen werden musste, und

4) dass sich daselbst Umstände gezeigt haben, — namentlich die stattgefundene Art der Ermordung, — welche dem Geständnisse das Gepräge der Wahrheit in so fern geben, als letzteres dieselbe Art der Ermordung anzeigt, und doch A. M. nichts über den Befund wissen konnte, sondern nur aus der Erinnerung seiner Handlung erzählt haben muss.

Ein so ausgestattetes Geständniss eines Menschen über ein von ihm verübtes Verbrechen wird aber, nach ausdrücklicher Vorschrift des zu jener Zeit noch geltenden §. 1031 des XV. Bandes der Criminal-Gesetze, Ausgabe von 1832, zu einem vollkommenen Beweise erhoben, bei welchem es, nach §. 1032 *ibidem*, keiner weiteren Beweise bedurfte und der Richter nicht anstehen kann auf Grundlage eines solchen Geständnisses sein Urtheil zu sprechen.

Wenn wir daher das Geständniss an sich als vollkommen beweisend betrachten müssen, so tritt nun die fernere Frage ein:

II. In wie weit es überhaupt noch existent ist, und ob es nicht durch den vorliegenden Widerruf gänzlich aufgelöst worden? —

Das einheimische Recht spricht, wie gesagt, nicht speciell über den Widerruf, und wir wenden uns also in dieser Hinsicht auf das, was die deutsche strafrechtliche Praxis hierüber sagt. Soden, Geist der deutsch. Crim.-Gesetze §. 585, spricht hierüber:

„Regel ist: der Widerruf hebt nicht an sich die Beweiskraft des vorgehenden Bekenntnisses auf, denn es steht, im Augenblicke seiner Existenz, als Beweis gegen den Bekennenden, und der Widerruf wälzt also den Beweis des Gegentheils auf diesen; der Beweis aus dem Bekenntnisse bleibt bestehen, so weit er nicht entkräftet wird durch den Gegenbeweis.“

Derselben Ansicht ist unter den älteren Rechtslehrern:

Grolmann, Grundsätze des Cr.-Rechts §. 445.

Quistorp, Grundsätze des P. Rechts §. 687.

Kleinschrod im Entwurfe — §. 1636.

Tittmann, Geständniss und Widerruf §. 17.

und unter den Neueren:

Mittermaier, das deutsche Straf-Verfahren II. S. 239.

Dieser Gegenbeweis, welchen A. M. für die Unrichtigkeit seines früheren Geständnisses oder zur Begründung seines Widerrufs desselben führen musste, konnte sich aber nur auf jene vier Sätze reduciren, welche wir soeben aus dem vorliegenden Geständnisse des A. M. excerptirt haben, und deren Vorhandensein das Gesetz als Bedingung aufzählt, durch welche ein Geständniss vollkommen beweisende Kraft erhält. A. M., welcher also in seinem Gegenbeweise diese vier Bedingungen als nicht vorhanden hätte nachweisen müssen, hat, da solches von vornherein unmöglich war, sofern gerade das Vorhandensein dieser Bedingungen vollkommen nachgewiesen worden, einen solchen Beweis nicht einmal versuchen wollen, sondern die zweite Hälfte seines Widerrufs, nämlich die Anschuldigung gegen Fedor M., besonders festgehalten, und ist er demnach bei dieser Behauptung, dass F. M. gemordet habe, beharrt, als, wie bereits gezeigt, F. M. den vollkommensten Beweis seines *alibi* zur Zeit des stattgehabten Mordes zu den Acten ausgeführt und dadurch den Beweis geliefert, dass A. M. in seiner Behauptung, Fedor M. habe selbstthätig seinen Vater gemordet, eine wissentliche Lüge behauptet habe.

Wie nun ohnehin schon der Beweis des *alibi* jeden anderen Beweis ausschliessen müsste, so hat doch auch in dieser Beziehung, A. M. obwohl häufig dazu aufgefordert, nicht einmal versucht, einen Beweis für die Wahrheit seiner Behauptung zu führen, und wenn demnach der Beweis aus den früheren Geständnissen A. M.'s wider ihn unalterirt be-

stehen geblieben ist, und die unerwiesenen Behauptungen eines solchen Widerrufs, als die eines selbstgeständigen Verbrechers, schon an sich gar keine Präsumtion für sich haben; so ist es doch nicht ohne Interesse, aus dem Widerruf selbst und dem, was zur etwaigen Begründung desselben über solchen in den Acten untersuchungsweise aufgenommen worden, die Lügenhaftigkeit solcher Behauptungen nachzuweisen.

1) Allem Uebrigen voraus geht die vollständigste Absurdität, dass A. M. sich nämlich in seinem Widerruf als Märtyrer darstellen will, der den von Fedor M. verübten Vtermord auf sich genommen. Aus welchem Grunde aber A. M., wenn auch nur mit halber Vernunft begabt, das Verbrechen auf sich genommen haben sollte, wenn wirklich Fedor M. dasselbe begangen, ist schlechterdings nicht zu ergründen. Denn in der eigenen Erzählung A. M.'s, durch welche er den Fedor M. des Mordes beschuldigt, ist mit keiner Sylbe davon die Rede, dass er, aus gleichviel welchem Grunde, sich anheischig gemacht, auf sich die Schuld des verübten Mordes zu nehmen; auch hat A. M. selbst in dieser Erzählung des Widerrufs angeführt, dass ihm F. M. den grössten Theil des geraubten Geldes deshalb zugesteckt, weil er ihn wegen der Verwundung zufrieden stellen wollen. Wollte nun A. M.'s Widerruf auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen, so würde die Lächerlichkeit doch immer bestehen bleiben, warum denn A. M. ungefragt von sich ein Verbrechen eingestanden, das er nicht begangen haben will, wozu er sich doch nirgend verpflichtet, und wozu er durch gar keine Rücksicht gezwungen war, wenn es nicht die Gewalt der Wahrheit gethan.

2) F. M. hat beharrlich in Abrede gestellt, den A. M. jemals früher und später gesehen zu haben, als am Morgen des 26. Februar 1837 in der Wechselbude. A. M.'s Anführungen, dass sie sich schon seit zwei Jahren kennen, und

am Billard bei S. die Bekanntschaft sich entsponnen, wird aber schlagend dadurch widerlegt, dass bei S. gar kein Billard existirt; auch der fernere Behelf A. M.'s, als ihm diese Lüge nachgewiesen ward, indem er ein anderes Wirthshaus in der Nähe von S. bezeichnete, wo er immer mit F. M. Billard gespielt haben will, wird durch die eidlichen Aussagen der dortigen Einwohner etc. vernichtet, indem diese den A. M. gar nicht kennen, mit Bestimmtheit aber deponiren, dass er niemals mit F. M. daselbst Billard gespielt, welcher Letztere auch gar nicht dorthin gehe. — Nicht weniger hat sich

3) die Lügenhaftigkeit der A. M.'schen Erzählung: dass F. M. mit ihm in den beiden Schenken am Dünamarkte und unweit der Schaalpforte, am Abende des 26. Februars 1837 vor dem Morde, Bier und Brantwein getrunken haben solle, dadurch hervorge stellt, dass kein einziger der dort aufwartenden oder vorhandenen Personen den A. M. jemals gesehen hat, und dass sämmtliche auf das Bestimmteste deponiren, wie Fedor M. ihnen zwar bekannt, doch niemals in einer dieser Schenken gewesen.

4) Es ist auch durch die unverdächtigen Aussagen, sowohl der Familienglieder des A. M., als auch der näheren Bekannten dieser Familie, sicher gestellt, dass nicht nur ein sehr herzliches und freundliches Verhältniss zwischen dem alten M. und seinem jüngsten Sohne Fedor M. stattgefunden, sondern dass auch, wenn eine Auszeichnung zwischen den beiden Söhnen stattgefunden haben sollte, sie nur für den Jüngsten gesprochen haben könnte. Hierdurch ist aber auch die Möglichkeit beseitigt, aus einem etwa zwischen Vater und Sohn stattgehabten unfreundlichen Verhältnisse eine Vermuthung für A. M.'s Denunciation ziehen zu können.

5) Eine in A. M.'s Erzählung als Begründung seines Widerrufs grell hervortretende Unwahrheit ist der Umstand, wie ihn Fedor M. am Beine verwundet haben solle.

A. M. sagt: als er kaum in die Bude getreten und die Glashüre hinter sich zugezogen, sei Fedor M. wie ein Rasender auf ihn zugestürzt und habe das erhobene Messer ihm in die Brust stossen wollen. A. M. habe den Stoss abgewehrt, sich hierbei die Hände verwundet und der Stoss sei ihm nunmehr in das rechte Bein gefahren. Jetzt variirt A. M. in seinen Aussagen, indem er bei der Polizei deponirt, dass er beim Empfange des Stosses nicht geschrieen, bei dem Criminalgerichte aber aussagt, dass, als er den Stoss in das Bein erhalten, er mit einem Schrei zu Boden gestürzt. An dem Schrei habe F. M. ihn erkannt, habe ihn aufgerichtet, das Licht verlöscht, und ihn sogleich an der Hand aus der Bude gezogen, mit der Bemerkung: „komm schnell, mein Alter liegt schon.“ Auf diese Weise waren sie bis zur sogenannten Steinkohlenkaje an der Düna gekommen, wo Fedor dem A. M. das meiste Geld gab und Letzterer sodann, ihn verlassend, über die Düna gegangen sein will.

Hierbei muss sich aber die Frage aufwerfen, wenn der alte M. wirklich schon ermordet war, wie nicht anders anzunehmen, da ja auch A. M. ihn in der Bude nicht sah, wo Fedor M. das Messer hergenommen, mit welchem er den A. M. verwundete; denn man fand ja das Messer in jener entsetzlichen Hals- und Brustwunde des alten M. stecken, welche diesem den augenblicklichen Tod gegeben. Die Ungereimtheit der A. M.'schen Behauptung lag offenbar vor Augen, und als man *in inquisitione* auf diesen Widerspruch hin argumentirte, suchte sich A. M. durch eine ebenso grosse Frechheit zu retten, indem er die Vermuthung aufstellte, Fedor M. müsse, nachdem sie sich getrennt, wieder in die Wechselbude zurückgegangen sein, habe dort nicht nur das Messer dem Todten wieder in die Brustwunde gesteckt, sondern auch A. M.'s Mütze und Handschuhe so gelegt, dass auf ihn, A. M., der Verdacht des Mordes sich wenden könne.

Wiewohl es, bei der Existenz eines so eclatanten Beweises des F. M.'schen *alibi* an sich schon unnöthig ist, den Widerruf besonders zu würdigen, da er in seiner Hauptsache eben schon durch jenen Beweis des *alibi* als unwahr dargethan ist, so hat man doch auch durch Aufzählung jener Umstände nachweisen wollen, wie der Widerruf auch in seinen Einzelheiten unhaltbar und mit dem Befunde nicht zusammen zu bringen ist. Nur einem so aufgeregten und ganz befangenen Gemüthe, wie das des A. M. seiner ersten Erzählung nach gewesen sein muss, als er zuletzt das S.'sche Gasthaus verliess, um den Mord zu begehen, kann es zugetraut werden, dass er so nothwendige Sachen, als Pfeife, Reisepelz, Stiefeln etc. in dem Gasthause vergessen können; von einem ruhigen, wie er zufolge seines Widerrufs gehabt haben will, konnte es um so weniger erwartet werden, als A. M.'s Vermögensverhältnisse eben nicht so glänzender Art waren, um einen so beträchtlichen Theil des an sich sehr geringen Eigenthums mit solcher Gleichgültigkeit zu behandeln.

Nur mit dem ersten Geständnisse A. M.'s ist der Befund in Einklang zu bringen, mit dem Widerrufe steht er immer in Opposition, und bleibt darin, wie frech auch immer A. M. die erwiesenen Lügen durch andere ersetzen will. Zu diesen gehört denn auch der für ihn sehr gênante Umstand, dass ihm das Gesicht zerkratzt war. Er sagte: als er bei dem Schulzenkrüge erst ganz zur Besinnung gekommen, sei er über das Schreckliche seiner Lage so sehr in Verzweiflung gerathen, dass er sich selbst mit den Nägeln das Gesicht zerkratzt.

Es drängt sich hierbei die Frage auf, worin denn eigentlich das Schreckliche seiner Lage bestanden, und worüber er also in solche Verzweiflung gerathen. Es lag ja ganz in seiner Willkür, wenn Fedor M. wirklich der Vaternörder war, ihn auf der Stelle des Vaternordes zu denunciiren, und dadurch das angeblich Schreckliche seiner

Lage von sich zu entfernen. Denn nur in der Kenntniss jenes schrecklichen Verbrechens konnte ja das Schreckliche seiner Lage — zufolge der Behauptungen seines Widerrufs — bestehen, und dazu bedurfte es nicht, wie gezeigt, des Zerkratzens seines Gesichts, — wäre überhaupt ein solcher Unsinn bei einem Manne, selbst in der verzweifeltsten Lage, denkbar.

Nach allen diesen Erwägungen musste A. M. auf Grundlage seines zuerst niedergelegten und gesetzlich vollkommen verificirten Geständnisses und nachdem, wie gezeigt, sein Widerruf desselben vollkommen beseitigt worden, mit der *poena ordinaria* des Raubmordes belegt werden.

Bei Publication der desfallsigen Entscheidung hatte dieser wilde und nunmehr gänzlich verwilderte Mensch sich spähend nach allen Seiten umgesehen, wahrscheinlich ob er nicht irgend einen Ausweg zur gewaltsamen Flucht entdecken werde, denn er war nun ungefesselt, also ganz seiner vollen und grossen Körperkraft überlassen; es hatte aber die nothwendige Vorsicht alle Ausgänge und Fenster mit Militärwache besetzt, welche jedem Versuche eine Reihe von Bajonetten entgegen streckte; er musste sich also schon fügen und hörte ziemlich ruhig seine Verurtheilung an, während Fedor M., welcher in demselben Urtheile freigesprochen werden müssen, unerklärlicher Weise ein völlig zerknirshtes Ansehen darbot. Noch als A. M. nach erhaltener Körperstrafe und erlittener Stempelung nach Sibirien zur Zwangsarbeit abgeführt wurde, schrie er den Fedor M. als Vaternörder aus, was immer ein psychologisches Räthsel bleiben muss, da, wenn man A. M.'s erstes Geständniss als wahr bestehen lassen muss, — wie es denn auch nicht anders möglich ist, — kein Grund denkbar ist, woraus A. M.'s Erbitterung gegen Fedor M. kommen sollte, der ihm eben nach Inhalt jenes Geständnisses ein fremder Mann war, der ihm nichts bisher gethan, das ihn zur Rache reizen können, als dass er zuerst bei ihm jenes

verführerische Metall sah, dessen blosser Glanz ihn zum Entschlusse brachte, einen Mord zu begehen und sich, nach seiner Redeform zu sprechen, dem Teufel zu verschreiben; vielleicht erblicken wir in diesem Aberglauben den geheimen Grund zur Rache des A. M. gegen den Fedor M.

Gustav von Wildschütz.

Ein Meuchelmord.

und die Zahl derer, die das Recht der
 Freiheit haben, ist nicht gering, und ich
 bin zuversichtlich, dass die Freiheit der
 Menschheit ein Ziel ist, welches wir
 erreichen werden. Ich habe die Ehre,
 Sie zu grüßen.

Gustav von Wiltschütz.

Ein Mordmord.

In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts lebte auf dem Gute H. in L. der Besitzer desselben, Capitain ausser Dienst G. v. Wildschütz*) mit seiner Ehegattin und seinen zum Theil erwachsenen Töchtern und Söhnen. Von den umliegenden Gütern gehörte eins, das etwa 5 deutsche Meilen von H. entfernte Gut P., der verwittweten Obersten v. Lange geb. v. Wildschütz, welche ihren Bruder, den Gustav v. Wildschütz, der in niederem Range aus dem Militärdienste getreten war, bis zu seiner weiteren Versorgung bei sich hatte. Gustav v. Wildschütz war entfernter Verwandter des Besitzers von H. und wie dieser ein grosser Liebhaber der Jagd und sehr geübter Schütze. Verwandtschaftliche Beziehungen und die gleiche Liebhaberei führten zu häufigen Besuchen des Gustav v. Wildschütz nach H., welche bei Letzterem aber noch einen anderen, bald ersichtlichen Grund hatten, der sich denn auch offen darin aussprach, dass Gustav v. Wildschütz seine Bewerbungen um die älteste Tochter des Hauses an deren Eltern brachte, von diesen aber wie von der jungen Dame refusirt wurde.

Es versteht sich von selbst, dass nunmehr die Besuche Gustav's wegblieben, und zwar für beträchtliche Zeit, bis sich entweder der widrige Eindruck der ungewünschten Bewerbung und der erfahrenen Zurückweisung verwischte, oder die gleiche Liebhaberei für Jagd diesen überwunden haben mochte; genug wir sehen im Anfange des Jahres 18..

*) Die Personennamen haben alle müssen fingirt werden.

denselben wieder als Besuch im Hause von H. und wieder als Jagdbegleiter des Capitains während des Frühlings dieses Jahres, zugleich aber nicht undeutlich Gustav's Bewerbungen bei der Dame, die ihn schon einmal zurückgewiesen, erneuert.

Unentschieden muss es bleiben, ob der Eindruck, den diese Beharrlichkeit Gustav's auf die junge Dame gemacht, — wie er angiebt, — für ihn günstig gewesen oder nicht, entschieden ungünstig aber wirkte die Bemerkung der neuen Bewerbung auf die Eltern und besonders auf den Vater der Gefeierten, der, selbst zwar von rauher Jägernatur, dennoch die rauhen Eigenschaften des Gustav an seinem künftigen Eidam nicht als Bedingungen des Glücks seines Kindes anerkennen wollte, besonders aber dessen gänzliche Mittellosigkeit nicht geeignet erachten mochte, einen Hausstand mit Familie selbstständig führen zu können.

Mochte dem nun sein, wie ihm wollte, Gustav's fortgesetzte Bewerbungen um die Tochter waren ebenso fortgesetzte Veranlassung zu immer heftiger werdenden Auftritten zwischen dem Vater des Mädchens und dem Freier, und als Gustav einmal, etwa um die Zeit der Pfingstwoche dieses Jahres, in seinen Aufmerksamkeiten zudringlich gewesen sein mochte, excedirte ein darüber zwischen Beiden ausbrechender Streit so weit, dass von Seiten des Vaters dem Gustav v. Wildschütz in grosser Aufregung nicht nur das Haus verboten wurde, sondern, auf eine ziemlich deutlich ausgesprochene Ausforderung Gustav's, der Vater denselben zur Thür und zum Hause hinausführte, indem er ihn mit dem zweiten und dritten Finger der linken Hand an dem Kragen gefasst gehabt, wonach Gustav v. Wildschütz in der heftigsten Leidenschaft, unter Schwüren empfindlicher Rache, zu Fusse das Gut verliess, wie er gekommen war, da er, einer Wegesperre wegen, von P. nur den halben Weg nach H. fahrend machen durfte.

Die Familie verlebte nunmehr den übrigen Theil des Sommers ungestört durch die Besuche des Gustav v. Wildschütz und begab sich, ausser dem Gutsherrn, gegen das Ende des Septembers 18.. besuchsweise zu einem etwas entfernter lebenden Verwandten, wodurch denn Capitain Wildschütz allein mit der Wirthschafterin Fallenfried in seinem Hause zurückblieb. Er hatte sein Gut H. an einen Herrn Toridam in Arrende gegeben, hatte also mit der eigentlichen Bewirthschaftung desselben, oder der Gutsökonomie, nichts zu thun, sondern beschäftigte sich nur mit der Jagd, und auch aus Liebhaberei mit Drechseln, wozu er sich eine eigene Werkstatt in einer durch eine dicke Breterwand formirten Abtheilung seines Schreibezimmers eingerichtet hatte.

Diese Skizze aus den häuslichen Verhältnissen der Familie Wildschütz aus H., zu welchen sich die einzelnen Nachweisungen freilich nur nach und nach im Laufe der im Folgenden zu berichtenden Untersuchung ergeben haben, scheint schicklicher zur Bequemlichkeit des Lesers dem eigentlichen Berichte über die Untersuchung vorausgeschickt zu werden, da die Familie Wildschütz es ist, gegen welche das Verbrechen begangen wurde, das den Gegenstand jener Untersuchung bildet.

Es war am 27. Sept. 18., als Capitain Wildschütz, dessen Familie wie gesagt verreist war, sich Abends — nachdem er sich zum Abendessen eine Lieblingsspeise bestellt — in sein Zimmer allein zurückgezogen hatte, wo er sich gewöhnlich mit Drechseln oder auch mit seinen Jagdgewehren und Geräthen zu beschäftigen pflegte. Der Wirthschafterin Fallenfried, welcher die grosse Pünktlichkeit des Capitains wohl bekannt war, musste es auffallend werden, dass derselbe zu der Stunde, zu welcher er sich die gewünschte Speise bestellt, nicht von selbst in dem gewöhnlichen Speisezimmer erschien, und nach einigem Harren beschloss sie, in sein Zimmer zu gehen, um ihn hieran zu erinnern, was

er sonst nicht mochte, wie ihr schon bekannt. Mit dem Mädchen Marie in dem Schreibzimmer des Capitains angekommen, fand sie dieses, wie die Abtheilung, in welcher die Drechselbank und die Schiessgewehre befindlich, finster; näher zu der Thüre dieser Abtheilung getreten, erblickte sie den Capitain neben der Thüre in knieender Stellung mit dem verlöschten Lichte in der rechten Hand, den Kopf gegen die Breterwand gestützt, regungslos. Auf das Hülfegeschrei der Beiden war sogleich das ganze Dienerpersonal, und auch aus dem Neben Hause der Arrendator Toridam herbeigeeilt, man hatte den für ohnmächtig gehaltenen Gutsherrn aufgerichtet, ihn aber nunmehr sogleich für entseelt erkannt, da sich an seiner linken Brust eine grosse Schusswunde zeigte, aus welcher das Blut hervorströmte.

Die Umgebung des Todten musste auf die zunächst liegende Vermuthung gerathen, der Capitain habe sich beim Repariren oder Versuchen eines Schiessgewehrs selbst den Tod gegeben, zumal der Arrendator Toridam etwa vor einer halben Stunde von diesem Fenster aus einen starken Schuss gehört hatte, was aber durchaus nichts Auffallendes war, da man es gewohnt gewesen, zu allen Tageszeiten den Gutsherrn zum Fenster hinaus schießen zu hören — wenn er seine Gewehre versuchte und nicht aus dem Hause treten mochte — und glaubte man in einer starken Verletzung der linken Hand, und namentlich des zweiten und dritten Fingers derselben, eine Bestätigung dieser Vermuthung der zufälligen Selbstentleibung gefunden zu haben, als man sich noch immer vergeblich nach dem Gewehre umblickte, durch welches dieses Unglück herbeigeführt worden. Bei diesem genaueren Umsehen leitete aber die Blutspur zu der Drechselbank des Verstorbenen, welche im innern Fenster der Abtheilung stand, und eine Masse ausgeflossenen Bluts enthielt; auf dem Fensterbret lag ein frisch ausgeschossener Pfropf von Heede oder Werg in der Umgebung von kleinen Glassplittern, und über diesen

zeigte sich in einer der Fensterscheiben ein rundes Loch, gleich einem Sterne.

Die vorgefasste Vermuthung der zufälligen Selbstentleibung musste freilich jetzt ganz verschwinden und der Annahme Platz machen, dass ein Mord von Aussen her durch dritte Hand ausgeübt sei; man erwartete daher den sogleich herbeigerufenen Untersuchungsrichter aus dem etwa eine Meile weit entfernten Städtchen W. Dieser traf denn auch noch an demselben Abend eine Stunde später in Begleitung des Kreisarztes ein und schritt sogleich zur Aufnahme des Befundes. Die ärztliche Besichtigung des Leichnams ergab, dass eine Kugel demselben durch den Leib und zwar in schiefer Richtung gegangen, weil sie zwischen der vierten und fünften Rippe in die Brust gedrungen, im Rücken aber zwischen der fünften und sechsten Rippe hinausgefahren, nachdem sie absolut tödtliche Verletzungen an den inneren Organen hinterlassen. Es musste aus dieser Richtung der Wunde und auch aus einer starken Verletzung der äusseren Fläche der linken Hand, an welcher die ersten Gelenkknöchel des zweiten und dritten Fingers zerstört waren, die sehr gegründete Vermuthung entstehen, dass Denatus an seiner Drechselbank in gebückter Stellung im Drechseln begriffen gewesen, als ihn der Schuss getroffen, womit auch das Blut auf der Drechselbank in gutem Zusammenhange stand.

Man überzeugte sich ferner, dass das Loch in der Scheibe durch eine von Aussen nach Innen gewirkt habende Gewalt entstanden, wozu die innen liegenden Glasstückchen den unzweifelhaften Beleg gaben — man fand auch die Kugel auf, welche den Capitain getödtet. Sie war, nachdem sie den Körper des Unglücklichen durchdrungen, noch durch die Breterwand der Abtheilung gegangen, hatte an die gegenüberstehende Mauerwand geschlagen und von hier gegen die Zimmerlage ricochettirt, war von dort aber zu Boden gefallen, woselbst man sie auffand. Es war ein

sogenannter Bolzen oder Klotzkugel von Blei, mochte in ungebrauchtem Zustande etwa einen Zoll lang gewesen sein, hatte aber gegenwärtig stumpf gedrückte oder rund gewordene Enden, und nur die Mitte ihrer Länge war unverändert cylindrisch und von einem halben Zoll Durchmesser.

Eine genaue Besichtigung des Bodens aussen unter dem Fenster, vor welchem die Drechselbank stand, und durch welches der Schuss gegangen, ergab in der Nähe des Fensters keine Spur durch Fusstritte, wenigstens konnten keine entdeckt werden, da der Boden mit Gras bedeckt war; in einer Entfernung von 40 Schritt von demselben Fenster entdeckte man drei Zeichen, die wie der Eindruck eines Stiefelabsatzes erschienen, an denen jedoch kein Eindruck von der Stiefelsohle zu entdecken war, und die so weit von einander entfernt waren, dass sie nur von Jemand sein konnten, der in weiten Sprüngen enteilt war, denn sie waren alle mit dem Rücken zum Hause gekehrt; nur an dem vom Hause entferntesten Eindrucke des Absatzes schien auch von der Sohle in der Erde ein Zeichen zu sein, das aber freilich nur sehr undeutlich zu erkennen war. —

Man hatte hierbei unvorsichtiger Weise versäumt, sowohl die Entfernung der aufgefundenen Zeichen von einander abzumessen, als auch eine genaue Abbildung der Zeichen selbst aufzunehmen, was später freilich nicht mehr nachzuholen war.

Das Reich der Möglichkeiten mit seinen weiten Grenzen lag nunmehr dem Untersuchungsbeamten zur Forschung nach dem Urheber dieses Verbrechens vor Augen. — Absicht bei der Tödtung konnte vorausgesetzt werden, da schwerlich ein zufällig sich entladendes Gewehr mit solcher Genauigkeit einen tödtlichen Schuss, gerade durch's Herz, dem unglücklichen Opfer beibringen konnte. Es wurden die Hausgenossen befragt, auf wen etwa Verdacht

fallen könnte, und die einzige Vermuthung ging gegen den Buschwächter des Gutes, Otto Birke. Dieser hatte dem Verstorbenen häufige Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben, für Wilddieberei war ihm seine Flinte genommen worden, und noch am Tage vor des Capitains Tode hatte Otto Birke für Holzdefraudation auf Denati Antrag von dem Guts-Gemeinde-Gerichte Strafe erhalten und sollte seiner Function als Buschwächter entsetzt werden.

Dieser allgemeine Verdacht schien sich zu steigern, als man nach angestellter Untersuchung in seinem Hause, am Morgen nach dem Morde, eine Flinte fand, ungeachtet ihm die seinige als Strafe abgenommen und auf dem Hofe asservirt wurde; doch beseitigte der aus dem Besitze dieser geliehenen Flinte hinzugekommene Verdacht wider Birke sich dadurch, dass man die Flinte (ein einzelner Lauf) geladen fand, und zwar mit einem alten Schusse, wie der ganz trockene Zustand der inneren Wände des Laufs und das auf der Pfanne gleichsam angetrocknete Zündkraut hinlänglich bethätigten.

Auf weitere Nachfrage an die im Hofe soeben befindlichen Frohnarbeiter zeigten die beiden Mägde Liese und Marie Bräsche an: dass, als sie am Abend des 27. Sept. in der Dunkelheit aus der Dreschriege in den Viehstall Kaff getragen, und soeben wieder zur Riege zurückgekehrt gewesen, bei welcher nach gewöhnlichem Gebrauche die dort versammelten Drescher alle laut gesungen, aus dem Inneren des Hofes, vom Herrenhause herkommend, ihnen ein langer Mann in weiten Sätzen nach und vorbeigelaufen sei, und sich auf den Weg nach K. gewendet habe, wo er in der Dunkelheit bald ihren Blicken entschwunden sei, und sie nur noch kurze Zeit das Rauschen seines Laufes, wie etwa von breiten Unterkleidern etc., gehört. Der Mann habe eine runde breite Jacke oder Kamisol ohne Schössen und sehr breite Hosen angehabt, auf dem Kopfe eine kleine Mütze mit anliegendem Schirme getragen, in der rechten

Hand aber eine Flinte gehalten. Wegen der Dunkelheit hätten sie weder das Gesicht, noch die Farbe seiner Kleidung genau unterscheiden können, aus dem Tone beim Laufen vermutheten sie, dass er Stiefeln angehabt. Sie konnten den Zeitpunkt, wenn er an ihnen vorbeigelaufen, nicht genauer bestimmen, als dass kurz vorher ein feiner Regen, der bis dahin gefallen, aufgehört; einen Schuss hätten sie aber nicht gehört und nicht hören können, weil der sie umgebende laute Gesang solches jedenfalls verhindert haben würde; einige Zeit nachher hätten sie von dem Unglücke im Herrenhause erfahren, und allerdings sogleich auf diesen fremden Schützen Verdacht geschöpft. Für den Augenblick konnte Niemand weiter ausgemittelt werden, der den enteilenden Schützen gesehen haben sollte, auch war auf dem vielbefahrenen Wege keine besondere Spur von Fusstritten zu entdecken, wenigstens keine, der man hätte eine besondere Merkwürdigkeit beilegen sollen, und von den Hausgenossen konnte, ausser dem Verzeichneten, nichts weiter auf den Vorfall Bezügliches angegeben werden, als dass der Arrendator Toridam anzeigte, er hätte an jenem Abende um halb acht Uhr vor dem verhängnissvollen Fenster einen starken Schuss gehört, den er von dem jetzigen Denato vermuthet, was sonst sehr häufig geschehen; an diesem Abende sei es aber der einzige Schuss gewesen, den man gehört.

Auf diesen fremden Schützen musste, nächst der allgemeinen Verdächtigung des Otto Birke, wohl hauptsächlich der Verdacht fallen, in sofern er fremd, ohne Hund und Abends, wo es keine Jagdzeit gab, in so grosser Eile den Hof verliess, von seiner Anwesenheit daselbst aber Niemand Kenntniss hatte, irgend ein anderer Zweck seiner Gegenwart auf H. daher gar nicht entdeckt werden konnte. Es zeigte sich also von selbst die Nothwendigkeit der Verfolgung der Spur dieses Schützen, da die Richtung seiner Flucht durch die Aussagen der beiden Schwestern Brätsche

nach K. bekannt war; aber es trat hier der Umstand hindernd ein, dass gerade in dieser Gegend die Grenze der verschiedenen Gerichtsbezirke gelegen ist, und während das Gut H. zum Gerichtsbezirke von W. gehört, das etwa eine Meile von dort gelegene Gut K. schon dem Gerichtsbezirke von R. eingepfarrt ist, und daher von Seiten des Untersuchungsrichters der Weg der Requisition eingeschlagen werden musste. Zwar ist es gesetzlich, dass ein *in flagrante* ertappter und auf der Flucht verfolgter Verbrecher auch von dem nacheilenden Beamten in einem anderen Gerichtsbezirke verfolgt und ergriffen werden darf; von einer solchen Verfolgung konnte hier aber nicht die Rede sein, da seit der Flucht schon drei Tage vergangen waren, vielmehr musste es sich hier nur um Nachfragen auf dem Wege nach K., und soweit es sonst erforderlich nach der Spur des verdächtigen fremden Schützen handeln, — und dazu bedurfte es allerdings der Requisitorialien.

Man hatte der entfernten Familie Nachricht von dem eingetretenen unglücklichen Ereignisse gegeben, und diese war sogleich, in Begleitung der Brüder des Verstorbenen, zurückgekehrt, und hatte sich dem Jammer über den erlittenen Verlust und die Art desselben überlassen. Die nunmehrige Wittve war soeben am 3. Oct. im Gespräche mit ihren Schwagern und dem Arrendator Toridam über die verschiedenen Verdachtsgründe gegen den Otto Birke und den fremden Schützen und streifte, eingedenk der zwischen dem Verstorbenen und dem Gust. v. Wildschütz vor Monaten stattgefundenen Auftritte auch an diesem Letzteren mit ihren Vermuthungen vorbei, als in demselben Augenblicke, wo die Wittve diesen leisen Verdacht angedeutet hatte, Gustav v. Wildschütz selbst in das Zimmer trat, um den trauernden Verwandten seinen Condolenzbesuch zu machen.

Frau v. W. war aber durch diese Erscheinung so sehr angegriffen, dass sie ausser Stande war, denselben anzuhören; sie war nach einem Schreie des Entsetzens ohn-

mächtig geworden und musste in ein anderes Zimmer getragen werden, wo sie zwar wieder zur Besinnung kam, aber in heftigen Krampfanfällen ihrem empörten Gefühle durch laute Aeusserungen ihres Verdachts wegen Gustav v. Wildschütz Erleichterung zu verschaffen suchte.

Dieser Empfang, wie die gewiss nicht überhörten Exclamationen der Wittve aus dem Nebenzimmer, mussten Gustav empfindlich berühren, und in einem Charakter wie dieser, war er unschuldig, Drang nach Rache, war er aber schuldig, Trotz und das triumphirende Gefühl voraus erfüllter Rache erzeugen. Gustav hatte nach kurzem Verweilen und kalter Verabschiedung von den Brüdern Denati H. wieder verlassen.

Frau v. Wildschütz hatte ihre Krankheit überwunden und verkehrte, nach der Abreise Gustav's, wieder mit ihrer Familie, Vorbereitungen zur Bestattung ihres Gatten treffend, und es war gegen Abend, als die ganze Familie um den Theetisch versammelt sass *), die verwittwete Hausfrau in ihrer Mitte, als man dieser die Anwesenheit des Buschwächters Otto Birke meldete, welcher an sie eine Meldung und Auftrag auszurichten habe. Frau v. Wildschütz, noch immer etwas aufgereg, vermochte nicht diesen im Verdachte des Meuchelmords stehenden Menschen allein zu sprechen, er wurde in das Gesellschaftszimmer gebracht und stattete nunmehr seinen Bericht folgendergestalt ab:

Otto sei heute Nachmittags in dem H.schen Siele-Gesinde (Bauerhof) gewesen, als soeben der Gustav v. Wildschütz, aus H. zurückkehrend, dort seine Equipage anhalten lassen, um durch seinen Kutscher Hau nach einem näheren Wege über Orla nachzufragen. Otto sei auf den bekannten Herrn und Jagdgefährten zugeschritten, und nachdem sie sich gegrüsst, hätte der

*) Ein Gebrauch in ganz Russland und auch in den Ostsee-Gouvernements, jedoch die Stunde ist nach dem Gebrauche jedes Orts verschieden.

Gustav v. Wildschütz ihm, dem Otto Birke, den Auftrag gegeben, in den Hof H. zu gehen und der verwittweten Frau von Wildschütz zu sagen: „er, Gustav v. Wildschütz, hätte ihren Gemahl erschossen.“

So überraschend diese Nachricht kam, und so sehr man auch dem Otto das Unglaubliche vorstellte, dass Gustav v. Wildschütz dergleichen Meldung werde machen lassen, so blieb doch Otto unbefangen und mit Bestimmtheit bei der Versicherung der Wahrhaftigkeit seiner Anzeige stehen, und behauptete, sich keinesfalls verhöhrt zu haben, da ihm Gustav v. Wildschütz den Auftrag wiederholt ertheilt habe, und er sich daher durchaus nicht irren könne.

Otto Birke musste, sowohl seiner eigenen Verdächtigkeit wegen, als auch, weil die von ihm wider Gustav v. Wildschütz gemachte Anzeige dem Gerichte nicht vor-
 enthalten werden konnte, nunmehr an den inzwischen abgereisten Untersuchungsbeamten eingesandt werden, und da sich dieser mit Verfolgung der Spur des auf dem Hofe H. zur Zeit des verübten Verbrechens gesehenen fremden Schützen beschäftigt hatte, so lagen nunmehr demselben drei Wege vor Augen, auf welchen er möglicher Weise zur Entdeckung des Urhebers jenes Verbrechens gelangen konnte, nämlich durch Verfolgung des entstandenen Verdachts gegen:

- 1) den Otto Birke,
 - 2) den zur Zeit des verübten Verbrechens auf dem Hofe zu H. gesehenen fremden Schützen, und
 - 3) den Gustav v. Wildschütz,
- und der Leser muss sich schon bequemen, den Richter auf diesen mühsamen Wanderungen zu begleiten, denn weiter gab es für die Untersuchung keinen Haltpunkt mehr. Störend musste aber auf den nothwendig raschen Gang der Untersuchung einwirken, und hat einen entschie-

den nachtheiligen Einfluss auf das Resultat derselben gehabt, dass der Untersuchungsbeamte, und mit ihm die höheren Autoritäten, der Ansicht gewesen, es könnte dieser Beamte wider Gustav v. Wildschütz keine Untersuchung anstellen, da Letzterer seinem Stande nach zum Rittercorps gehörte, während zwar gewiss, dass peinliche Sachen wider Edelleute und Beamte zur criminellen Verhandlung vor das Obergericht in erster Instanz competiren, keinenfalls aber hierhin auch die Generaluntersuchung oder das Instructionsverfahren gezählt werden darf, welche verfassungsmässig nur der Polizeibehörde zustehen darf und zustehen muss, da diese Untersuchung zur Feststellung des Thatbestandes gar häufig den labyrinthischen Wegen folgen muss, die das Verbrechen und sein Urheber gegangen waren. Der Untersuchungsbeamte hatte ängstlich an jener irrigen Ansicht festgehalten, bis ihm von Seiten der obersten Civilverwaltung ein Richter aus der Mittelinstanz zur Assistenz zugeordnet wurde, welcher seine Operationen gegen Gustav v. Wildschütz auch nur so weit ausdehnte, als sie nicht Befragung seiner eigenen Person, sondern nur Anderer, rücksichtlich ihrer auf Wildschütz bezüglichen Aussagen betrafen. Unter allen diesen Rücksichten und Förmlichkeiten war aber das Wichtigste, die Zeit, und mit ihr die Lebhaftigkeit und Deutlichkeit der Erinnerungen in den befragten Personen verloren gegangen, was in der hierauf folgenden criminellen Befragung gar nicht mehr redressirt werden konnte.

I. Es ist bekannt, welche Verdachtsgründe gegen den Otto Birke die Untersuchung richteten, nämlich:

1) Otto war in seiner ihm übertragenen Function als Buschwächter oder Waldaufseher sehr nachlässig, vielleicht auch ungetreu, und obendrein noch ein arger Trinker. Diese Eigenschaften machten dem Capitain Wildschütz sehr häufig Verdruss, der oft bis zur eigenhändigen Miss-handlung des Otto excedirte. Aber die unüberwindliche

Ausdauer desselben auf der Jagd als Piqueur und dessen grosse Geschicklichkeit als Schütz, waren bei dem erzürnten Gutsherrn eben so viele wieder besänftigende Eigenschaften und Meriten des Otto, und gestatteten des Ersteren Zorn eigentlich niemals lange Dauer, der sich gewöhnlich nur in einigen Schlägen entlud und sodann das alte Verhältniss retabilirte. Dasselbe hatte am 27. September stattgefunden, und erzählte Otto Birke das hier Referirte vor dem Untersuchungsrichter mit aller Unbefangenheit und einer gewissen Art Rührung, welche einestheils sein Bedauern ausdrückte, dass mit allen Prügeln und Puffen, die er von dem Verstorbenen auf der Jagd erhalten, nunmehr auch jene Belustigung der Jagd aufhören musste, die ihm doch über allen anderen Genuss ging und in welcher Beschäftigung er seinen verstorbenen Herrn unweigerlich für den Meister anerkannte; als diese Offenherzigkeit anderentheils den Verdacht schwächen musste, da keine Nothwendigkeit vorhanden war, dass Otto Birke selbst ein solches ihn verdächtigendes Verhältniss aufdeckte, wenn er der Schuldige sein oder wenigstens als solcher betrachtet werden sollte.

2) Der Besitz der geliehenen Flinte gegen den Willen seines nun verstorbenen Dienstherrn zeugt von der Grösse seiner Leidenschaft für die Jagd, da er sich hierdurch unzweifelhafter Bestrafung aussetzte, wenn solches entdeckt wurde; es ist aber auch nichts weiter als das, was aus diesem Besitze zu folgern ist; denn es ist schon früher bemerkt worden, dass man die Flinte am Morgen früh, nach dem stattgehabten Morde, geladen fand, und dass sich ergab, wie diese Ladung schon alt sei. Den auf dieser Ladung befindlichen Heedepfropf verglich man, nachdem er ausgeschossen war, mit dem auf dem Fenster im Zimmer Denati vorgefundenen Pfropfe vom Mordschusse; beide waren von durchaus verschiedenem Material, so auch die im Hause des Birke vorgefundene Heede von anderer Art als die des

fraglichen Pfropfs; hauptsächlich aber wurde dieser Verdachtsgrund durch die Entdeckung gänzlich beseitigt, dass nämlich die in Denati Zimmer vorgefundene unfehlbar zum Mordschusse benutzte Bolzenkugel in dem Durchmesser ihrer unveränderten cylindrischen Mitte grösser war, als der innere Durchmesser des Laufes der Flinte, mithin aus dieser Flinte mit jener Bolzenkugel unmöglich geschossen sein konnte, und eine andere Kugel fand sich nirgends in dem Zimmer vor.

3) Der durch Otto Birke abgestattete angebliche Auftrag des Gustav v. Wildschütz, der seiner allgemeinen Unglaublichkeit wegen als unwahr und zur Abwendung des Verdachtes von sich selbst vorgebracht erscheinen musste. Aber in dieser Argumentation selbst scheint schon eine Widerlegung des Verdachtsgrundes zu liegen, da, wenn Otto Birke wirklich schuldig an dem Morde war, ihm leicht begreiflich werden musste, wie er sich gerade durch so unglaubliches Vorbringen selbst verdächtige.

Abgesehen nun von dem Allen, und die weiteren Erörterungen, inwiefern ein solcher Auftrag des Gustav v. Wildschütz wirklich ertheilt sein konnte, zur Zeit noch hinausschiebend, sind die hier aufgezählten Verdachtsgründe höchstens geeignet, einem wider Otto Birke etwa geführten Beweise nicht zu widersprechen und dessen Bewahrheitung noch mehr hervorzustellen; für sich allein aber sind sie nur sehr gering und verschwinden gänzlich nach dem von Otto Birke geführten Beweise des *alibi*, nachdem die Verhandlung an das eigentliche Criminalgericht gelangt war.

Es wurde nämlich in der fortschreitenden Untersuchung bei dem Criminalrichter vollkommen erwiesen und festgestellt:

dass Otto Birke den ganzen Tag des 27. Septembers mit den Bauern des Gutes H. unter Aufsicht des Peter Geil zusammen im Walde Grenzmarken zwischen den Ländereien der Bauerschaft und des Hofes gelegt, Abends, als

die Sonne bereits untergegangen, von dieser Arbeit entlassen worden und auf dem Heimwege nach seiner eine halbe deutsche Meile vom Hofe entfernten Buschwächterei mit Peter Geil, der gleichen Weg gehabt, zusammen durch den Hof in die Hofesschenke gegangen, wo noch kein Feuerlicht angemacht gewesen, sondern die Schenkwirthin ihnen einem Jeden ein Glas Brantwein eingegossen, indem sie das Glas gegen das Fenster gehalten. Nach kurzem Verweilen in der Schenke waren nun Otto Birke und Peter Geil zusammen auf des Letzteren Wagen zuvörderst nach der Buschwächterei gefahren (da Geil's Wohnung weiter gelegen), auf dem halben Wege waren sie dem zum Hofe fahrend hineilenden Georg Donner begegnet, mit welchem Peter Geil im Fahren ein Paar Worte gewechselt, und hatten sodann vor Birke's Wohnung einen Augenblick angehalten, wo Birke abgestiegen, von dem Johann Daus vor seiner Thüre empfangen worden und Peter Geil seines Weges weiter gefahren. Johann Daus hatte bei Birke übernachten wollen, und Beide waren nunmehr während des noch übrigen Abends und die Nacht zusammen geblieben, waren aber sogleich nach Birke's Ankunft in dessen Haus getreten, weil ein feiner Regen gefallen, hatten hier zusammen zu Abend gegessen, und sich sodann zusammen zum Schlafen gelegt, wo Johann Daus, der bis Mitternacht nicht einschlafen können, den Otto Birke ruhig neben sich schlafen gesehen. Dieses sämmtliche Referat ist den eidlichen Aussagen des Peter Geil, der Schenkwirthin, des Georg Donner und des Johann Daus entnommen. Es ist aber ferner durch die Aussage des Peter Wiesel und desselben Georg Donner festgestellt, dass, als Letzterer soeben vor der Schenke im Hofe H. angefahren und es noch ein wenig geregnet, Peter Wiesel mit einem Eimer aus dem Krüge gekommen und nach dem Teiche gegangen, um für sein Pferd Wasser zu holen. Als dieser bei dem Teiche angekom-

men, habe der Regen aufgehört und vor den Fenstern des Herrenhauses sei ein starker Schuss gefallen, was er dem Georg Donner, nach der Schenke zurückkehrend, erzählt, indem er der Meinung gewesen, der alte Herr habe geschossen.

Alle diese Umstände wurden freilich erst in der Criminalinstanz ausgemittelt, wohin der erste Untersuchungsrichter verfassungsmässig die Sache wider Otto Birke bringen müssen, nachdem Birke bei demselben auf Grund der obenerzählten allgemeinen Verdächtigungen sowohl von Gustav v. Wildschütz als des Mordes schuldig denunciirt, als auch, wie bereits erwähnt, von der Wittwe Denati zur Untersuchung eingesandt war.

Der Criminalrichter musste in Erwägung dessen, dass gegen die eidlich verhörten Zeugen nicht der geringste Verdacht etwaiger Unglaubwürdigkeit vorlag, auf die Freisprechung des Otto Birke erkennen, da dessen *alibi* zur Zeit des verübten Mordes unzweifelhaft nachgewiesen war.

Es konnte zwar, rücksichts der Zeit, nicht mit Gewissheit und auf die Minute ausgemittelt werden, wann der Mord geschehen; indessen musste darin die Argumentation helfen, dass festgesetzt worden, die bei Denato vorgefundene tödtliche Wunde sei durch eine Kugel verursacht, welche — nach Ausweis des auf dem Fenster gelegenen Schiesspfropfs — von Aussen her aus einem Feueergewehre auf Denatum geschossen worden; nach eidlicher Anzeige des Arrendators Toridam und der übrigen Hofesdienstboten war aber im Laufe des ganzen Abends des 27. Sept. 18.. nur ein Schuss, mithin nur der Mordschuss, im Hofe zu H. gehört worden; wenn also genau festgestellt werden konnte, dass Otto Birke zur Zeit, als der einzige, mithin der Mordschuss, an diesem Abende auf H. gehört wurde, nicht in H., sondern anderswo war, so war unzweifelhaft zugleich festgestellt, dass er nicht der selbstthätige Mörder des Capitain Wildschütz sein konnte; und solches folgt aus der

Zusammenstellung der oben referirten Umstände. Denn wenn es gewiss ist, dass Peter Geil am fraglichen Abende auf seinem Wagen den Otto Birke nach dessen Wohnung gebracht, und dort abgesetzt, als es eben noch regnete und Otto Birke nunmehr mit Johann Daus ununterbrochen in des Ersteren Wohnung zusammenblieb und sich bis Mitternacht nicht aus derselben entfernte; wenn es ferner gewiss, dass der dem Otto Birke auf dem halben Wege bei dessen Heimweg begegnende und ohne Verweilen dem Hofe zueilende Georg Donner soeben bei der Hofesschenke angefahren, als Peter Wiesel mit einem Eimer zum Teiche gegangen, und hier, als es zu regnen wieder aufgehört, vor den Fenstern des Herrenhauses einen starken Schuss und zwar, da nur einer an diesem Abende gefallen, den Mordschuss gehört: so muss es gewiss sein, da Otto Birke nicht an beiden Orten zugleich sein konnte, dass dieser Birke nicht den von Peter Wiesel und Toridam gehörten Mordschuss gethan haben kann, da, wenn man auch gegen die Aussage von Johann Daus annehmen wollte, dass Otto Birke sogleich, als Peter Geil ihn von seinem Wagen vor des Otto Wohnung abgesetzt, zurück in den Herrenhof geeilt, um den Mord zu vollbringen, Otto Birke doch unmöglich zu Fuss die ganze Entfernung von seiner Wohnung bis zum Hofe, die eine halbe deutsche Meile betrug, schneller zurücklegen können, als der Georg Donner nur die Hälfte dieses Weges fahrend und ohne Aufenthalt gemacht, da unmittelbar nach dessen Eintreffen bei der Hofesschenke der Mordschuss gehört wurde.

Durch diesen Beweis des *alibi* konnten aber die allgemeinen wider Otto Birke aufgenommenen Verdachtsgründe weiter gar keiner Rücksicht unterzogen werden, sie lösten sich gegentheils in sich selbst auf, Otto Birke wurde für unschuldig erkannt, und somit schloss sich der eine Weg, auf welchem man zur Entdeckung des Urhebers

jenes auf H. verübten Verbrechens zu gelangen hoffen konnte.

II. Der allerdings am dringendsten des verübten Mordes verdächtige fremde Schütze, der grade zur Zeit, als der Mordschuss im Hofe H. gehört wurde, ohne ersichtlichen anderen Zweck dort gewesen war und aus diesem nach der Seite zu K. enteilte, wurde von der Finsterniss aufgenommen, und nur das Rauschen seiner schnellen Flucht tönte aus dieser den beiden aufgeschreckten Schwestern Bräse noch zurück, während von seinem ferneren Laufe keine erkennbare Spur hinterblieben war.

Die von den beiden genannten Schwestern beschriebene Kleidung des fremden Schützen musste als Wahrzeichen zur Nachforschung nach demselben dienen, und obwohl man, wie gesagt, keine weitere Spur seiner Flucht, wohin er enteilt, auffinden konnte, da die Nacht solche verhüllte, so fand man doch unzweidentige Anzeichen, woher der Schütze, höchst wahrscheinlich doch derselbe, der aus H. entfloh, gekommen war. Die Flucht des Schützen war, wie bereits gesagt, auf der Strasse nach K. hin gerichtet, über diesen fand sich gar kein Merkmal; indessen da man die Nachforschungen in dieser Richtung angestellt, so konnte die erste Nachricht, von einem fremden Jäger, der zu jener Zeit in der Richtung nach H. hin gegangen war, bezüglich auf den muthmaasslichen Verbrecher betrachtet werden, wenn sonst nur die erforderliche Uebereinstimmung dabei eintrat, und in solcher Beziehung wird bedeutender Nachweis gegeben

1) durch die Aussage der alten Wirthin Edde aus dem zum Gute H. gehörigen, dem Herrenhofe naheliegenden Bauerhofe B. Sie hatte gleich nach Sonnenuntergang auf dem Wege von K. her einen langen schlanken Mann in der Richtung nach H. hin vor sich vorbeigehen gesehen, welcher bei ihrem Anblicke sogleich vom Wege abgebogen und über einen kleinen Morast in derselben Richtung auf

ein Tannengehölz zugelaufen und sich dabei scheu umgesehen, als ob er nicht erkannt sein wollen. Er habe eine rundgeschnittene Jacke ohne Schössen, von grauem Tuche, die ihm breit gewesen, und breite Sommerhosen angehabt, auf dem Kopfe eine kleine dunkelfarbige Mütze mit anliegendem Schirme getragen, auch sei er mit einer Doppelflinte bewaffnet gewesen und habe an der linken Seite eine Jagdtasche gehabt. Obwohl seine Tracht solchergestalt wie die eines Domestiquen gewesen, habe er selbst doch ein herrschaftliches Ansehen gehabt, und war der Zengin von seiner Gesichtsbildung sehr wenig und nur so viel deutlich geworden, dass er sehr dunkles Haar gehabt, welches, wie ihr geschienen, kraus unter der Mütze hervorgestanden. Weil dieser Mann in seiner äusseren Erscheinung sehr ähnlich mit dem aus H. entwichenen Schützen beschrieben und die Richtung, aus welcher er gekommen, von K. her angegeben worden, musste man um so mehr geneigt sein, Beide für eine Person zu nehmen, zumal auch die Zeit, in welcher er hier und in H. gesehen worden, mit der Entfernung beider Orte von einander sehr gut zusammenstimmte; es wurde daher immer in dieser Richtung weiter nachgeforscht und da fand sich fernere Andeutung auf dieselbe Person

2) in der Aussage des Knaben Johann, welcher vor seines Vaters Peter Bauernhofe G., $\frac{1}{4}$ Meile von H., am 27. September vor Sonnenuntergang einen Mann, von K. kommend, vorüber gehen gesehen, der eine ihm breitabstehende runde Jacke ohne Schössen von grauer Farbe und dunkelgraue breite Sommerhosen angehabt, auch Pasteln an den Füßen und eine dunkle Mütze, er glaube ohne Schirm, auf dem Kopfe getragen. Der Fremde habe eine Doppelflinte mit braunem Kolben und eine kleine braune Jagdtasche bei sich geführt, sei aber nicht den Fahrweg, sondern quer über eine Wiese in der Richtung nach dem Hofe H. rasch vorübergegangen. Von der Gesichtsbildung hatte

der Knabe nichts Weiteres bemerkt, als dass der Schütze sehr dunkles Haar gehabt.

3) Bei K. hatten mehrere den Fahrweg daselbst reparirende Bauern, und insbesondere zwei Aufseher, nämlich Johann Biencken und Thom Hirsch denselben fremden Schützen aus einem Gebüsche von der Seite des Gutes L. her hervortreten und durch K. nach dem Gute H. gehen sehen, als es etwa 4 Uhr gewesen sein mochte. Diese Leute hatten die Gesichtsbildung des Mannes nicht weiter bemerkt, als dass er schwarzes Haar gehabt, auf dem Kopfe eine kleine schwarze Mütze mit an der Stirn festanliegendem Schirme und sonst eine runde graue Jacke ohne Schössen, breite dunkelbraune Sommerhosen, Pasteln *) an den Füßen und weisse Strümpfe angehabt, auch eine Doppelflinte auf der rechten Achsel, und von dieser zur linken Seite hängend eine Jagdtasche von braunem Leder bei sich geführt, die gefüllt gewesen. Auch diesen Leuten war es unzweifelhaft, dass der Mann eine herrschaftliche Person sei und in Verkleidung gehe, doch war er ihnen unbekannt.

4) Der Buchhalter des Gutes K., Georg Weckebrodt, welcher von einer in die L.sche Gegend gemachten Ausfahrt zurückkehrte, sah in kurzer Entfernung vor sich aus einem Gebüsche von der Seite aus L. einen Jäger hervor und auf die nach K. führende Strasse gehen, der ihm aufgefallen, weil er, zwar mit einer Doppelflinte bewaffnet, auch eine unten rundgeschnittene braunlederne und sehr angefüllte Jagdtasche gehabt, aber ohne Hund gegangen, was gegen Jägeregebrauch gewesen. Als nun Weckebrodt ihm fahrend nach und vorbei gekommen, habe er an dem Manne eine Kleidung, bestehend in einer breiten schmutzgrauen Jacke ohne Schössen, dunklen, sehr

*) Pasteln, bei dem Landvolke eine Fussbekleidung, ähnlich den Sandalen, aus Ochsenhaut gemacht.

breiten Sommerhosen, Pasteln an den Füßen und einer kleinen dunkeln Mütze mit flach an der Stirn liegendem Schirme bemerkt, die, wie die eines Dieners, weder zu den rüstigen ausgebildeten Bewegungen im raschen Gange und Geberden des Mannes gepasst, noch auch das anderweitige durchaus herrschaftliche Aussehen desselben verbergen können und daher als Verkleidung auffallend geworden. Weckebrodt war rasch weiter gefahren, hatte aber wieder angehalten, um einem Bauer am Wege etwas aufzutragen, bei welcher Gelegenheit jener Jäger ihm noch einmal vorbeigegangen, und nun Weckebrodt auch sein Gesicht genauer betrachten können, was gleichfalls beim abermaligen Vorbeifahren Weckebrodt's geschehen, als dieser früher in den Hof K., durch welchen der Weg geführt, hineingefahren, als der Fremde dort passirt. Weckebrodt hatte seinen Stiefvater, den Disponenten von K.,

5) den Carl Brafert, einen alten geübten und scharfsichtigen Jägersmann, auf den dem Hause vorbeikommenden Fremden aufmerksam gemacht, und dieser nachmalige Zeuge hatte jenen Jäger genau betrachtet und seine Kleidung ganz wie Weckebrodt angegeben. Die Hosen waren sehr breit gewesen, Brafert vermuthete aber, dass der Mann noch andere Kleider unter diesen gehabt haben müsse, weil an den Hosen durchaus kein Faltenwurf bemerkbar geworden. Obwohl der Fremde zwischen 4 und 5 Uhr Abends des 27. Septembers seinem Wohnhause in K. auf der Strasse nach H. vorbeigegangen, und Brafert ihn während seiner Beobachtung fast immer nur im Profil und nur einen Augenblick *en face* betrachten können, hatte er doch sehr genau bemerken wollen, dass der Fremde schwarze Augen und dergleichen krauses Haar, eine lange Nase, hervorragendes Kinn, ein langes hageres blasses Gesicht gehabt. Der Kolben der Doppelflinte war mit einem sehr blanken Beschlage versehen gewesen, den Brafert erst für Messing gehalten, nachher aber für polirtes Eisen erkannt.

Es konnte kein Zweifel mehr aufsteigen, dass diese von nunmehr fünf Personen genau und ganz gleich beschriebene, nach einer Richtung gehen gesehene Person eine und dieselbe war; fast eben so wenig aber war es zweifelhaft, dass dieser, solchergestalt von L. bis ganz nahe vor H. nachgewiesene Jäger, welcher zuletzt vom B.-Gesinde in ein Tannengehölz nach H. zugelaufen war, auch ein und dieselbe Person mit der sein musste, welche man anderthalb Stunden später nach dem eben gefallenen Mordschusse dieselbe Richtung zurück aus dem Hofe H. eiligst fort und in die Finsterniss sich stürzen sehen. Kleidung und Bewaffnung zeugten hinlänglich für die Einheit dieser Erscheinungen, und die geringe Verschiedenheit, dass man an der aus H. eilenden Person Stiefeln zu bemerken glaubte, während jener nach H. zuschreitende Jäger Pasteln trug, konnte leicht in der gefüllten Jagdtasche des Jägers ihre Erledigung finden. Wichtig war aber dieser nach H. kommende und von dort eilende Jäger für die Untersuchung, da diesen der schwerste Verdacht traf, den Meuchelmord verübt zu haben. Kein ersichtlicher Zweck zu seinem Kommen nach H., bei Einbruch der Nacht, und zu seiner Anwesenheit daselbst, und noch weniger ersichtliche Ursache zu einer so übereilten Flucht in der Finsterniss aus H., von Niemand verfolgt oder bedroht, war vorhanden; es konnte also sehr wohl angenommen werden, dass das böse Bewusstsein eine so eilige Flucht veranlasst habe.

Die Ausmittlung dieser, solchergestalt am dringendsten des Meuchelmordes verdächtigen Erscheinung, und was dasselbe sagen will, die Nachforschung nach den Wanderungen des Jägers bis zu ihrem Ursprunge, musste unerlässliche Pflicht sein, welche sonstigen Verdächtigungen auch immer sich zwischen hineinschieben mochten; wie sehr muss man daher bedauern, wenn der die Voruntersuchung leitende Beamte die Nachforschung nach der Wanderung des Jägers auf diesem Punkte stehen liess, gleichsam als wäre die

Verfolgung seiner Spur bis kurz hinter K. schon hinlänglich. Das Verlassen dieser so klug gewählten und mit solcher Mühe und Einsicht verfolgten Bahn der Untersuchung, und der Entschluss, wegen anderer plausibel erscheinender Vorkommnisse von diesem ersten Plane wieder abzustehen, hat sich in der Untersuchung bitter gerächt, und wo Gewissheit und Klarheit hätte herbeigeführt werden können, blieb nur ein unklares schwankendes Resultat, welches, als nun die Sache an die eigentliche Criminalinstanz gelangte, nicht mehr beseitigt und aufgeheilt werden konnte, auch wenn auf den, an die oberste Civilverwaltung von dem Criminalrichter gemachten Vorschlag, diesen Theil der Voruntersuchung noch von sich aus durch den fremden Gerichtsbezirk nachholen zu lassen, eingegangen worden wäre, wie nicht geschah; denn die Sache war einmal schon zu alt geworden, und theils nicht mehr frisch in der Leute Erinnerung, besonders aber nicht ungemischt von dem vielfältigen, sich häufig widersprechenden Gerede im Publico, das aber grössten Theils aus der Untersuchung selbst seinen Ursprung nahm und wohl auch in geflissentlich veranlassten falschen Verbreitungen seinen Grund hatte.

Durch so unglückliche Missgriffe des Untersuchungsrichters konnte auch dieser Zweig der Nachforschungsverhandlungen nichts Beträchtliches für die Aufhellung der Sache bieten, und jene doppelte Erscheinung des unbekannten Jägers auf seinem Gange nach H. und auf seiner Flucht aus H. als Beziehung zu dem Mordschusse wäre für immer durch die Nacht gedeckt worden, welche ihn aufgenommen, würde nicht ein Kind den verbergenden Schleier in soweit gelichtet haben, dass im Verschwinden noch die Formen sichtbar wurden, in welche sich jene Erscheinung auflöste.

Sehr natürlich und nicht sehr zu verwundern war es, wenn eine Begebenheit wie der vorliegende Meuchelmord in einem friedlichen Lande, wo schwere Verbrechen nicht

eben zu den Tagesbegebenheiten gehören, grosses Aufsehen im Publico machte, und es mochte besonders in der näheren Umgebung des Schauplatzes jenes Verbrechens kein Haus sein, das nicht Antheil hieran nahm, und keine Gesellschaft, in welcher nicht H., Wildschütz und der unbekannte Jäger die hervorstechendsten Betonungen der Gespräche waren. In einer solchen Abendgesellschaft auf dem Gute P. bei der verwittweten Majorin Plomb, in welcher auch die bereits erwähnten Wirthschaftsbeamten des Gutes K.: Weckebrodt und Brafert zugegen waren, hatte Ersterer der Gesellschaft eine genaue Beschreibung des von ihm gesehenen, allgemein für den Mörder angenommenen fremden Jägers in Gesichtsbildung, Haltung und Kleidung liefern müssen, und sehr aufgeregt hatte ein Knabe in der Gesellschaft, welcher aufmerksam zugehört, ausgerufen: „Mein Gott, das ist ja Onkel Gustav gewesen, der sieht doch gerade so aus und geht ja auch so zur Jagd gekleidet.“ Die Verlegenheit der Gesellschaft, welche zum Theil aus Verwandten des Gustav v. Wildschütz oder Befreundeten seiner Schwester bestand, bei welcher jener im Hause lebte, und welche die Bemerkung des Kindes sehr treffend finden mochte, wurde aber noch bedeutend erhöht, als der in der Gesellschaft gegenwärtige Doctor Gluck des Kindes Aeusserung als richtig bestätigte und declarirte, er habe den Gustav v. Wildschütz viele Male im Jagdcostüme gesehen, aber zur kalten Jahreszeit wie jetzt im Herbste in solcher Tracht, wie soeben der Weckebrodt beschrieben. Auch war Vielen in der Gesellschaft die angebliche Jacke wohlbekannt: sie war eine Spenzerjacke des vor mehreren Jahren verstorbenen Schwagers des Wildschütz, der aber viel corpulenter gewesen als dieser, daher war sie dem Wildschütz sehr breit. Im Laufe des hierüber gepflogenen Gesprächs hatten sowohl Weckebrodt als Brafert geäussert, dass sie den Gustav v. Wildschütz noch

niemals gesehen, und dennoch musste die ganze Gesellschaft, welcher Wildschütz wohlbekannt war, sich eingestehen, dass die Beschreibung der beiden Männer von Gestalt, Haltung, Gang, Gesichtsbildung, Haar u. s. w. des fremden Jägers vollkommen mit der des Gustav v. Wildschütz übereinstimmte.

Wiewohl das, was dem Leser bisher vorgetragen, nicht in derselben Folgeordnung in den Acten verhandelt ist, sondern sich aus den verschiedenen Befragungen nach und nach erst ergeben und daher zerstreut in den voluminösen Untersuchungsacten enthalten ist, hat doch die Erzählung ihr Recht haben und man daher die Leser auf kürzerem Wege auf den Punkt hinleiten müssen, wohin auch der Untersuchungsrichter zuletzt gelangte, dass der Verdacht, welcher gegen den fremden Jäger besonders lebhaft gewesen war, und somit aller Verdacht der That, welche als Verbrechen zur Untersuchung vorlag, sich allein gegen den Gustav von Wildschütz aufthürmte, weil Otto Birke durch ein rechtsbegründetes Urtheil vollkommen unschuldig erkannt war, die Erscheinung des fremden Jägers sich in Gustav's v. Wildschütz Person zu vereinigen schien, gegen keinen Anderen aber noch irgend ein Verdacht vorlag.

III. Gustav v. Wildschütz war, wie wir schon im Eingange berichtet haben, ohne Rang aus dem Militärdienste getreten und lebte ohne eine bestimmte Beschäftigung, zu jener Zeit in dem Alter von 30 Jahren, schon seit mehreren Jahren bei seiner Schwester auf dem Gute P., nur seiner Liebhaberei der Jagd obliegend. Er war ein ausgezeichnete Schütz, ein ungewöhnlich starker Mann und rascher Fussgänger. Nur ein so starker und geübter Schütz wie er vermochte ein solches Jagdgewehr, wie er für sich machen lassen, zu handhaben. Es war eine Doppelflinte von 6 Fuss Länge und von grossem Caliber, aus welcher er mit Kugeln schoss und die er sich eigens deshalb fertigen

lassen, weil ein Schuss aus einem langen Laufe mehr Sicherheit für ein entferntes Treffen bieten sollte. — Wir überlassen diese Beurtheilung Kunstverständigen und haben dieser Flinte nur erwähnen müssen, weil sie ein Lieblingsgewehr des Wildschütz war, und sie daher in der Untersuchung vorkam. —

Gustav v. Wildschütz hatte während der Zeit, welche er auf P. verlebte, in Folge seiner Pläne auf die Tochter des Ermordeten, sehr häufige Besuche in H. gemacht und den Weg dorthin, theils fahrend, theils zu Pferde, oft aber auch zu Fuss zurückgelegt; alsdann war es aber immer derselbe Weg, aus dessen Richtung jener fremde Jäger auf H. zugewandert war, nämlich über L., R., K. durch Bauerwege auf H. Auch hier zeigt sich, wie unrecht es war, dass zu jener Zeit die Nachforschungen nach den Gängen des fremden Jägers nicht fortgesetzt worden, weil sich ausgewiesen haben könnte, ob dessen Wanderung auf P. hinausgegangen wäre oder eine andere, von dort abweichende Richtung genommen, wodurch die Vermuthung, in dem Jäger und Gustav v. Wildschütz eine Person zu sehen, bedeutend erhöht oder geschwächt werden müssen, während sie nach dieser Lage der Sache fortbestand und Alles, was jenen Jäger des Meuchelmordes verdächtigte, auf Gustav v. Wildschütz übertragen und zu dem hinzufügen musste, was den Letzteren an sich schon als verdächtig bezeichnete.

Es war ferner durch geeignete Nachforschung ausgemittelt worden, dass in P. wirklich eine alte Jacke von grauem Boy vorhanden gewesen, welche dem längst verstorbenen Obrist v. Lange gehört und die der Gustav v. Wildschütz allerdings zur Jagd gewöhnlich angezogen, wenn es kühles Wetter gewesen; nicht minder war ausgemittelt, dass Gustav v. Wildschütz eine kleine dunkelfarbige Mütze mit kleinem, anliegendem Schirme gehabt und

diese zur Jagd, gewöhnlich auch breite Hosen von Nanquin oder Leinwand und Pasteln getragen.

Alles Ergebnisse, welche die Uebereinstimmung der beiden Personen des Jägers und Gustav's v. Wildschütz immer augenfälliger machten und wozu noch andere Verdächtigungen hinzutraten, welche später referirt werden sollen, da wir actenmässig zu anderen Gegenständen gegenwärtig übergehen müssen. Es war nämlich Gustav v. Wildschütz in Begleitung seines Kutschers Hau und noch anderer Dienstleute aus dem Hofe P., nämlich des Müllers Spindel, Tischlers Meissel und Schuhmachers Pech bei dem Untersuchungsrichter erschienen und hatte um Verhör dieser Leute gebeten, und zwar des Kutschers Hau darüber, dass Otto Birke nicht von ihm, Wildschütz, den angeblichen Auftrag erhalten, der Wittwe Wildschütz anzuzeigen, dass er, Gustav, ihren Gemahl erschossen; und des Meissel, Spindel und Pech über den Umstand, dass er, Gustav v. Wildschütz vom Nachmittag des 27. September bis spät in die Nacht mit ihnen drei gemeinschaftlich nach den entgegengesetzten Seiten von L., also auch von H., etwa 5 Werst oberhalb des ersteren Gutes auf Otternlauer gewesen, aber keine erlegt und Nachts um 11 Uhr nach Hause gekommen, wo Wildschütz, ohne zu Abend zu essen, sich schlafen gelegt, welches Letztere besonders der Schuster Pech bezeugen können, da dieser mit ihm in benachbarten Zimmern gewohnt habe.

Der Untersuchungsrichter hatte dieser Bitte des Gustav von Wildschütz Genüge geleistet, um so mehr, als zu derselben Zeit auch ein Mitglied des Mittelgerichts auf Anordnung der obersten Civilverwaltung an den Gerichtsort des Untersuchungsrichters abgesandt und daselbst eingetroffen, auch wegen des augenblicklichen Verhörs mit dem Untersuchungsrichter einverstanden war. Dies geschah am 6. October desselben Jahres, die Zeugen wurden aber nicht vereidigt, auch hatte keine Confron-

tation zwischen dem Kutscher Hau und dem Otto Birke stattgefunden.

Hau hatte zwar das Zusammentreffen mit Otto Birke, als Wildschütz soeben von dem Condolenzbesuche gekommen war, ebenso angegeben, wie Birke, aber behauptet, Wildschütz hätte dem Birke nicht den denunciirten Auftrag an die Wittwe gegeben; die drei übrigen Zeugen hatten ausgesagt, dass sie allerdings, wie Wildschütz angegeben, mit ihm an dem Abend auf der Jagd gewesen, als der Capitain in H. erschossen worden, was sie sehr gut wüssten, da der Gustav v. Wildschütz, als er vom Condolenzbesuch zurückgekehrt, zu ihnen in das Zimmer getreten, wo sie drei gemeinschaftlich zu Abend gegessen, und gegen sie laut ausgerufen: „ist das nicht ein Glück, dass wir alle zusammen an dem Abend auf der Otternlauer nach der L'schen Seite waren, als in H. der Capitain erschossen wurde, da man jetzt auf mich Verdacht hat?“

Sowohl der Untersuchungsrichter als auch Delegatus des Mittel- oder eigentlichen Criminalgerichts hatten sich der vorgefassten Meinung ergeben, dass durch diesen Beweis des *alibi* alles Weiterforschen wider den fremden Jäger unnöthig, da dessen Persönlichkeit mit der des Wildschütz eine sei und für diesen der Beweis des *alibi* vorliege, ohne zu gedenken, dass noch mit Nichten ein Beweis des *alibi* vorliege, sofern die Zeugenaussagen nicht einmal beeidigt waren, auch man nicht bedacht gewesen war, zu den Acten festzustellen, ob die Zeugen aus eigener Erinnerung wussten, dass der Jagdtag und der, an welchem der Meuchelmord vorfiel, ein und derselbe war, weil durch die Anrede des Wildschütz diese Leute sehr leicht zu einer solchen Annahme inducirt sein mochten, was mit der Indolenz dieses Volks, mit der Unterwürfigkeit derselben im Verhältniss zu ihrer Herrschaft gar leicht vereinbar ist.

Es war nun leider einmal so, und in dieser unglückseligen Sicherheit, in welcher sich die beiden Untersu-

chungsrichter glaubten, wurde denn auch consequenter Weise das Nothwendigste, was jetzt hätte geschehen sollen, unterlassen, wozu auch noch eine zweite Befangenheit derselben Art hinzutrat, die nämlich, dass sie sich nicht competent hielten, irgend einen Act vorzunehmen, welcher direct gegen die Person des Wildschütz gerichtet gewesen wäre, da dieser zum Rittercorps gehörte.

Man muss nicht aus dem Auge verlieren, dass zu der Zeit sich die Sache noch immer in den Grenzen der Voruntersuchung bewegte, und dass es in dieser nothwendiges Erforderniss war, allen aufgekommenen Indicien nachzuforschen, bis zur Feststellung entweder ihrer einstigen Beweiskraft oder ihrer völligen Irrelevanz. Hierzu gehörte nun ausser Zweifel auch das, was noch zur Begründung der Einheit der Person des fremden Jägers und des Herrn v. Wildschütz geschehen musste, und für diesen Gegenstand als wichtigstes Moment ganz gewiss die Zusammenstellung des Wildschütz mit dem Weckebrodt und Brafert, jetzt, da das Bild des fremden Jägers noch frisch in dem Andenken der beiden Zeugen sein musste.

Aber in der Befangenheit, die sich nun einmal des Untersuchungsrichters bemächtigt hatte, wurde von ihm diese Nothwendigkeit offenbar übersehen, eine Zusammenstellung dieser drei Personen fand nicht statt, und die Sache kam nun, nachdem die Untersuchung gegen den Otto Birke rücksichts der wider ihn insbesondere aufgestellten Verdachtsgründe, wie solche bereits in ihrer Erledigung referirt worden, bei dem Untergerichte beendet war, an die eigentliche Criminalinstanz, nachdem sie solchergestalt mehrere Monate alt geworden und alle Welt nur den Otto Birke als den Mörder betrachtete, da wider diesen im Publico die lügenhaftesten Gerüchte verbreitet wurden.

Der Criminalrichter, an welchen die Sache verfassungsmässig gelangte, war zum criminellen Verfahren wider Gustav v. Wildschütz, als zum Adelstand gehörig, nicht

competent, sondern hatte das inquisitorische Verfahren in vorliegender Sache nur gegen den Otto B. zu richten, woraus sich das bereits referirte Resultat ergab; aber nicht minder hatte der Criminalrichter in Beziehung auf den einmal in Verdacht gerathenen Wildschütz die Obliegenheit, die angedeuteten Verdachtsgründe weiter zu verfolgen, und hierzu gehörten unzweifelhaft ebensowohl die Zusammenstellung des Wildschütz mit den Personen, welche den fremden Jäger nach H. gehen gesehen, unter diesen aber vorzüglich mit dem Weckebrodt und Brafert, als auch die weiteren Verfolgungen der Spur des oft erwähnten fremden Jägers auch in den fremden Gerichtsbezirk. Zu einer solchen Autorisation eines Gerichts, mit Entbindung desselben von den Rücksichten sowohl auf ein fremdes Gerichtsterritorium als auch auf einen etwa bevorzugten Gerichtsstand einer Person, hatte das Criminalgericht gleich nach Empfang der Untersuchungsacten seinem Obergericht Vorstellung gemacht, und obwohl Letzterer sogleich auf diesen Vorschlag eingegangen war und dieserhalb der obersten Civilverwaltung die erforderliche Nachsuchung übergeben hatte, war dennoch von dieser die Bestimmung erfolgt: dass, mit Verweigerung jener Autorisation, sogleich die Zeugen wegen des *alibi* des Wildschütz vereidigt und er mit Birke und mit wem sonst erforderlich zusammengestellt und confrontirt werden sollte.

Ehe diese Bestimmung eingegangen, welche der verschiedenen Beprüfung wegen geraume Zeit ausgeblieben war, hatte der Criminalrichter das Verfahren wider den Otto Birke dem Ende zugeführt und in Bezug auf Wildschütz interessante Umstände zu den Acten erhoben.

1) Es war ausgemittelt worden, wie bereits angeführt, dass auf dem Gute P. wirklich eine alte, unten rundgeschnittene Spenserjacke ohne Schösse von schmutzgrauem Boy existirte, welche der verstorbene Obrist Lange hinterlassen

und die der Wildschütz in der kühlen Jahreszeit auf der Jagd gewöhnlich und noch im Jahre, als jener Meuchelmord begangen worden, getragen gehabt, die ihm aber bedeutend breit gewesen. Diese Jacke existirte zur Zeit der Befragung nur noch in Lappen, weil Gustav v. Wildschütz sie zu zerreißen begonnen und mit den Fetzen seinen Flintenlauf polirt. Man hatte nicht mit Gewissheit ermitteln können, zu welchem Zeitpunkt vor oder nach jenem Meuchelmorde die Vernichtung der Jacke begonnen, aus dieser Zeit aber datirte sie sich her.

2) Die in dem Zimmer des Erschossenen vorgefundene Bolzenkugel war für das grosse Gewehr, welches Wildschütz als seine Flinte bei dem Untersuchungsrichter vorgezeigt gehabt, zu klein gewesen, dergestalt, dass aus dieser Flinte mit jenem Bolzen nicht füglich geschossen sein konnte, da dergleichen Bolzen immer genau nach dem Caliber der Flinte eingerichtet und in diese mit einiger Gewalt hineingetrieben werden müssen, wenn sie ihrem Zweck entsprechen sollen. Man hatte aber zu den Acten sicher gestellt, dass gerade zu jener Zeit Gustav v. Wildschütz eine Doppelflinte von einem entfernt wohnenden Verwandten geliehen gehabt, welche er allererst eine Woche nach dem stattgehabten Meuchelmorde dem Eigenthümer zurückgeschickt. Diese Flinte hatte man zu Gericht eingefordert, und in die Läufe derselben passte die Bolzenkugel, nach genauer Ausmessung und Vergleichung des Calibers derselben mit der unveränderten Stelle des Bolzens, vollkommen hinein.

3) Gustav v. Wildschütz hatte schwarzes krauses Kopfhaar und einen ziemlich starken Stutzbart getragen. Wenige Tage nach jenem Todesfalle in H. hatte er sich das Kopfhaar kurz scheeren lassen und den Stutzbart abrasirt. —

4) Eine allgemeine Sage war im Publico, dass Wildschütz in dem Augenblicke, als der nun verstorbene Capi-

tain Wildschütz Ersterem sein Haus verboten und als dieser ihn mit unzweideutigen Worten herausgefordert, und darauf der Capitain ihn mit zwei Fingern der linken Hand an dem Kragen gefasst gehabt und ihn zur Thür geführt, Gustav v. Wildschütz in wilder Aufregung gegen den Capitain geäussert: „die Finger sollst Du nicht behalten“, und ausser dem Hause gegen den Sohn Denati: „Wenn es Dein Vater nicht wäre, würde ich ihn wie einen Bären todtschiessen.“

Ueber dieses Gerede konnte nichts bestimmter festgestellt werden, da die Familie des Verstorbenen sich auf die Worte nicht mehr entsinnen konnte, welche Gustav v. Wildschütz in jenem Augenblicke des Hinausführens gegen den Capitain gesprochen, der Sohn Denati sich zwar daran sehr wohl erinnerte, dass damals Gustav eine wilde Drohung ausgestossen, die Worte aber, aus welchen sie bestanden, ihm nicht mehr im Gedächtniss waren. Es konnte nicht füglich ausgemittelt werden, inwiefern dieser angeblichen Vergessenheit höchst wahrscheinlich eine ehrenwerthe Rücksicht zum Grunde lag.

5) Bei Gelegenheit seines Condolenzbesuchs in H. hatte Gustav von Wildschütz gegen die Brüder des Erschossenen geäussert, dass er am 28. Septbr. 18... durch ein Billet des dem H.'schen Krüge vorüberfahrenden Revisors Roth die Nachricht erhalten, der Capitain v. Wildschütz sei am Abend vorher erschossen, und hatte hinzugefügt: „ich glaubte dem aber nicht, da ich bisher der Meinung gewesen, dass er nur verwundet sei.“ Auf welche Voraussetzung konnte sich diese Meinung stützen? Wären diese Umstände mit der vorbezeichneten Drohung zur Gewissheit erhoben gewesen, und hätte man sie mit dem Leichenbefund zusammengestellt, da nach diesem der zweite und dritte Finger der linken Hand des Leichnams durch den Schuss völlig zerstört waren; so musste sich ein sehr gewichtiger Schluss bilden lassen, der die Person des

Schützen in der des Gustav v. Wildschütz wiederfinden liess.

6) Ein Bruder des Verstorbenen, welcher soeben in H. war, als Gustav v. Wildschütz zum Condolenzbesuch daselbst erschienen, berichtet dem Criminalrichter, dass, als Gustav sich verabschiedet, er ihn in das Zimmer hinüber geführt, in welchem sein Bruder verstorben. Hier sei Gustav in höchster Gemüthsaufregung gewesen, habe bei oft wechselnder Gesichtsfarbe nur geeilt, das Zimmer zu verlassen, und in dieser Verwirrung beim Forteilien gesagt, er würde Alles thun, den Mörder eines Familienvaters aufzufinden.

7) Im Januar 18., also mehr als drei Monate nach dem Ereignisse in H., war in K. ungemeldet ein Mann ins Haus getreten und aus dem Vorzimmer in die Wohnstube links gegangen, woselbst er sich mit dem dortigen Hauswirthe Brafert begrüsst, während Weckebrodt aus dem Zimmer rechts bei offenen Thüren in dem fremden Mann auf den ersten Blick jenen vor Monaten in anderer Tracht bemerkten fremden Jäger erkannte und neugierig war, zu erfahren, wer der Fremde sei. Als er zu diesem Zwecke in das andere Wohnzimmer gegangen, hatte sich auch ihm der Fremde als Gustav von Wildschütz vorgestellt, welcher sich bei ihnen einfunde, um sie zu einer Vergleichung seiner Person mit dem fremden Jäger zu veranlassen, da beide genannte Personen letzteren der Art beschrieben, dass Jedermann in diesem seine, des Gustav v. Wildschütz, Person erkennen wolle. Zugleich hatte Wildschütz seine grosse Doppelflinte mit sich gehabt und auch diese ihnen vorgezeigt. Sowohl Brafert als Weckebrodt hatten jede Entscheidung über eine Vergleichung seiner Person mit dem oft erwähnten fremden Jäger ihrerseits abgelehnt, da sie voraussetzen müssten, dass man sie bei Gericht über diesen Gegenstand befragen werde, und sie ihren dessfalligen Aussagen hierüber nicht vorgreifen möchten. Wild-

schütz hatte sich hiermit allerdings begnügen müssen, indessen doch hinzugefügt, dass die Sache schon ans Tageslicht gebracht sei, da er in dem Buschwächter Otto Birke den Thäter ausgemittelt habe. Auf seine Anordnung sei der Otto auch in Haft gebracht worden, den Schiesspfropf des Mordschusses, welcher sich auf dem Fenster in H. gefunden, habe man mit der bei Otto Birke vorgefundenen Heede verglichen und beide ganz gleich gefunden.

Es hatte nämlich der Criminalrichter noch vor Eingang jener Bestimmung der Civil-Ober-Verwaltung auch den Brafert und Weckebrodt vor sich beschieden gehabt und von ihnen die oben referirten Umstände vernommen. Auf die Frage nun, ob sie denn jenen fremden Jäger in dem Wildschütz wiederzuerkennen glaubten, gaben Beide zur Auskunft: dass die Aehnlichkeit, abgesehen von der verschiedenen Tracht Beider, in beiden Personen hervorstechend sei, und nur kleine Abweichungen zwischen Beiden sie verhinderten, eidllich zu erhärten, dass Wildschütz mit jenem eine Person sei. Es habe nämlich der Jäger krauses, reiches Haar gehabt, welches ihm unter der Mütze hervorgestanden, während Wildschütz kurz abgeschnittenes Haar habe. Der Jäger habe einen starken Schnurrbart gehabt, der bei Wildschütz nicht sei. Der Jäger habe eine grade stolze Stellung mit hervorgehobener Brust gezeigt, während Wildschütz zusammengesunken und gebückt gegangen; doch bemerkten Beide, dass diese Art offenbar nur angenommen gewesen, da sich Wildschütz während des Gesprächs öfterer vergessen, und eine ersichtlich gewohntere Stellung angenommen, wie jener Jäger sie gehabt, sodann aber wieder, offenbar aus der Vergessenheit aufgeschreckt, jene zusammengebogene Stellung wieder angenommen. Beim Abschied aber hätte Wildschütz wieder jene aufrechte, kräftige Stellung bis zu seiner Abfahrt beibehalten. Die

Flinte hatte weder Brafert noch Weckebrodt für die des fremden Jägers erkannt, da Beide noch niemals eine so grosse Doppelflinte gesehen gehabt.

Man hatte den beiden verhörten Personen die aus H. eingeforderten Reste der Spenserjacke vorgezeigt und sie veranlasst, sich darüber auszusprechen, ob etwa jene Jacke des fremden Jägers in Farbe und Stoff diesen Fragmenten ähnlich gewesen, was Beide affirmirten; desgleichen hatte man ihnen die eingeforderte, zu jener Zeit bei Wildschütz gewesene Doppelflinte vorgelegt, in welcher Brafert die Flinte des fremden Jägers zu erkennen glaubte; auch eröffnete man ihnen, dass Wildschütz wirklich zu jener Zeit starkes, krauses Haar und einen Schnurrbart getragen, beides aber nach dem 27. September v. J. abschneiden und abrasiren lassen, auch immer eine gerade und feste Statur habe, und deutete ihnen an, dass sie bei einstiger Confrontation mit Wildschütz dies Alles in Erinnerung behalten möchten, wie man denn auch dem Wildschütz solches vorhalten werde. Beide konnten zur Zeit über ihre Aussagen noch nicht vereidigt werden. Nach solchen zu den Acten erhobenen Umständen, welche in Widerspruch mit dem von Wildschütz eingeleiteten Beweis seines *alibi* zur Zeit jenes Meuchelmordes zu sein schienen, bedurfte es bei Erfüllung jenes erhaltenen Auftrags der Civil-Ober-Verwaltung grosser Vorsicht im Verhöre der von Wildschütz zu seinem Zwecke aufgeführten Zeugen, und es musste sich hierbei hauptsächlich um den Grund der Kenntniss des behaupteten *alibi* handeln, ob sie solche nämlich aus eigener Erinnerung hatten, oder durch die Mittheilung des Wildschütz dazu inducirt waren, da Wildschütz, wie sich der Leser noch erinnern wird, seinen Zeugen zugerufen hatte: „ist das nicht ein Glück, dass wir an jenem Abend, als der Capitain erschossen wurde, zusammen auf der Otternlauer nach der L.'schen Seite gegangen waren, da man jetzt auf mich Verdacht hat?“

In der nunmehr sogleich vorgenommenen Zusammenstellung des Otto Birke mit Wildschütz in Beziehung auf den von Ersterem an die Wittwe Wildschütz ausgerichteten angeblichen Auftrag des Gustav v. Wildschütz blieb Otto unabweichlich dabei, einen solchen Auftrag von Wildschütz erhalten zu haben, und sei Otto hierbei durchaus nicht im Irrthume, da Wildschütz den Auftrag in grosser Heftigkeit wiederholt. Ebenso beständig, aber durchaus nicht mit derselben Unbefangenheit, stellte Wildschütz diese Behauptung in Abrede und berief sich hierbei auf das Zeugniß seines damaligen und jetzigen Kutschers Hau. Dieser blieb seinem vorigen Zeugnisse getreu, von diesem Auftrage nichts gehört zu haben, obwohl er zugegen gewesen, als Otto mit dem Wildschütz gesprochen. In der hierauf zwischen Otto und Hau veranstalteten Confrontation in Gegenwart des Wildschütz blieben auch diese Zwei bei ihren verschiedenen Behauptungen, nur fügte Otto gegen Hau noch hinzu: „Du fürchtest Dich, die Wahrheit zu sagen, weil Du der Dienstbote der Schwester des Herrn Wildschütz bist, und weil Letzterer überall gedroht hat, den vor den Kopf zu schiessen, der wider ihn aussagen würde; ich bin aber ein alter Jägersmann und fürchte mich vor solchen Drohungen gar nicht.“ —

Ueber die letztere Anführung des Otto befragt, erklärte der Wildschütz: er habe nur öffentlich declarirt, dass der sich in Acht nehmen möge, der wider ihn irgend ein falsches Zeugniß ablegen werde, worunter er natürlich nur eine gerichtliche Verfolgung gegen einen solchen Zeugen verstanden haben wollen. Die Zusammenstellung dieser drei Personen hatte solchergestalt kein anderes Resultat, und es musste, der erhaltenen Vorschrift zu genügen, dem Kutscher Hau über seine Aussage der Zeugeneid abgenommen werden. Bei dieser Gelegenheit muss noch die Bemerkung hinzugefügt werden, dass bei

dem grossen Aufsehen, welches diese Sache im Public machte, und bei der unverkennbaren Theilnahme desselben gegen Wildschütz, unter den vielen anonymen Zuschriften, die der Criminalrichter im Laufe der Untersuchung erhielt und deren Inhalt immer neue Anzeigen gegen Wildschütz waren, die man doch nur in so weit benutzen konnte, als man sich über die Wahrheit derselben Gewissheit zu verschaffen suchte, auch ein Billet enthalten war, das ganz die von Otto Birke dem Hau und dem Wildschütz ins Gesicht gesagte Drohung des Letzteren enthielt, mit dem Zusatze, dass Wildschütz durch diese Drohung ganz besonders den Weckebrodt im Schrecken zu erhalten beabsichtige, da dieser der gefährlichste Zeuge gegen ihn und ein junger ängstlicher Mann sei. Man hatte aber ungeachtet aller angewandten Nachfragen und Bemühungen keine Person bezeichnen können, die die Drohung von Wildschütz gehört, und überhaupt liess sich die Sache nicht weiter feststellen, als dass es ein allgemeines Gerücht sei, wie denn auch Otto Birke keine Person nachweisen können, und sich nur darauf berufen, die Leute sprächen so.

Wir haben schon früher bemerkt, dass der Untersuchungsrichter beim ersten Verhöre der von Wildschütz für sein *alibi* angeführten drei Zengen: Tischler Meissel, Müller Spindel und Schuhmacher Pech versäumt hatte, sich darüber Gewissheit zu verschaffen, ob diese Leute aus eigener Ueberzeugung dessen gewiss waren, dass der Tag, an welchem sie alle zur Otternlauer mit Wildschütz ausgegangen und bis spät in der Nacht zusammen geblieben, auch derselbe Tag war, an welchem Abends 7 Uhr der Capitain Wildschütz in H. erschossen wurde. Diese Gewissheit musste damals schon um so wichtiger zu den Acten erscheinen, als die Zeugen selbst deutlich angaben, worauf sie ihr Zeugniss bauten, nämlich auf die Aeusserung des Wildschütz selbst, für den sie das Zeugniss ablegen sollten. Zu der Zeit, als jene Jagd-

parthie noch nicht zu den lange vergangenen Ereignissen gehörte, war es vielleicht möglich, den Tag der Jagd ihnen anschaulich zu machen durch Wahrzeichen, die unabhängig gewesen wären von dem Tag des Mordes und von Wildschütz's Zurnf. Wie ganz anders war es jetzt, während mehrere Monate zwischen diesen beiden Ereignissen verlaufen waren und es Menschen von ganz anderer Bildungsstufe fast unmöglich geworden wäre, ganz ohne Beziehung auf den Tag des Mordes jenen Tag genau zu bestimmen, an welchem die erwähnte Jagdparthie stattgefunden hatte: bei diesen Leuten aus der niederen Volksklasse, deren Indifferentismus und Bequemlichkeit sie ohnehin nicht gern zu einer Anstrengung in der Erinnerung wie in der Beurtheilung kommen liess, und die während dessen gewohnt geworden waren, beide Tage für einen zu nehmen, war die Unmöglichkeit vorauszusehen, dass in dieser Hinsicht eine juridische Gewissheit zu erlangen sein würde, und dennoch kam es hier gerade darauf an, da ihr Zeugniss alle die dringenden Verdachtsgründe widerlegen und zerstören sollte, welche sowohl dafür sprachen, dass die Person des fremden Jägers und Wildschütz's eine und dieselbe war, was schon mit dem Beweise des *alibi* des Letzteren in directem Widerspruche stand, als auch in dem bisher referirten Verhältnisse Wildschütz's zu dem Erschossenen begründet lagen, und besonders durch das Verhalten des Wildschütz selbst nach jenem Todesfalle bisher herausgestellt wurden, die alle mit dem Beweis des *alibi* völlig unerklärbar bleiben mussten.

Die von Wildschütz für sein *alibi* aufgeführten drei Zeugen: Meissel, Spindel und Pech kamen in ihrem Zeugnisse über den Tag der Otternjagd darin überein, dass es ein Dienstag gewesen, an welchem sie alle zusammen die Jagd gemacht und zwar von Nachmittags 4 Uhr bis Nachts 11 Uhr nach der L.'schen Seite etwa 5 Werst von P. entfernt in entgegengesetzter Richtung von

H.; der Schuhmacher Pech aber zeigte an, er wäre sowohl Tages vorher als auch nachher, also auch am Montag und Mittwoch, allein mit Wildschütz nach derselben Gegend auf Otternlauer gewesen.

Wenn davon die Rede ist, dass es schwierig war, von den Leuten eine unzweifelhafte Bestimmung des Tages der Jagd zu erlangen, so hatte diese Schwierigkeit einen zweifachen Grund: nämlich weil das Bauer-Volk sich wenig oder gar nicht auf den Kalender versteht, und daher keinen Kalender-Tag anzugeben vermag, und sodann, da sie also nur nach gewissen Wahrzeichen, die sie etwa im Gedächtnisse aufbewahrt, sich richten, dass nicht eben die von Wildschütz in ihnen einmal angeregte Idee, der Jagdtag und der Tag des Mordes sei einer, ihr Wahrzeichen sein mochte, wenn sie auch nicht dieses Motiv zu ihren Aussagen angeben würden. Es war schon ungewiss, ob nicht dieser Grund schon bei ihrer Aussage, dass der Jagdtag ein Dienstag gewesen, gewirkt haben mochte, denn der 27. September, als an welchem Tage der Capitain in H. erschossen wurde, war auch ein Dienstag. Man versuchte daher, einen dem Landvolke allgemein sehr wichtigen Tag, den 29. September oder so bezeichneten Michaelistag, welcher Tag der Abschluss eines Wirthschaftsjahres ist und ausserdem altherkömmlich vom Landvolke gefeiert wird, den Zeugen ins Gedächtniss zu rufen, und hieran die Befragung zu knüpfen, ob denn die Jagdparthie zwei Tage vor diesem stattgefunden; indessen hatte man hierin keinen festen Punkt getroffen, denn die Zeugen waren sogenannte Hofesleute, und obwohl der Michaelistag auch auf den Höfen als ein Abschnitt im Wirthschaftsjahre betrachtet wird, und daher zur Berechnung mit der Bauerschaft in Rücksicht auf ihre Leistungen von Wichtigkeit ist, so fand doch mit den Hofesleuten eine derartige Berechnung nicht statt, und wie die Zeugen selbst aussagten, wurde der Michaelistag auf dem Hofe H. niemals durch irgend eine Fest-

lichkeit bezeichnet; sie erinnerten sich daher des Michaelstages gar nicht, um so weniger, als sie, wie gesagt, in dem Kalender und dessen Gebrauche gar nicht bewandert waren. Als einziges Auskunftsmittel versuchte der Criminalrichter einen Anhaltspunkt für die Erinnerung der Zeugen in dem Mondscheine zu finden, und so sentimental es für's Erste klingen mag, so hat bei Zeugen dieser Klasse kaum ein besseres Mittel gewählt werden können, nachdem man sich von der Unzulänglichkeit anderer sonst anwendbarer Mittel zur Erinnerung überzeugt hatte. Es handelte sich, wie wir schon wissen, wenn man einmal für fest annehmen wollte, dass der Jagdtag an einem Dienstage gewesen, nur darum: ob dieser Dienstag auf den 27. September fiel oder eine Woche früher, auf den 20. September.

Das Resultat der Befragung der Zeugen in dieser Beziehung war nun folgendes:

1) die Zeugen sagten aus, dass an dem Jagdtage das sogenannte abnehmende Licht des Mondes gewesen, obwohl sie den Mond nicht sehen können, da es bewölkter Himmel gewesen, welchem Wildschütz widersprach, da man ohne Hülfe des Mondscheins die Ottern nicht sehen könne, man daher bei bewölktem Himmel zu solcher Jagd nicht hinausgehen werde. Es stimmte übrigens wegen der Gestalt des Mondes die Angabe der Leute mit der Wahrheit überein, da an jenem Tage wirklich die Mondscheibe im Abnehmen war.

2) Die Zeugen kamen in ihren Aussagen darin überein, dass an dem Tage ihrer Jagd die Sonne und der Mond nicht zu gleicher Zeit am Himmel sichtbar gewesen, und stimmte solches gleichfalls mit der Wahrheit überein, da am 27. September die Sonne um 5 Uhr 16 Minuten unter- und der Mond um 7 Uhr 38 Minuten Abends aufging.

In den Verhören bei dem früheren Untersuchungsrichter waren die Zeugen über diesen Punkt ihres Zeugnisses anderer Meinung gewesen, indem sie behauptet hatten, Sonne und Mond seien zu gleicher Zeit am Himmel zu sehen gewesen, was auf den Dienstag der Woche vorher gepasst haben würde; die Zeugen aber blieben jetzt bei ihren letzteren Depositionen. Da die Zeugen nun in ihrem Zeugnisse darin übereinstimmten, dass sie an diesem Dienstage von Nachmittags 4 Uhr bis Nachts 11 Uhr zusammen auf der L.'schen Seite am Flusse zur Otternjagd gewesen und ununterbrochen daselbst zusammen geblieben wären, dieser Dienstag aber der 27. September war, an welchem der Meuchelmord in H. verübt wurde; so war in Beziehung auf diesen Mord das *alibi* des Wildschütz festgestellt, da die Zeugen bei ihren nunmehrigen Aussagen beharrten, obwohl man ihnen den Widerspruch in ihren Aussagen bei dem Untersuchungsrichter und bei dem Criminalrichter in Beziehung auf den Umstand: dass man am Jagdtage Sonne und Mond zugleich am Himmel sehen können, und jetzt das Gegentheil von ihnen behauptet worden, nachdrücklich vorgehalten und sie darauf aufmerksam gemacht waren, dass hierin eine spätere Induction zu liegen scheine.

Obwohl bei so auffallender Verschiedenheit der Aussagen der Zeugen, wie soeben bemerkt, und bei dem Widerspruche der Zeugen mit Wildschütz wegen des bewölkten Himmels, und besonders auch bei der Behauptung des Pech, er sei mit Wildschütz damals 3 Tage hintereinander, nämlich am Montag, Dienstag und Mittwoch, auf Otternlauer ausgegangen gewesen, auf keinen Fall aber an dem Tage, als das Billet von dem Revisor Roth mit der Todesnachricht des Capitains Wildschütz angekommen, und doch dieser Tag der 28. September Mittwoch war, an welchem Tage er zum dritten Mal zur Jagd gewesen zu sein behauptete, und hierin wieder eine Anspielung auf die Woche früher zu liegen schien, zumal Pech betheuerte,

damals, als er zum dritten Mal zur Jagd gewesen, über den Todesfall noch gar nichts gewusst zu haben und doch Wildschütz sogleich die erhaltene Nachricht verbreitet und in Pechs Gegenwart laut mitgetheilt: — obwohl also, wie überall durchblickt, die Zeugen offenbar irre geleitet zu sein schienen: so musste denn doch zur Erfüllung erhaltener obererrichtlicher Weisung die Vereidigung der Zeugen vorgenommen werden, und leisteten sonach alle drei Zeugen nach vorgängiger Ermahnung den Zeugeneid über die Wahrhaftigkeit ihrer Aussagen.

Man hatte die Veranstaltung getroffen, dass diejenigen Personen, welche den fremden Jäger auf seinem Gange in der Richtung nach H. gehen gesehen, zu der Zeit an den Gerichtsort berufen waren, als Gustav v. Wildschütz soeben daselbst gegenwärtig sein musste, und war jeder einzeln, nämlich die alte Wirthin Edde aus dem B.-Gesinde, der Knabe Johann aus dem Geilwig-Gesinde und die beiden Wegeaufseher Johann Biencken und Thom Hirsch, so situirt worden, dass er, von Wildschütz ungesehen, denselben genau betrachten konnte. Als man nachher die Leute befragte, äusserte:

1) die Edde, sie habe schon damals, als sie den fremden Jäger gesehen, geglaubt, dass es Gustav v. Wildschütz sei, da sie ihn früher schon gesehen gehabt; dasselbe glaube sie auch jetzt, nur sei er und der Jäger darin verändert, dass er nicht mehr so dickes Haar habe und keinen Stutzbart trage; sie könne daher nicht den Eid darauf leisten, dass Wildschütz und der Jäger eine Person wären.

2) Der Knabe Johann und die beiden Wegeaufseher konnten gar keine bestimmte Meinung abgeben, als dass allerdings jener Jäger mit Wildschütz in der Gesichtsbildung Aehnlichkeit hätte, soweit sie überhaupt Ersteren sehen können, was nur flüchtig geschehen.

Da gegen Wildschütz selbst noch kein Verfahren vom Obergerichte angeordnet, die criminelle Procedur gegen Otto Birke aber geschlossen war, so musste verfassungsmässig letztere mit sämmtlichen bisherigen Untersuchungsacten, zusammt einem Sentiment, zur Leutation an den Obergerichter übergeben werden.

Am 2. Januar 18., also ein Jahr und vier Monate nach dem stattgefundenen Morde, kam bei dem Criminalrichter das höchsten Orts bestätigte, den Otto Birke freisprechende oberrichterliche Urtheil ein, und war dem dessfallsigen Begleitungsschreiben auch eine Abschrift der Journalverfügung des Obergerichts zur Erfüllung beigefügt, welche wir abschriftlich hier aufnehmen.

„Eingegangen die Bestätigung des über den H.'schen Buschwächter Otto Birke hieselbst gesprochenen Absolutorii und hierauf sowohl in Ansehung des nur gedachten Otto Birke, als auch in Ansehung des Gustav von Wildschütz verfügt:

„1) Dem N. N.-Gerichte zu committiren, dass es das *rat.* des Otto Birke gesprochene Urtheil publicire;

„2) da der Gustav v. Wildschütz aus den Acten der vom N. N.-Gerichte wegen des Otto Birke zunächst geführten Special-Inquisition allerdings in solchem Grade inculpiert erscheint, dass die nähere Untersuchung seiner Schuld oder Unschuld nicht erlassen werden kann; die Ermordung des Capitains von Wildschütz aber in N. N.'scher Gerichts-Jurisdiction vorgefallen ist, und das livl. Rtt. Recht Cap. 111 und Cap. 210 vorschreibt, dass der Gerichtszwang in Untersuchung und Aburtheilung der That jede andere Jurisdiction ausschliessen soll; jedoch nach der Ordonnanz vom 1. Februar 1632 § 25. pag. 62. der L. O., sowie auch nach der Hofgerichts-Ordnung vom 6. September 1630 §. 20. die *crimina nobilium* der Dijudicatur des Hofgerichts, als des Fori Adelliger, vorbehalten sind; gleichwohl aber in Anleitung der

Königlichen Verordnung über alle Executionen vom 10. Juli 1669 §. 26. pag. 247. L. O. auf dem Wege des accusatorischen Processes bei diesem Hofgerichte abgeurtheilt werden müssen; während das Privilegium des Bischofs Johann vom 16. December 1540 und das *Privilegium Sigismundi Augusti* vom 28. November 1561 Art. 18. verordnen, dass keiner von der Ritterschaft vor ergangenem Urtheil und Recht in peinlichen Sachen gefänglich eingezogen, sondern vielmehr auf sein ritterlich Wort und seinen Handschlag bis zum Ausschlag Rechts auf freiem Fuss gelassen werden soll: in Berücksichtigung alles dessen dem N. N.-Gericht, als dem *foro delicti*, die specielle Untersuchung und Feststellung der wider besagten Gustav von Wildschütz vorhandenen Verdachtsgründe zu committiren und zu dem Ende demselben aufzugeben, dass es *per delegatum judicii* den Gustav v. Wildschütz nach N. N. einbringe, daselbst ihm den körperlichen Eid darüber abnehme, dass er ohne specielle Bewilligung des Gerichts weder die Stadt N. N. *) verlasse noch sein Domicilium ändere; sodann aber *pro fundanda actione* in Ansehung der wider Inculpaten Gustav v. Wildschütz obwaltenden Verdachtsgründe die genaueste Untersuchung theils durch Inculpati Verhör, theils durch Vernehmung der Zeugen *pro* und *contra*, theils durch deren Confrontation anstelle, und endlich nach geschlossener solcher Untersuchung *pro fundanda actione* sämtliche Acten zu weiterer Verfügung Rechts anhero remittire.“

In Folge dieses Auftrags des Oerrichters trat nunmehr das Untersuchungsverfahren wider Wildschütz bei dem Criminalrichter ein. Wildschütz war an den Gerichtsort gebracht worden, hatte den vorgeschriebenen Eid geleistet und sein Domicil in einem Wirthshause auf der Grenze zwischen Stadt und Land genommen, welchem

*) Der Gerichtsort des Criminalrichters.

zugleich eine Hauptstrasse in das angrenzende russische Gouvernement vorüberführte.

Hierbei zeigte sich sogleich die Feststellung des Oberrichters, den Wildschütz ausser Haft zu lassen, als für die Untersuchung von grosser Unbequemlichkeit nicht allein, sondern von so grossem Nachtheile, dass sich von vornher ein kein günstiges Resultat erwarten liess, wie sehr auch auf der anderen Seite durch diese Feststellung einmal zustehende Rechte eines gewissen Standes geschützt sein mochten. Es war nämlich auf keine Weise eine Collusion des Wildschütz mit den abgesondert zu vernehmenden oder mit ihm zu confrontirenden Personen zu vermeiden. Wildschütz, als Jäger, hatte sich mit geübtem Auge sogleich mit der Localität und deren ferneren Umgebungen bekannt gemacht; er schwärmte ausser den Verhörstunden in allen Richtungen umher und traf daher immer früher mit den eingeforderten Personen zusammen, als sie bei Gericht erschienen und verhört werden konnten, woher er denn auch von allen möglichen Inductionen Gebrauch machen konnte, ohne zu befürchten, dass ihm diese nachgewiesen werden könnten. Und wenn es auch wahr ist, dass ihm dergleichen nur bei Personen des Bauerstandes gelingen mochten oder wenigstens von ihm versucht werden konnten, so bleibt doch auch im Allgemeinen so viel gewiss, dass in dem Verhöre wider Wildschütz niemals eine Ueberraschung durch Personen oder Ergebnisse der Untersuchung eintreten konnte, da er von Allem dergleichen immer schon im Voraus Kenntniss hatte. —

Mit so geborstener Klinge begann der Criminalrichter den Kampf gegen Gustav v. Wildschütz, den die allgemeine Stimme für völlig gewissenlos, in Sitten und Gemüth verwildert bezeichnete, bei dem eine jede Hoffnung auf Erschütterung des Gemüths, auf Selbstbetrachtung zu wirken, um Reue herbeizuführen, sanguinisch und völlig eitel war.

Das Verhör gegen Wildschütz hatte sich nach Ausweis der vorliegenden Untersuchungsacten aus zwei Hauptgesichtspunkten gegen ihn gerichtet, und zwar:

- 1) Aus seinem Verhältnisse zu dem Verstorbenen und dessen Familie, sowie aus dem damit in Verbindung stehenden Benehmen des Wildschütz nach dem Tode des Capitains, und
- 2) Aus der befundenen Aehnlichkeit seiner Person mit dem des fremden Jägers, auf welchem der Verdacht des Mordes beruhte, wobei man davon abstrahirte, dass Wildschütz den Beweis seines *alibi* geführt zu haben glauben musste.

In ersterer Hinsicht wurden die im Eingange dieses Berichts aufgenommenen Nachrichten über das Verhältniss des Wildschütz zu dem Nunverstorbenen näher untersucht und festgestellt, was bereits referirt worden.

Man hatte den Wildschütz wegen der nach dem Tode des Capitains Wildschütz vorgenommenen Veränderung mit der eigenen Person, als dem Abscheeren seines Haupthaars und Stutzbarts, befragt und hierauf zur Antwort erhalten, dass das sich nur zufällig so gefügt habe; auf die weitere Befragung, warum er dem Untersuchungsrichter seine grosse Doppelflinte vorgezeigt, zu welcher die vorgefundene Bolzenkugel nicht passen können, gab er unbefangen zur Antwort, weil die Flinte sein einziges eigenthümliches Gewehr sei.

Frage: Sie haben zu jener Zeit aber noch eine andere Doppelflinte gehabt?

Antwort: Allerdings, es war aber nicht meine.

Frage: Wem gehörte diese?

Antwort: Dem Secretair v. Lange in D., welchem ich sie zurückschickte.

Frage: Wann?

Antwort: Ich glaube, im Sommer vorigen Jahres.

Frage: Alsdann hätte sie ja im Sept. v. J. nicht bei Ihnen sein können.

Antwort: Ich entsinne mich, dass es Ende September oder Anfangs October v. J. war.

Frage: Hatte man Sie an Wiedergabe der Flinte gemahnt?

NB. Man hatte die Anzeige zu den Acten, dass das nicht geschehen war.

Antwort: Nein.

Frage: Warum schickten Sie sie gerade jetzt zurück?

Antwort: Es war schon spät im Jahre und ich hatte sie schon so lange gehabt.

Frage: Waren Sie mit dieser Flinte am 27. Septbr. auf der Otternlauer?

NB. Man zeigte Constituto das Gewehr vor.

Antwort: Ja.

Frage: Haben Sie an jenem Tage Ihre grosse Flinte gar nicht im Gebrauch gehabt?

Antwort: Nein, gar nicht, auch seit langer Zeit nicht, weil durch ihr grosses Caliber und die dazu passende Kugel das Fell der Otter zu stark beschädigt wird.

Frage: Da es sich bei der Untersuchung, in welcher Sie die grosse Flinte dem Richter vorzeigten, aber nur um den 27. September handelte, warum zeigten Sie ihm ein Gewehr vor, das Sie an diesem Tage gar nicht in Gebrauch gehabt?

Antwort: Daran habe ich wirklich nicht gedacht.

Frage: Da aber der Untersuchungsrichter durch die Probe sich überzeugte, dass die vorgefundene Kugel, als viel zu klein, aus diesem Gewehre nicht geschossen sein konnte, warum zeigten Sie damals nicht an, dass Sie zu jener Zeit diese andere fremde Flinte gehabt?

Antwort: Ich glaubte mich dadurch zu verdächtigen.

Frage: Weniger, als da Sie es verschwiegen, und es wäre auf die Probe angekommen, ob die Kugel in diese Läufe gepasst haben würde — wie Sie sogleich selbst die Probe machen können: Sie haben die Flinte noch in der Hand und hier ist die Kugel.

NB. Man hatte die Bolzenkugel schon vorher auf den Gerichtstisch gelegt, an dessen unterstem Ende Constitutus seinen Platz hatte, und sie war zufällig mit einem Bogen Papier bedeckt, da von ungefähr ein solcher von den mehreren auf dem Tische umherliegenden sich auf dieselbe geschoben. — Indem man die Frage that, wurde das Papier weggehoben und die Kugel stand unmittelbar vor dem Befragten, der vor dem Tische sass.

Der Anblick der vor ihm auf dem Tische stehenden Kugel machte auf Gustav v. Wildschütz eine merkwürdige Wirkung: in grosser Gemüthsaufregung sprang er vom Stuble auf, ohne die Kugel zu berühren, trat zwei Schritt zurück, und fragte mit heftiger Stimme den Inquirenten: „Herr von N. N., was muthen Sie mir zu?“ Im Augenblicke aber hatte Wildschütz seine frühere Fassung zurück, hatte die Flinte weggestellt, beide Hände in die Hosentaschen gesteckt, und betrachtete auf solche Weise die vor ihm liegende Kugel mit neugierigen Blicken, ohne sie zu berühren, indem er sich zu ihr niederbückte, auch öfterer in den Ausruf ausbrach: „ach, ist das die Kugel?“

In Beziehung auf die an ihn gestellte Aufforderung, den Versuch zu machen, ob die Kugel in diese Läufe passe, machte Wildschütz, ohne die Kugel in die Hand zu nehmen, den Vorschlag:

mit einem Fädchen den unveränderten Theil des Bolzens zu umschlingen, so, dass die beiden Enden des

Fadens zusammenträfen, alsdann diesen Faden in ein gleichseitiges Viereck zu formiren, in welchem man auf Papier den Mittelpunkt auffinden müsse, und aus diesem um das Viereck einen Kreis zu ziehen, welcher alsdann den Umfang der Kugel und den inneren Umfang des Laufes bilden müsse, wenn die Kugel überhaupt in den Lauf passen solle, da wohl eine Bolzenkugel etwas kleiner sein dürfe als das Caliber, auf keinen Fall aber grösser, weil sie sonst nicht hineingehe. —

Es war mit Händen zu greifen, dass dieses Experiment darauf berechnet war, die Kugel grösser als das Caliber zu machen, und als man ihm die Probe in der angegebenen Art vormachte, fiel das Resultat so aus, wie man voraussehen musste, die Kugel war bedeutend grösser im Umfange als das Caliber der Flinte.

Man hatte der frohlockenden Aufwallung des Wildschütz, dass nämlich diese Kugel solchergestalt nicht aus diesem Gewehre geschossen werden können, sogleich von Seiten des Criminalrichters die calmirende Bemerkung entgegengestellt, dass man von Gerichtswegen wohl eine dergleichen Probe zulassen können, ohne ihre Richtigkeit zugeben, sondern vielmehr um dem Inquisiten, — sollte er selbst im Irrthume gewesen sein, — Zeit zu geben, diesen einzusehen, was sehr leicht ersichtlich sein müsse, da nach dem eigenen Vorschlage Inquisiti die Länge des Fädchens schon den eigenen Umfang der Kugel gegeben, und dass es daher mit der weiteren Procedur nur darauf abgezwackt gewesen sein könne, den Umfang der Kugel zu vergrössern. Eine solche Proposition sei sehr geeignet, den Proponenten zu verdächtigen, zumal wenn es demselben — wie sich soeben gezeigt — sehr darum zu thun sei, die vorliegende Kugel grösser, und besonders von grösserem Umfange zu machen, als das Caliber der Flinte sei. Der Criminalrichter hatte nun vor den Augen des Wildschütz,

unter Hinzuziehung erforderlicher Instrumente, demselben nachgewiesen, dass die vorliegende Bolzenkugel in ihrer unveränderten Mitte um ein Weniges geringeren Umfang hatte, als das Caliber der Flinte, mithin sehr wohl aus den Läufen derselben geschossen sein könnte. Zum Ueberfluss wurde aber noch das eigene Fädchen des Inquisiten, welches um die Kugel geschlungen war, gleichsam als Ring in das Innere des Laufs gebracht, und auch dieser Versuch ergab, dass die Kugel sehr wohl in den Lauf gepasst haben müsste. Wildschütz war durch die Ueberzeugung, dass der Richter ihn durchschaut hatte, sehr betreten gewesen, jedoch hatten alle die hierauf gebauten Instanzen und Argumentationen auf Wildschütz gar keinen Einfluss; Alles schob er auf Zufälligkeit des Zusammentreffens. Das Verhör hatte sich jetzt darüber verbreitet, wie und wenn Constitutus die Nachricht von dem Tode des Capitains Wildschütz erhalten, und warum derselbe bis zum 3. Octbr. mit seinem Condolenzbesuche gezögert; indessen hatte Wildschütz alles Verdächtige, was hieraus und aus dem empfangenen Billet und aus seinen Aeusserungen gegen den Bruder Denati, dass er der Nachricht nicht getraut, weil er bisher der Meinung gewesen, es habe nur eine Verwundung stattgefunden, wider ihn deducirt werden können, damit niedergeschlagen, dass er ganz unbefangen auf die desfallsige Frage zur Antwort gab: er habe theils der am 28. Septbr. Nachmittags in einem Billet des Revisors Roth von dem Tode des Capitains auf H. erhaltenen Nachricht überhaupt nicht getraut, sondern sei der Meinung gewesen, der Capitain habe sich beim Repariren eines Gewehrs etwa nur verwundet, bis denn die Nachrichten hierüber allgemeiner geworden, und sich einander bestätigt, — theils sei ihm aber bekannt gewesen, dass die Familie Denati verreist, und er also diese nicht im Hause treffen würde; als er erfahren, dass sie zurückgekehrt, sei er sogleich hinübergefahren.

Aus diesem Condolenzbesuche und den daselbst stattgefundenen Ereignissen hatte man Gelegenheit genommen, eine Verbindung des letzteren mit den überall im Publico cursirenden angeblichen Drohungen des Wildschütz, sowohl gegen den nun Verstorbenen, dass er die beiden Finger nicht behalten solle, als auch gegen den Sohn des Verstorbenen, an den Gustav v. Wildschütz Instanzen zu stellen, und solchergestalt auch in Rücksicht auf die Behandlung, welche er von dem Verstorbenen erfahren, wider ihn auf seine Schuld an dem Ableben des Capitains zu argumentiren; indessen stellte Inquisit die angeblichen Drohungen in Abrede, und die Familie besann sich — wie gesagt — nicht mehr auf den Inhalt der Drohungen; er hatte deducirt, dass durch sein bestimmtes Ableugnen der gegen den nun Verstorbenen ausgestossenen Drohung auch aller Verdacht gegen ihn, welchen man aus der Harmonie dieser Drohung mit dem Leichenbefunde, nach welchem jene beiden Finger wirklich gefehlt haben, gefolgert, aufgehoben sei; seine Bewegung, als man ihm das Zimmer gezeigt, wo der Mord geschehen, sei wohl sehr natürlich und erklärbar, und seine Aeusserungen beim Abschiede, dass er Alles aufbieten werde, den Mörder eines Familienvaters nachzuweisen, sei hinlänglicher Beweis, dass er es nicht gewesen.

Auf die hiergegen gemachte Instanz: dass es eben keine psychologische Ungereimtheit wäre, wenn man durch diese in Leidenschaft ausgestossene Aeusserung seinem gleichfalls in Leidenschaft ausgesprochenen Auftrage an Otto Birke mehr Wahrheit anmerken wollte, als unter anderen Umständen geschehen könnte: — bezog sich Wildschütz in grosser Aufregung auf seinen Beweis durch den Kutscher Hau und insbesondere auch auf den von ihm geführten Beweis seines *alibi*, der ihn gegen alle weitere Verdächtigung sicher stelle.

Der Criminalrichter machte den Wildschütz darauf

aufmerksam, dass, ungeachtet jenes glaublichen Beweises, dennoch vom Obergerichter das Verhör wider Wildschütz angeordnet worden, und müsse er sich daher dem ferneren Verhöre unterwerfen. Nach dieser Einleitung war nun der Criminalrichter zu dem zweiten Gesichtspunkte des Verhörs übergegangen, nämlich zu der Einheit der Gestalt des fremden Jägers mit der des Gustav v. Wildschütz.

Dieser hatte zuvörderst eingestehen müssen, dass er gewöhnlich im Herbst die in P. vorfindlich gewesene Spenserjacke zur Jagd angezogen gehabt, wenn es kalt gewesen, leugnete aber, sie am 27. September getragen zu haben, und behauptete, als er mit seinen drei Zeugen zur Otternlauer gegangen, eine Blouse angehabt zu haben, was denn auch die genannten drei Zeugen affirmirten; doch behauptete Wildschütz nicht, dass damals die Jacke schon zerrissen gewesen, obwohl man auch hierüber, wie gesagt, keine Gewissheit zu den Acten erlangen können. Man hatte hierauf den Wildschütz mit den Aussagen der Personen bekannt gemacht, welche den fremden Jäger auf dem Wege nach H. gesehen, dass Jeder an ihm, Wildschütz, nur die Abweichung von dem fremden Jäger finde, dass dieser starkes krauses Haar und einen Stutzbart getragen, was Wildschütz beides sich nach jenem Tage abschneiden und rasiren lassen; man hatte wider Wildschütz argumentirt, welchen Verdacht es wider ihn begründe, dass ein solches Zusammentreffen stattfinde; aber Wildschütz blieb sehr unbefangen dabei, dass es nur zufälliges Zusammentreffen sei, dass er häufig, auch früher, sich bald den Stutzbart, bald den Backenbart abrasirt, und niemals eine bestimmte Art seiner Toilette gehabt. Ferner hatte man sein Benehmen in K. bei Braffert und Weckebrodt in Frage gestellt, sowohl seine durchaus fremde Haltung, als auch die unwahren Behauptungen, dass er den Otto Birke inhaftiren lassen, und dieser der Schuldige sei, da die Heede des Schiesspfropfs vom Mordschusse mit der des Otto Birke vollkommen

eine gewesen, und bei der Deduction, dass ein dergleichen Bemühen, einen Dritten verdächtig zu machen, sogar auf Kosten der Wahrheit, Verdacht wider sich selbst erzeuge, zugleich hinzugefügt, dass es schon an sich verdächtig gewesen, wie Wildschütz bei einem solchen Zwecke seines Besuchs in K. diesen so lange aufgeschoben. In diesen weitschweifigen Verhören hatte sich Wildschütz im Wesentlichen nur darauf berufen, dass seine Haltung zufällig gebückt gewesen sein möge, dass er den Otto Birke würde haben arretiren lassen, wenn es nicht von Gerichtswegen schon geschehen gewesen, und dass er eigentlich gar keine Verpflichtung gehabt, sich dem Brafert und Weckebrodt vorzustellen, und es nur recht so zum Ueberfluss gethan.

Hiergegen aber war dem Wildschütz demonstriert worden, dass es ihm allerdings von Wichtigkeit sein müssen, was in dieser Hinsicht das Zeugniß unbescholtener Personen darlege, da mit der Freisprechung des Otto Birke wider keinen Dritten weiterer Verdacht sei, worauf Wildschütz sehr heftig eingefallen war:

„O ja, der Hauptverdacht ist immer gegen den fremden Jäger gewesen und besteht noch; der nur kann der Thäter sein.“

Frage: Aber die Zeugnisse der vernommenen Personen gehen ja dahin, dass man diesen fremden Jäger in Ihrer Person wiederfinden will?

Antwort: Dass sei unwahr und diese wären offenbar im Irrthum, das bezeuge schon der von ihm geführte Beweis seines *alibi*; auch habe er niemals noch den Weg nach H. zu Fusse zurückgelegt.

Letzteres wurde dem Wildschütz durch schriftliche Zeugnisse widerlegt, die bereits zu den Acten erhoben waren, und Wildschütz ergab sich darein, dass er ein Mal zu Fusse gegangen, als eine Wegesperre wegen Pferde-seuche stattgefunden; er protestirte aber gegen jede fernere

Befragung, da er durch den bereits geführten Beweis seines *alibi* für vollkommen unschuldig erklärt werden müsse, und sich auf nichts weiter einlassen werde.

Von Seiten des Criminalrichters war dem Wildschütz aber eröffnet worden, dass durch die fernere Untersuchung der ohnehin nicht ganz reine und unzweifelhafte Beweis seines *alibi* entkräftet werden könne, daher also das, was noch Verdächtiges wider ihn vorliege, unweigerlich verhandelt werden müsse.

Wildschütz hatte hierauf mit grosser Heftigkeit verlangt, mit den Personen zusammengestellt zu werden, welche ihn in dem fremden Jäger erkannt.

Die beiden Mägde Bräusche, welche nach dem Mordschuss den wahrscheinlichen Mörder aus dem Hofe H. entweichen sahen, konnten dem Wildschütz nicht vorgestellt werden, weil diese von der Gesichtsbildung des Fliehenden nichts gesehen — ebenso der Knabe Johann und die beiden Wegeaufseher; indessen wurde mit Wildschütz confrontirt:

1) das Weib Edde. Diese sagte dem Wildschütz in's Gesicht, sie habe gleich damals, als sie den Jäger bei sich vorübergehen gesehen, ihn zu erkennen geglaubt, da sie ihn schon früher gesehen, obwohl in seiner gegenwärtigen herrschaftlichen Tracht. Jetzt sei er, Wildschütz, sowohl von dem Jäger, als auch von seiner früheren eigenen Erscheinung darin verschieden, dass er keinen Stutzbart habe und sein Haar kurz abgeschnitten sei. Hierbei blieb die Edde, wollte aber, eben dieser Verschiedenheit wegen, nicht den Eid darauf leisten, dass Wildschütz und der fremde Jäger eine Person seien.

2) Der Disponent von K., Carl Brafert. Als beim Eintreten diesem eröffnet war, dass er eine Vergleichung der Person des Herrn v. Wildschütz mit seiner Erinnerung an den am 27. Sept. vor. J. auf dem Wege nach H. gehen gesehenen fremden Jäger anstellen, und sodann seine

desfallsige Aussage dergestalt einrichten solle, dass er im Stande sei, deren Wahrheit eidlich zu erhärten, hatte sich Gustav v. Wildschütz mit zornigem Gesichte in eine herausfordernde Stellung gegen Brafert gewendet, in der deutlich zu erkennenden Absicht, diesem zu imponiren; indessen hatte Brafert, auch ein alter Jägersmann, sich hierdurch gar nicht irre machen lassen, sondern dem Wildschütz unbefangen zugerufen:

„Ja, eine solche Stellung und solches Gesicht, wie Sie jetzt zeigen, hatte allerdings der fremde Jäger, aber nicht so wie Sie neulich in K. sich zeigten. Ich habe damals gleich gesagt, dass das nichts Natürliches war.“

Der Richter: Sie kennen den Zweck Ihrer Zusammenstellung mit dem Herrn von Wildschütz, Sie werden daher aufgefordert, nunmehr ihr Zeugniß abzugeben.

Antwort: Der fremde Jäger hatte einen Stntzbart und längeres krauses Haar — aber das ist mir schon eröffnet worden, dass Herr v. Wildschütz beides noch am 27. Septbr. gehabt; — der fremde Jäger hatte freilich eine andere Tracht, er hatte ein rundes Kamisol von schmutzig grauem Zeuge an. — Der Richter hatte die Betrachtung des Zeugen unterbrochen, indem er ihm die Reste der Spenserjacke vorhielt und die

Frage stellte: War die Farbe der Jacke etwa so, wie dieses Zeug?

Antwort: Allerdings.

Brafert hatte lange Zeit den Wildschütz betrachtet, während Letzterer, in höchster Aufregung, ihn zornig ansah.

Frage des Richters an Brafert: Geben Sie Ihr Zeugniß!

Brafert an Wildschütz: Herr v. Wildschütz, sehen Sie mich ja nicht so zornig an; ich weiss,

man erzählt sich so im Publico von allerhand Drohungen, die Sie ausgesprochen haben sollen; ich weiss aber nicht, sind sie wahr oder nicht; aber das weiss ich sehr wohl, dass ich mich durchaus vor Ihnen nicht fürchte, daher bitte ich Sie sehr, mich nicht so drohend anzusehen, da es mir wahrlich kein Vergnügen ist, dieses Zeugniß abzulegen.

Antwort an den Richter: Die Aehnlichkeit zwischen dem fremden Jäger und dem Herrn v. Wildschütz ist ganz gleich.

Frage: Was heisst das? Erkennen Sie in dem Herrn v. Wildschütz den fremden Jäger?

Antwort: (nach langer Pause) Nur weil es doch möglich sein könnte, dass ich mich dennoch irre, will ich nicht eidlich aussagen, dass Beide eine Person sind, aber so viel muss ich beeidigen, dass die Aehnlichkeit zwischen beiden Personen so gross ist, wie ich noch niemals eine gesehen habe. — Uebrigens besinne ich mich, den Herrn v. Wildschütz etwa vor 2 Jahren durch K. reiten gesehen zu haben, wenigstens hatte jener Reiter von Herrn v. Wildschütz Aehnlichkeit.

Wildschütz liess die Sache dahingestellt sein.

Brafert leistete nunmehr den Eid auf die Wahrheit seiner Aussage.

Es war hierauf

3) der Buchhalter Wilhelm Weckebrodt dem Gustav Wildschütz vorgestellt und diesem eröffnet worden, dass er eine Vergleichung der Person des Herrn v. Wildschütz mit seiner Erinnerung an den auf dem Wege von K. nach H. am 27. Septbr. vor. J. gehen gesehenen fremden Jäger anstellen, und sodann hierüber, der Wahrheit gemäss, dergestalt sein Zeugniß abgeben möge, dass er im Stande sei, dasselbe eidlich zu bekräftigen.

Dieser Testis zeigte gleich in seiner äusseren Er-

scheinung den Ausdruck der Aengstlichkeit, und auch die gegen ihn gerichtete zornige Stellung des Herrn v. Wildschütz schien grossen Eindruck auf ihn zu machen.

Frage: Wollen Sie Ihr Zeugniß über den Ihnen eröffneten Gegenstand ablegen?

Antwort: Die Aehnlichkeit zwischen dem Herrn von Wildschütz und dem fremden Jäger ist allerdings sehr gross, aber (stockend) —

Wildschütz fiel ihm barsch in's Wort: „Sie haben mir selbst in K. eingestanden, dass Sie mich niemals gesehen gehabt.“

Weckebrodt (mit vielen Höflichkeitsceremonien): Ich habe blos damals geäussert, dass ich Sie früher niemals als Herrn v. Wildschütz, d. h. in solcher Tracht gesehen.

Frage des Richters: Wie denn sonst?

Weckebrodt zögerte offenbar aus grosser Aengstlichkeit.

Der Richter: Ich sehe, dass Sie sehr befangen sind, und dass Sie wahrscheinlich vor den Drohungen, welche das Gerede im Publicum Herrn v. Wildschütz zuschreibt, sich fürchten. Ich, als Richter, gebe Ihnen aber hierdurch die Zusicherung, dass im Augenblicke, als Sie der Wahrheit gemäss ein Zeugniß ablegen, welches den Herrn v. Wildschütz eines Verbrechens überweisen sollte, Maassregeln genommen sein werden, welche Sie gegen jede Drohung des Herrn v. Wildschütz sogleich sicherstellen sollen; daher geben Sie unbesorgt und darauf wahrhaft Ihr Zeugniß ab, dass Sie solches nachher eidlich erhärten können.

Antwort: Ich finde die Aehnlichkeit zwischen Herrn v. Wildschütz und jenem fremden Jäger auffallend, besonders wenn ich bedenke, dass Herr v. Wildschütz erst nach dem 27. Septbr. sich Stutzbart und Haar scheeren lassen. Die runde

breite Jacke, welche jener anhatte, war ganz von der Farbe, als der Richter mir schon früher einige Reste einer Jacke, welche Herr v. Wildschütz getragen gehabt, zeigte. Auch habe ich auf dem Gute P., noch ehe ich den Herrn v. Wildschütz gesehen hatte, den fremden Jäger so genau beschrieben, dass ein Knabe hiernach den Herrn v. Wildschütz erkannte, und der Doctor Gluck, auf die vorher ausgesprochene Vermuthung, dass vielleicht dieser Jäger das Unheil in H. angerichtet, berichtend geäußert: „Das ist ja der Gustav v. Wildschütz gewesen, welcher zur Jagd nach H. gegangen; so geht er ja gewöhnlich zur Jagd gekleidet und sieht auch eben so aus.“

Wildschütz sah den Weckebrodt in wirklicher Wuth an, und der Richter machte ihn darauf aufmerksam, dass solches unrecht sei, und er sich dadurch besonders verdächtig mache, wenn er die Absicht durchblicken lasse, Zeugen zu intimidiren.

Frage: Ich wiederhole Ihnen nochmals die Zusicherung, die ich Ihnen schon gegeben, und fordere Sie auf, ohne Furcht Ihr Zeugniß zu geben, ob Sie den Herrn v. Wildschütz mit jenem fremden Jäger für eine Person halten?

Antwort: Darauf will ich den Eid doch nicht leisten, aber dass die auffallendste Aehnlichkeit zwischen Beiden stattfinde, darauf will ich sogleich den Eid leisten.

Es wurde dem Zeugen Weckebrodt der Eid darüber abgenommen, und derselbe sodann aus dem Gerichtszimmer entlassen.

Man hatte nunmehr alle die Verdachtsgründe, die gegen ihn, sowohl in Beziehung darauf, dass er der fremde Jäger gewesen, als auch in Beziehung darauf, dass ihm, rücksichts seines Verhältnisses zu jetzigem Denato, wohl

die Handlung gegen Letzteren zugetraut werden könne, und endlich auch alle Gründe recapitulirt, die seinen Beweis des *alibi* verdächtigen, und hiernach nun die Frage gestellt:

Frage: Sie haben soeben die Zeugnisse wider sich gehört, ich fordere Sie also auf einzugestehen, ob Sie nicht wirklich der fremde Jäger gewesen sind?

Antwort: Auf keinen Fall; ich habe den Beweis des *alibi* für mich.

Frage: Es sind Ihnen die Schwächen dieses Beweises und die Verdächtigkeiten der Zeugen bereits nachgewiesen worden; wie der Beweis also vorliegt, thut er Ihre Unschuld — gegenüber solcher Verdächtigung — nicht unbezweifelt dar, daher ermahne ich Sie alles Ernstes, der Wahrheit die Ehre zu geben, und frei als Christ und als Mann einzugestehen: Haben Sie den Capitain Wildschütz auf H. erschossen?

Antwort: Ich betheure zu Gott, dass ich es nicht gethan habe.

Nunmehr wurde Wildschütz aus dem Gerichtslocale entlassen.

Der Criminalrichter hatte hiernach Tages darauf noch ein Schlussverhör mit Gustav von Wildschütz abgehalten, und nachdem auch dieses kein anderes Resultat ergab, als was bereits ermittelt worden, dafür gehalten, den ihm vom Obergerichte ertheilten Auftrag wider Wildschütz erfüllt zu haben. Es wurden nunmehr sämtliche Actenstücke an den Oerrichter zum ferneren Verfahren übergeben.

Am 8. Juli 18.. erfolgte das oberrichterliche Urtheil, dessen *verba decisiva* folgendergestalt lauten:

„dass, würde Inculpatus Gustav v. Wildschütz binnen sechs Wochen, vom Tage ihm gewordener Eröffnung dieses Erkenntnisses, *sub poena deserti iura-*

menti, allhier vor sitzendem Gerichte und nach gehöriger Verwarnung *de evitando periurio actu corporali* eidlich erhärten, dass er am 27. Sept. 18.., dem Tage, an welchem weiland Capitain Gustav Georg v. Wildschütz in seinem Wohnzimmer auf dem Gute H. zwischen 7—8 Uhr Abends durch das Fenster meuchelmörderisch erschossen worden, sich von seinem Wohnorte auf P. nicht früher entfernt, als bis er unmittelbar von da, kurz vor Sonnenuntergang, mit den P.'schen Hofesleuten: Meissel, Spindel und Pech an das Ufer des Jur-Baches zur Otternjagd gegangen, auch während solcher Jagd diese Leute nicht verlassen, sondern mit ihnen bei bereits eingebrochener Nacht sich nach P. zurück und zur Nachtruhe begeben habe, sodann nicht Grund zur Anklage *in puncto* Ermordung des Capitains v. Wildschütz wider Inculpaten, derselbe vielmehr von allem Verdachte der That, als lediglich auf zufälligen Umständen beruhend, gänzlich freizusprechen; dass hingegen, könnte und würde Inculpatus den so gestellten Reinigungseid in der präfigirten Präjudicialfrist nicht leisten, wider ihn, als dadurch der Unthat zu weiterer Rechtsverfolgung bezüchtigt, bei persönlicher Verhaftung öffentliche Anklage *puncto homicidii* zu erheben, dazu *actor officiosus* zu excitiren, und in der Sache nach beschlossenem Verfahren weiter zu erkennen sei, was Rechtens. V. R. W.“

In der Motivirung dieses Urtheils war angenommen, dass der Beweis des *alibi* für Wildschütz nicht unzweifelhaft, da keiner der aufgeführten Zeugen *omni exceptione major*, und dadurch der Beweis, nach Anwendung der Nota a. pag. 350 L. L. auf die Persönlichkeit der Zeugen, schwankend und verdächtig sei. In solcher Folge war denn, unter Anführung L. 31 D. *de iureiurando* der Füllungseid zugleich als *iuramentum purgatorium* dem Angeschuldigten auferlegt worden, welches derselbe,

nachdem er zuvörderst priesterlicher Admonition *de evitando periurio* untergangen, ohne Bedenken leistete.

Wir fühlen uns nicht berufen, diese Entscheidung irgend einer Kritik zu unterwerfen, haben auch den vorliegenden Fall nur dazu actenmässig referirt, um dem Publicum den Beleg zu geben, dass dasselbe, — wie dennoch so häufig geschah, — weder berechtigt ist, apodiktisch den Gustav von Wildschütz für den Schuldigen zu erkennen, noch ihn für völlig von allem Verdachte gereinigt zu halten. Beide extreme Aussprüche sind häufig zu hören gewesen, und dennoch scheint dieser merkwürdige Fall zu denen zu gehören, welche nur in der Zeit sich endlich selbst aufklären; freilich kann auch für immer jenes Dunkel ihn decken, welches den fremden Jäger in H. umschloss. Viele Jahre sind während dessen verflossen, Wildschütz verliess gleich nach abgeleistetem Eide den Schauplatz seines bisherigen Lebens und hat ihn nachher nie wieder betreten, er ist jetzt — lebt er noch — ein Greis. Nur ein Mal in diesem langen Zeitraume entstand plötzlich im Publicum ein Gerücht, dass der Otto Birke auf seinem Sterbebette dem Ortsprediger eingestanden, den Mord verübt zu haben, und mit diesem Bekenntnisse gestorben sei. Die Nachrichten hierüber wurden immer umständlicher, das Publicum nahm Interesse, und höchst wichtig war die Sache für die Familie des Wildschütz. — Der damals noch lebende frühere Inquirent wurde ein Mal öffentlich deshalb angeredet, er wandte sich sofort dieserhalb schriftlich an den Ortsprediger und erhielt von diesem den officiellen Bericht:

„Er sei durch dieses, ihm von vielen Seiten her zu Ohren gekommene merkwürdige Gerücht veranlasst, officiell die Anzeige zu machen:

„„dass Otto Birke zwar schon ein Greis, aber

noch gesund und stark, und seines Wissens in langer Zeit nicht krank gewesen, dass er also nicht ein solches Geständniss auf dem Krankenbette gemacht, noch weniger auf diesem Bekenntnisse gestorben, da er jetzt noch gesund und frisch lebe. Er sei vor kurzer Zeit zum Genusse des Abendmahls gewesen, und habe damals die Bethuerung seiner vollkommenen Unschuld in dieser Angelegenheit gegen den Prediger ausgesprochen, diese Bethuerung aber soeben, als Pastor diesen Bericht schreibe, gegen ihn unter Berufung auf das Sacrament des Abendmahls wiederholt.““

Also auch dieses war nichts als ein Gerücht!

Processe

aus

auf dem Schlosse zu Riga vorgefundenen Urkunden.

In den unterirdischen Gewölben des Schlosses zu Riga, ehe es in neuester Zeit umgebaut wurde, fand sich in einem derselben, unter Schutt und Unflath, altes verwittertes Papier, in welchem man, nach Entfernung des unkenntlich Gewordenen und ganz Vermoderten, Actenstösse entdeckte, die zum ältesten Archive des livländischen Hofgerichts gehörten, und hier Jahrhunderte lang den Blicken der Nachwelt manches Monument früherer Justizpflege verborgen, welches die Gegenwart mit Schrecken und zugleich mit Hochgefühl erfüllen muss, dass die fortschreitende Aufklärung und Civilisation jene dumpfen Hüllen gelichtet hat, die das Urtheil früherer Criminalrichter gänzlich befangen hatten.

Aus dem wüsten Pfuhle dieser Tausende von Actenstössen, deren Ordnen nur sehr langsam fortschreiten kann, hat der Verfasser für sich ein Paar Convolute, die Strafrechtspflege betreffend, herausgeholt, und aus diesen reiche Ausbente für die Geschichte des Strafprocesses in Livland, zugleich aber auch merkwürdige Erzeugnisse des Aberglaubens gefunden, der sich zu jener Zeit in Bezug auf die Justizpflege besonders in den Hexenprocessen ausgesprochen hat.

In der Finsterniss des Mittelalters, wo man sich die von dem Alltäglichen abweichenden Erscheinungen nicht aus den Gesetzen der Natur zu erklären vermochte, musste der Wahn von den persönlichen Einwirkungen des Teu-

fels und seines Verkehrs mit einigen Menschen, welche dadurch zugleich von Gott abgefallen waren, und somit der Glaube an Zauberei und Hexerei immer mehr Eingang finden, zumal er von den höchsten Autoritäten unterstützt, und der Hexenprocess durch eine päpstliche Bulle förmlich in Deutschland eingeführt wurde, auf deren Basis und unter deren Autorität eine eigene Processform für diese Verhandlungen unter dem Namen „Hexenhammer“ erschien. Das Irrsal im Glauben und die Wuth in der Verfolgung solcher Menschen, welche man als Verbündete des Teufels und als Zauberer und Hexen zu erkennen glaubte, erlangten dadurch eine gesetzliche Stabilität; sie waren zu dieser Zeit ein gleichsam nothwendiger Reflex des Fanatismus, und weder die Wiederherstellung der Wissenschaften im 15. und 16. Jahrhunderte, noch die Reformation vermochten gegen diese Greuel schleunig hemmende Dämme aufzustellen; sie waren Erzeugnisse der Zeit, und nur sie vermochte im weiteren Verlaufe den Bemühungen Balthasar Beckers, Christian Thomasius und vieler Anderen nach und nach Eingang zu verschaffen; und man darf wohl sagen, dass erst das Licht des 19. Jahrhunderts sie ganz in das Schattenreich zurückdrängte, aus dem sie ihren Ursprung hatten.

So erklärbar also diese Geburten des Aberglaubens für die Vergangenheit sind, so anmaassend könnte es von dem Verfasser erscheinen, wenn er sie auf jenem finstern Zeitgrunde in dem Lichte des 19. Jahrhunderts abspiegeln lassen will, gäbe es nicht auch in unserem Zeitalter Anstreben gegen die Aufklärung und gegen das Wegräumen alles dessen, was das Licht verfinstern will, wie es einst vor fast zweitausend Jahren, von Osten aus, über die Erde ging. Unter den Hexenprocessen, deren es eine Masse in den vorgefundenen Actenstücken giebt, heben wir zwei besonders hervor, indem wir nur in Kürze deren Inhalt referiren.

I.

Magdalena Kuck. *)

(Ein Hexenprocess.)

Im Jahre 1632 war vor dem Landrichter des R.'schen Kreises von dem Heinrich Pulleken und seiner Frau Margaretha wider die Magdalena Kuck die peinliche Klage angestellt worden: dass Letztere mit dem Bösen in Verbindung stehe und dadurch die Klägerin Margaretha in so weit bezaubert, dass sie im vierten Monate ihrer Verehelichung einen todten Frosch geboren. Es habe nämlich die Magdalena sich Rechnung gemacht gehabt, dass der Schreiner Heinrich Pulleken, jetziger Kläger, sie ehelichen werde; sie habe ihm lange nachgestellt, und die Sache habe sich in die zwei Jahre verzogen; während Pulleken sich immer nur um sie, die jetzige Klägerin, beworben, und die Magdalena durchaus nicht gemocht, weil diese schon alterhaft gewesen und einen schmutzigen Ruf gehabt. Endlich sei aber dem Pulleken die Zudringlichkeit der Magdalena zu arg geworden, und er habe ihr rund heraus gesagt, dass er sie nicht möge, und von ihr, der Margaretha, schon die Zusage erhalten habe. Hierüber sei nun die Magdalena sehr ergrimmt gewesen, habe sich in den bittersten Verwünschungen ausgelassen, sei sogar ungebeten zur Hochzeit gekommen, und habe an der Hochzeitstafel dem jungen Paare den Glückwunsch zugerufen: dass das erste Kind, wodurch die junge Frau ihren Mann erfreuen werde, ein Frosch sein möchte!

Die Versammlung sei hierüber sehr entrüstet gewesen und man habe sie zum Hause hinaus geworfen, während der Balgerei aber habe Magdalena noch in voller Wuth ausgerufen: „Und wenn ich den lebendigen Teufel heira-

*) Die Namen in nachfolgenden vier Berichten sind gleichfalls fingirt.

then sollte, so will ich es schon machen, dass Du einen Frosch gebären sollst.“

In den Protocollen sehen wir ferner verzeichnet, dass Kläger einen vertrockneten Fötus vor Gericht gebracht, und solchen als den todtgeborenen Frosch bezeichnet, von welchem denn auch der Richter die Bemerkung gemacht: „dass der Klumpen allerdings wie ein Frosch ausgesehen haben könne, als er noch frisch gewesen, da er noch jetzt die Grösse eines Froschleibes habe.“

Man hatte nunmehr die Magdalena Kuck vor Gericht gebracht, um ihr die angestellte Klage vorzuhalten. Der Richter macht zu Protocoll die Bemerkung: Magdalena sei elternlos, 48 Jahre alt, ledigen Standes, der protestantischen Kirche zugethan, und habe ein gar grimmiges Ansehen.

Nach verlesener Klage gestand zwar Magdalena die von ihr ausgestossenen Drohungen ein; widersprach aber dem unabweichlich, dass sie mit dem Teufel in Verbindung stehe, und dass sie gesagt haben solle, dass sie den Teufel heirathen wolle, um die Margaretha zu behexen. Sie sei nur in Wuth über die Untreue des Pulleken gewesen, da er früher gegen sie allerhand süsse Redensarten gebraucht, aus welchen sie wohl mit Gewissheit abnehmen können, dass er sie ehelichen wollen, als plötzlich die Margaretha ihm zugesagt, und er lieber die junge Person genommen, und sie sitzen lassen. Sie habe nichts mit dem Teufel zu thun, und es sei gelogen, dass sie sich damals auf den Teufel berufen, denn sie habe einen ganz anderen Weg dieserhalb eingeschlagen.

Frage: Es gäbe aber nur zwei Wege, nämlich zum lieben Gott, oder zum Bösen; welchen Weg sie denn genommen, wenn sie Urheherin der Missgeburt sei?

Antwort: Allerdings glaube ich, dass die Margaretha auf meinen Wunsch den Frosch geboren;

aber ich habe es nicht durch den Teufel gemacht.

Frage: Wie denn sonst?

Antwort: Ich habe mich ganz allein nach der Uxküllschen Kirche begeben, und als Niemand mehr in der Kirche war, bin ich hinter den Altar gegangen und habe daselbst gebetet, dass die Margaretha möchte einen Frosch gebären.

Frage: Alsdann habe sie ja doch zum leidigen Bösen gebetet, da ja der liebe Gott auf solche Gebete nicht höre.

Antwort: Mir ist der Teufel nicht in den Sinn gekommen, eben so wenig wie ich mich früher auf ihn berufen habe.

Nach Ausweis der Protocolle hatte man nunmehr die bei dem Hochzeitsmahle gegenwärtig gewesenen Personen als Zeugen vernommen, welche durch ihre Aussagen die in der Klage aufgeführten Umstände, Drohungen und Berufungen der Magdalena auf den Teufel als vollkommen wahr bestätigten. Man hatte die Magdalena den Zeugen gegenüber gestellt, und ihr von Letzteren deren Aussagen in's Gesicht wiederholen lassen; aber Magdalena hatte sich durch die Würde des Gerichts gar nicht im Zaume halten lassen, sondern hatte mit Lärmen und Toben behauptet, die Zeugen hätten gelogen, und als diese nunmehr in ihrer Gegenwart den Eid auf die Wahrheit ihrer Aussagen geleistet, so war sie in „Geifer“ ausgebrochen, und hatte in voller Wuth den Zeugen zugerufen: „Nun so müsst ihr Alle in's Teufels Rachen kommen!“

Der Richter war hiernach in seinen Befragungen immer nur darauf ausgegangen, von der Magdalena das Geständniss einzuholen, dass sie in directem Verkehre mit dem Teufel stehe, indem er als ausgemacht voraussetzte, dass Margaretha wirklich einen Frosch zur Welt ge-

bracht, und zwar nur durch die Machinationen der Magdalena, unter Hülfe des Bösen.

Magdalena war aber, wie der Richter sagt: „straff bei ihrem verstockten Leugnen geblieben;“ und da, bei der moralischen Ueberzeugung, welche der Richter und alle Welt von der Magdalena habe, dass sie wirklich mit dem Teufel in Verbindung stehe, es nur eines augenscheinlichen desfallsigen Beweises zu den Acten bedürfe, so sollte diese von der Magdalena verleugnete Frage durch ein Gottesurtheil entschieden werden. In feierlicher Sitzung hatte man diesen Zwischenspruch in Gegenwart aller theiligten Personen der Magdalena eröffnet, und ihr die Wahl überlassen, ob sie durch die Feuer- oder die Wasserprobe sich zu reinigen gedenke; worauf denn Magdalena die Wasserprobe gewählt.

Es wird die Erläuterung erforderlich sein, dass in jener Zeit die Landgerichte nicht in einer bestimmten Stadt ihr Sitzungslocal hatten, sondern dass der Landrichter, bei Erforderniss, auf den Gütern umherfuhr und daselbst Gericht hielt, auch sodann diejenigen Sachen, welche auf benachbarten Gütern vorgekommen, in Verhandlung nahm; so war es auch in unserem Falle, und die Sitzung auf dem Gute D. gewesen.

Zur Ausführung des bemerkten Zwischenurtheils war von dem Ufer des in der Nähe des Gutes befindlichen Sees ein Gerüste in das Wasser hineingebaut, und auf demselben eine geräumige Plattform (in den Acten „Kanzel“ genannt) für das Personal des Gerichts und die sonst erforderlichen Personen angelegt, und daselbst am bestimmten Morgen die Sitzung eröffnet worden. Nach den Ermahnungen des Predigers an die Magdalena zum Eingeständnisse der Wahrheit, ob sie mit dem Teufel in Verbindung getreten, und nach seinen eindringlichsten Deductionen, dass es ihr ohne Hülfe des Bösen unmöglich gewesen sein würde, es dahin zu bringen, dass die Mar-

garetha wirklich einen Frosch geboren, wie sie, die Magdalena, vorausbestimmt, hatte. Letztere sehr keck des Predigers Vermahnungen zurückgewiesen, und war bei der Behauptung verharret, dass, was sie ausgeführt, sie nur unter Beihülfe Gottes und nicht des Teufels zu thun vermocht, und auch gethan.

Bei so trotziger Verstocktheit (wie das Protocoll sagt) war man nun zur Ausführung der Zwischenentscheidung geschritten. Man hatte die Magdalena, ihres Sträubens ungeachtet, mit einem sehr geräumigen und starken Netze umkleidet, das wie ein grosser Sack sie umgeben, und über dem Kopfe zugebunden worden; alsdann hatte der gleichfalls anwesende Scharfrichter knecht sie unversehens durch einen heftigen Stoss von dem Gerüste in's Wasser gestürzt.

Magdalena war im Wasser nicht zu Boden gesunken, sondern hatte sich, trotz des Netzes, über dem Wasser erhalten; auch nachdem man diese Procedur noch zwei Mal wiederholt, da in dem Urtheile ein dreimaliges Hexenbad festgestellt war. Der Richter hat zu seinem Protocolle bemerkt, dass Magdalena jedesmal, als sie in's Wasser gestürzt, heftiges Geschrei erhoben; und zwar nicht die gewöhnlichen Bewegungen des Schwimmens im Wasser gemacht, weil sie hieran durch das Netz verhindert worden, wohl aber sehr rasche Bewegungen mit ihrem Körper, wodurch sie sich die bestimmte Zeit auf dem Wasser erhalten und aus diesem wieder herausgezogen werden müssen.

Der Richter hat ferner zu seinem Protocolle bemerkt, dass die Magdalena, als sie zuletzt aus dem Wasser geholt worden, nicht etwa reumüthig und Gott ergeben, als nunmehr durch das Gottesurtheil überwiesene Sünderin sich benommen, sondern dass jene getobt und Verwünschungen ausgestossen und, als man ihr das Netz abgenommen, in grösster Wuth gegen den Richter ausgefahren, vor ihm

ausgespieen und in vollem „Geifer“ gegen den Richter geschrieen: „Nun so wünsche ich auch, dass der Teufel einen solchen Schuft, wie Ihr einer seyd, bei Feyerabend hole und Ihr selbst in der Höllen brennen möchtet, wie eine Kerze von Unschlitt.“

Der gegenwärtige Scharfrichtersknecht hatte ihr für dieses ungebührliche Benehmen mit dem Ochsenziemer drei heftige Streiche über's nasse Hemde *ad posteriora* versetzt, hierfür aber vom Richter *in continenti* einen strengen Verweis erhalten, da er sich solches unterstanden ohne vorgängige Anordnung des Richters; Magdalena war aber auch hierdurch nicht zur Ruhe gebracht, sondern wurde tobend und schimpfend in ein Gefängniss abgeführt.

Wir haben nicht anstehen dürfen, die vorliegende Relation aus den Acten in derselben Derbheit der Redensarten, und mit derselben Schilderung des etwas tumultuari-schen Wesens bei der Untersuchung dem Leser wiederzugeben; haben aber natürlich die alte, aus Plattdeutsch und Hochdeutsch zusammengesetzte Sprache nach dem gegenwärtigen Bedürfnisse einrichten müssen. Die Acten enthalten nun kein weiteres Untersuchungsprotocoll, sondern in der Verfügung zu dem Protocolle, wegen abgehaltener Wasserprobe, ist ausgedrückt, dass nunmehr zur Fassung des Endurtheiles geschritten werden solle.

Das ist geschehen, und wir theilen dem Leser diese merkwürdige Entscheidung *in extenso* hierin mit:

„Auf peinliche Anklage des Heinrich Pulleken und seiner Eheliebsten Margaretha *contra* die ledige Magdalena Kuck, Beklagten, wegen verübter Zauberei und Behexung *matrimonii* erkennet das Königliche Landgericht *R. districtus* vor Recht:

„Weilen *ex actis* befindlich, dass Beklagte nicht allein ihren Gott, dem sie einmal in der heiligen Taufe geschworen, verleugnet, indem sie dem Teufel ange-

hängen und augenscheinlich mit dem Bösen — Gott sei bei uns — in gar arger und allerengster Vertraulichkeit gelebt, indem sie selbst immer von Heirath mit dem Teufel Redensart geführt, und eine gar grimmige *Physiognomia* für sich angenommen, auch sich selbst des öffentlichen einbekennet, der Margaretha sogleich gewünscht und nachmals auch gedrohet zu haben, dass sie einen Frosch gebären solle, wie denn solches auch im vierten Monate der Ehe der Margaretha wirklich geschehen; Magdalena auch unverschämter Weise rund eingestanden, dass dieses Ereigniss auf ihre Herbeirichtung geschehen, obwohl sie hierbei gottesverleumderischer Weise vorschützen wollen, dass sie es durch Gebete an Gott auf solche Weise hergerichtet, und doch allbekannt, dass der allbarmherzige Gott auf so schändliche Gebete nicht sein Ohr hinneiget, sondern die Magdalena hierbei wiederum mit ihrem Liebsten, dem leidigen Satanas, ihre Durchstechereien getrieben, und durch dessen Hülfe der Margaretha den Frosch in den Leib praktisirt; — wie nicht nur jedem Kinde begreiflich sein muss, dass die Sache kennet, sondern nunmehr auch klärlich zu den Acten erwiesen ist, da man in Folge deshalbiger Entscheidung mit der Magdalena die Wasserprobe oder so benamsete „Hexentaufe“ zu dreien auf einander folgenden Malen, jedwedermal zu fünf Minuten auf der Uhr geschauet, angestellet und Magdalena, trotz gleichsam gefesselter Extremitäten, nicht zu Boden gesunken, sondern immer oben geschwebet, wie eine Gans, und also vom Teufel solchergestalt getragen worden: — so hat man, nach Benehmung mit der Geistlichkeit, und um der Barmherzigkeit Gottes Raum zu geben, sie vor dem ewigen Feuer in Schutz zu nehmen und zu retten, dahin zu Rechten erkannt:

„dass die Magdalena Kuck, ihr selbst zur rei-

nigenden Strafe und Anderen zur dringlichen Warnung vor gleicher Verirrung, mit dem Feuer vom Leben zur Ruhe zu bringen, deren Asche aber nicht in die vier Winde zu verstreuen, sondern auf der Brandstätte tief zu verscharren sei. V. R. W.

„*Sacra tamen leutatione iudicii regii supremi.* — In Urkund haben wir dieses mit eigenen Händen unterschrieben und mit unseren gewöhnlichen Petschaften beglaubiget. — *Actum ut supra.*“

„N. N. N. N. N. N.
(L.S.) (L.S.) (L.S.)“

Das Obergericht hatte diese Entscheidung lediglich bestätigt, und dieselbe in Ausführung zu bringen befohlen; dazu bemerkt das Protocoll, dass dieses Urtheil am 20. September 1632 höchst säuberlich durch den Scharfrichter und seinen Gehülfen an der Magdalena vollstreckt worden.

Wir können hier unmöglich irgend ein Wort der Kritik anbringen; wo sollte sie auch beginnen? — Wir haben nur zum Zweck gehabt, unseren Lesern ein solches merkwürdiges Monument der Verblendung unserer Alvorderen vor die Augen zu führen, auf die Gefahr hin, dem so häufig gehörten Trostspruche: „Alte Zeit, gute Zeit“ einigen Abbruch zu thun. Für alle Zeiten aber gilt die Sentenz jenes grossen Dichters:

„Doch der schrecklichste der Schrecken
„ist der Mensch in seinem Wahn!“

II.

Laiske Marth.

(Ein Hexenprocess.)

Am 2. Januar 1641 hielt das P.sche Landgericht auf dem Gute K. Gericht, und nahm von dem Bauer Jerfe Paert eine Klage wider die berüchtigten Zauberer Wilhelm Soerz und Laiske Marth des Inhalts zu Protocoll: dass sein Weib Engel eiligst krank befallen, und sie deswegen sogleich auf Wilhelm Soerz und Laiske Marth als Urheber Verdacht gehabt, und man daher zu Ersterem geschickt und ihn berufen lassen. Als er erschienen, habe Kläger ihn dessen geradeweg beschuldigt, und von ihm verlangt, sogleich sein Weib wieder gesund zu machen; auch ihn ohne Weiteres inhaftiren wollen, wogegen sich Soerz mit einem Messer zur Wehr gesetzt und dem Kläger drei starke Wunden beigebracht, in Folge deren aber die übrigen Anwesenden den Soerz überwältigt und ihn handfest gemacht. Soerz hatte gebeten, ihn nur nicht nach P. auf's Schloss zu bringen, und versprochen, dem Jerfe Paert dessen Wunden zu bezahlen und sein Weib wieder gesund zu machen; hat aber schon damals und auch später ausgesagt, dass nicht er, sondern Laiske Marth das Weib Engel krank gemacht. Jerfe Paert hat gegen Soerz noch mancherlei Beschuldigungen vorgebracht: dass er wegen eines verweigerten Kessels durch seine Zauberei ihm einen Querwind in's Feuer unter seinem Kessel gemacht, dass fast das ganze Haus niedergebrannt; — dass, als Soerz einmal eine Nacht bei ihm geschlafen, gleich nachher sein kleines, ganz gesundes Kind krank geworden und gestorben; und dass ihm Soerz Segen auf dem Felde, im Viehstalle und in der Riege gegen eine bestimmte Abgabe zugesichert, welche aber Kläger nicht geben wollen; — dass das Weib Pill durch

Soerzens Hexerei krank geworden, gestorben, und bei ihrem Ende gesagt, dass ganz gewiss Soerz hieran schuldig sei.

Die vorgehaltenen Klagen hatte Soerz alle abgeleugnet, und nur von Laiske Marth gesagt, dass der ein Zauberer und des Teufels Verbündeter sei.

Man hatte nunmehr auch diesen Laiske Marth inhaftirt und vor Gericht gebracht; indessen hat Laiske Marth auf alle an ihn gestellte Instanzen die Beschuldigungen geleugnet, welche Soerz auf ihn geschoben; und hierdurch veranlasst, hatte der Richter eine Confrontation zwischen Beiden veranstaltet, deren Resultat dieses war, dass Soerz dem Laiske Marth in's Gesicht sagte:

„Du hast dem Weibe in einer Kippe Bier die Poggen *) einzutrinken gegeben; — Du hast Manchem Böses gethan und wirst noch viel Böses thun, wenn Du leben bleibst; — und soll ich sterben, so will ich es auf meine Seele nehmen, dass Du es gethan; Du bist ein Zauberer, das weiss Jedermann, und darauf will ich sterben.“ —

Das Protocoll besagt: man habe den Laiske Marth aufgefordert, sich hierauf zu verantworten, und obwohl man dies drei Mal wiederholt, habe Laiske Marth dennoch still geschwiegen.

Einige Tage nach dieser Confrontation ist zu Protocoll notirt: dass Wilhelm Soerz krank geworden, und schon ein Paar Tage keine Speise zu sich genommen. Statt eines Arztes hatte das Gericht eine Delegation zu ihm geschickt, welche zusammengesetzt war: aus dem Hofprediger Magister Ludovicus Raspius, dem Landgerichtsassessor Peter Grothe und noch fünf anderen Urkundspersonen. Der Hofprediger hatte den sehr kranken

*) Poggen, kleine Frösche.

Soerz eindringlich ermahnt; und dieser hatte nunmehr freiwillig folgendes merkwürdige Geständniss abgelegt:

- 1) dass Hinno Simon und sein Weib zugleich mit ihm, Soerz, vor zwei Jahren den Bruder des Meehe Jürgens, und vor einem Jahre das Kind desselben, und auch ein Füllen oder Fohlen umgebracht;
- 2) dass derselbe Simon und sein Weib vor etwa drei Jahren dem Kaho Matzen 12 Schweine auf einmal zerrissen;
- 3) dass dieselben, in derselben Zeit, dem Matzen ein zweijähriges Boest (eine Kub) im Stalle zerrissen und aufgefressen bis auf den Schwanz;
- 4) hätten gleichfalls Simon und sein Weib zugleich mit ihm, Soerz, auf dem Felde 12 Schafe zerrissen;
- 5) dass der Keume Suhre Matz General über 700 ihrer Gesellschaft sei;
- 6) dass ihr Herr Tauss heisse, und er, Soerz, bei ihm Koch sei;
- 7) dass Keume Karrist in ihren Zusammenkünften auch Koch sei;
- 8) dass Nippe Marth von Narist ein starker Wolf sei;
- 9) dass, wenn ihr Herr das Volk zusammen haben wolle, er durch seinen Trompeter in's Horn stossen lasse, und den, der langsam komme, mit einer eisernen Peitsche hart strafen lasse;
- 10) dass Keume Jahn Hauptmann über 70 ihrer Gesellschaft sei;
- 11) dass Laiske Marth ein grosser Zauberer und des Teufels eigener Koch sei.

Noch mehrere Namen waren angeführt, für welche Soerz aber keine besondere Function oder Eigenschaft angegeben.

Im Protocolle ist nun weiter bemerkt: „darauf war Soerz am 25. Januar 1641 (jenes Geständniss hatte er

am 23. Januar abgelegt) verstorben und im Moraste verscharrt worden.“

In der Untersuchung ist nunmehr eine Pause (von vollen vier Monaten eingetreten; denn man findet das erste Protocoll vom 31. Mai zu P. aufgenommen, welches mit folgender an Laiske Marth gestellten Frage beginnt:

„Etliche Zauberer haben auf Dich bekannt, insonderheit der Wilhelm Soerz, so darauf verstorben: dass Du auch ein Zauberer wärest, und dass Du Jerfe Paert seinem Weibe Engel Poggen in den Leib gezaubert, und sonst viel Böses gethan hättest.“

„Marth negirte Alles.“

In dem fortschreitenden Verhöre hat Laiske Marth nur zugegeben, dass er allerhand Uebel an Menschen und Vieh durch sogenanntes Besprechen heilen könne, und dadurch Vielen geholfen; dass er aber diese Kunst durch ein fremdes Weib im Traume erlernt, welche ihm die dazu gehörigen Worte im Traume vorgesungen, was etwa vor 25 Jahren noch zu der Polen Zeit geschehen; in Rücksicht auf die ihm angeschuldigte Zauberei gesteht aber Laiske Marth nur so viel ein, dass er vom Volke allgemein für einen Zauberer gehalten werde.

In dem Protocolle ist nun plötzlich ein Abscheid enthalten, der wörtlich folgenden Inhalts ist:

„Auf obgesetztem Verhöre, dass Laiske Marth selbst bekannt, dass er von Jedermann vor einen berüchtigten Zauberer gehalten, Soerz auch ihm in die Augen gesagt, dass er dem Weibe Poggen in' Leib gezaubert, als er ihr zugetrunken; weiter, dass er mit Besprechen den Namen Gottes gemissbraucht, und bei seinem Besprechen sonderliche verdächtige *formalia* und Ceremonien gebraucht, die er durch Singen in der Nacht von einem Weibe vor 25 Jahren gelernt; deren auch zwei, als der Kubjas und

Reino Hans, mit Eide erhärtet, dass sie aus seinem Munde gehöret, dass er mit Zauberern umgegangen, und in ihre Zunft gehörig, welche alle redliche Anzeigung zur Tortur geben: — als wird er auch dazu verdammt. V. R. W.“

Man hätte sich fragen können, was denn eigentlich der Richter aus dem Marth durch die Tortur herausquetschen wollen, läge es nicht leider auf der Hand, dass der Richter nicht weniger als das gänzlich ungebildete Landvolk steif und fest an Zauberei und Hexerei geglaubt, und dass man daher von Laiske Marth nur sein eigenes Geständniss haben wollen, dass er wirklich Zauberer sei. Der Verfolg wird lehren, was er Alles eingestand, und was man Alles von Seiten des Richters geglaubt.

Die Folter war in voller Thätigkeit bei dem Laiske Marth, und er gestand zuvörderst ein, dass er die Kunst des Besprechens von seinem Vater erlernt hätte; dass er auch in seiner Jugend das Verbrechen der Sodomiterei getrieben, und dass er wirklich ein Zauberer sei, einen eigenen Gott oder Herrn habe, zu dem er und viele Andere auf dem Moraste Röhasto sich versammelten. Hienach hatte Marth in Verzweiflung gebeten, mit der Tortur einzuhalten, da er Willens sei, Alles einzugestehen; man hatte mit der Folter nachgelassen, und an ihn die Frage gerichtet:

Wer die Uebrigen wären?

1) und 2) Der F.'sche Kubjas Hans und Surre Matz wären ihre Obersten;

3) des Honso Weib Ebbo, welche die Würmer auf den Kohl machen und den Segen vom Felde nehmen, auch sich zum Querwinde machen kann;

4) des Holli Leps Weib Madli, das Menschen und Vieh verderben, die Milch und Butter wegnehmen kann, da sie die Macht hat, sich zu einem Puuk zu machen;

5) der Arrast Moritz hat die Macht, Frost, Reif und Wetter zu machen, den Segen zu nehmen, dem Acker zu schaden, und auch als Behrwolf oder Wehrwolf zu laufen.

Frage: Wie kann er als Behrwolf (Wehrwolf) laufen, da er hinket?

Antwort: Während er als Wehrwolf gelaufen ist, hat ein Bauer ihm in's Bein geschossen, wonach er lahm geworden.

Ferner hat Laiske Marth angegeben:

6) der Millikas Jürgen, welcher Kubjas und Trompeter in ihrer Compagnie sei;

7) Punge Tönnis, kann Frost und Eis machen, und hat die Würmer gemacht, die seit einigen Jahren den Roggen vernichtet.

Ausser diesen hat Laiske Marth noch eine Menge Namen von Mitgliedern ihrer Compagnie aufgenannt, ohne eine besondere Eigenschaft oder Macht für Jeden besonders zu bezeichnen; nur hat er hinzugefügt, dass sie alle als Wehrwölfe liefen. Die ferneren Auskünfte, welche Marth auf die verschiedenen Fragen des Richters über die Gesellschaft, zu welcher er gehöre, gegeben, sind zu merkwürdig, als dass man anstehen könnte, sie dem Leser mitzutheilen.

Frage: Wie ihr Gott heisse?

Antwort: Tauss.

Frage: Wie er zu seinem Herrn oder Gott gekommen?

Antwort: Er wäre von dem F.'schen Kubjas*) Hanni und dem Rehu Simon, wie alle Ubrigen, dazu beredet worden.

Frage: Was denn der Anfang sei, wenn sie zuerst zu ihrem Herrn kommen?

*) Kubjas im Ehstnischen: ein Aufseher.

Antwort: Er taufe sie um.

Frage: Wie denn das zuginge?

Antwort: Der Teufel brummt seine Teufelsworte, und begiesst sie zwei Mal mit Wasser, und giebt ihnen sodann einen anderen Namen; — er, Marth, habe den Namen Jürgen erhalten.

Frage: Was sie denn da auf dem Röhmas to machten?

Antwort: Sie brächten dem Herrn ihre Gaben. Wenn der Herr in's Horn blase, hörten sie das Alle, und müssten stracks zu ihm kommen, und seine Aufträge erfüllen, da sie nichts ohne seinen Befehl thun könnten, wozu er ihnen einige Worte lehrte, damit sie es ausrichten könnten. Er, Marth, sei als ein Schafferer angestellt.

Frage: Wie er solches gemacht?

Antwort: Er wäre als Behrwolf (Wehrwolf) gelaufen; Schafe, Schweine und was er sonst noch bekommen können, habe er Alles seinem Herrn gebracht, wobei sie Alle lustig gewesen.

Frage: Wo er Brot und Anderes bekommen?

Antwort: Sein Herr hätte ihm befohlen, den Segen von Oben zu nehmen, wozu er ihm einige Worte gelehrt.

Am 4. Juni 1641 hatte der Richter den Laiske Marth wieder vor Gericht bringen lassen, und ihn gefragt: ob er bei seiner Aussage und Bekenntniss beständig bleiben wolle? Die Protocolle wurden ihm vorgelesen.

Antwort: Ja, es wäre Alles wahr; er wollte darauf leben und sterben.

Nach der Notiz des Richters hatte bei dieser Gelegenheit der Laiske Marth den Richter dringend gebeten, ihm bald sein Recht werden zu lassen; denn vor 14 Tagen wäre sein Herr bei ihm gewesen, als ein Deutscher, in blauen Kleidern, und habe ihn würgen und umbringen

wollen, sagend: „Vorhin hörtest Du mir zu, nun willst Du in's Morast kommen. Was hast Du mir für ein Vorthail gethan, dass Du mir nun mein Volk abspenstig machst?“ Auch habe sein Herr begehret, er sollte gleich mit ihm kommen, die Thüren wollte er ihm wohl bald aufmachen; er, Marth, aber habe sich gesegnet und gebetet, da sei er verschwunden. — Ohne nach den von Laiske Marth so viel berufenen Personen auch nur eine Nachfrage zu thun, oder weiter in den Laiske Marth einzugehen und ihn zu befragen, welche Bewandniss es mit der Art seiner Verwandlung zum Wehrwolfe habe, und überhaupt auf die Constatirung dessen auszugehen, was Marth Alles vorgebracht, woraus sich ergeben haben müsste, dass Laiske Marth entweder in der Todesangst vor der Folter den Richter mit seinen tollen Erzählungen offenbar zum Besten gehabt; oder wohl gar selbst verrückt gewesen: steht plötzlich das richterliche Urtheil wider Laiske Marth vor den erstaunten Blicken des Lesers, welches wörtlich folgendermaassen lautet:

„Auf obbeschriebene Acten wird befunden, dass Laiske Marth selbst gestand und bekannt, dass er ein Zauberer sei, die Kunst erstlichen von seinem Vater gelernt, auch mit Segnen und Besprechen und Teufelskünsten umgegangen; hernach sich ganz dem Teufel, der ihn umgetaufet, ergeben, in Wolfesgestalt herumgelaufen und viel Schaden gethan, zudem vor etlichen Jahren eine sodomitische Sünde mit einer rothen Kuh begangen: — als soll er, ihm zu wohlverdienter Strafe und Anderen zum Exempel, mit dem Feuer vom Leben zum Tode gerichtet und verbrannt werden. V. R. W.

„Dies ist zur Leutation geschickt worden, und ist der Befehl zur Ausführung des Urtheils zu den Acten gekommen; auch sonach dieses in gewöhnlicher Ordnung executirt worden.“

Mit unseren Lesern glauben wir in der Ansicht über den vorliegenden Process übereinzustimmen: dass, als Criminalfall betrachtet, derselbe nichts anderes Merkwürdige biete, als den in der Entscheidung enthaltenen offenbaren Justizmord. Der Verfasser würde sich bedacht haben, einen solchen Fall den Lesern zu referiren, würde er nicht auch die historische Merkwürdigkeit aufstellen, dass in einer Zeit, wo die Reformation schon ihr hundertjähriges Jubiläum feiern konnte, noch eine solche Befangenheit der Richter in Glaubenssachen, direct gegen die Lehrsätze der Reformation, stattfinden konnte. Wir wollen aber keinesfalls glauben machen, dass wir aus den aufbewahrten alten Denkmälern damaliger Justizpflege nur die aufsuchen, welche die Schattenseiten der Vergangenheit darstellen. Zur Besänftigung der empörten Gefühle über jene officiellen Greuel bieten wir einen nächsten Fall aus derselben Zeit den Lesern dar, wo die Processform, welcher in diesem Falle der Strafrichter gefolgt, einen hohen Standpunkt eingenommen, und wonach dem leitenden Richter alle Achtung gebührt.

III.

Michael Dambe,

eines Todtschlages angeklagt.

Am 25. Januar 1631 klagte bei dem auf dem Gute A. Sitz genommen habenden R.'schen Landgerichte der A.'sche Bauer Wilhelm Käphater wider den Bauer Michael Dambe, dass Letzterer des Wilhelm Weib auf offener Strasse erschlagen. Michael Dambe widersprach dem, und behauptete, dass in der grossen Prügelei, welche vor etwa acht Tagen zwischen ihm und dem Kläger stattgefunden, auf einer Seite Klägers Weib ihrem Manne, und

des Beklagten Knecht, Carl, ihm zu Hülfe gekommen; und dass, während Kläger und Beklagter sich gebalgt, dasselbe zwischen den beiden zu Hülfe Geeilten stattgefunden. Beklagter habe aber deutlich gesehen, wie sein Knecht, Carl, mit einem Baume dem Weibe einen Hieb über den Nacken versetzt, dass dasselbe sogleich zu Boden gestürzt und liegen geblieben.

Man hatte hierauf mehrere Personen eidlich als Zeugen vernommen, welche den ganzen Vorgang aus der Entfernung mit angesehen, und nicht so schnell herbeikommen können, um das Unglück zu verhindern, welches daraus entstanden. Nach den Aussagen dieser Leute war das Handgemenge ein vollkommenes Durcheinander gewesen, so dass das Weib allerdings auch von Beklagtem tüchtige Hiebe empfangen, bis der Knecht Carl hervorgesprungen, von einem Wagen einen Baum ergriffen, und mit diesem einen Hieb geführt. Obwohl nun die Zeugen nicht genau gesehen, wer durch den Hieb getroffen, so sei doch aus dem Menschenhaufen sogleich das Weib des Klägers zu Boden gestürzt und liegen geblieben; Niemand von den anderen Kämpfenden habe eine Waffe gehabt, als nur Carl den erwähnten Baum. Als die übrigen Leute alle herzugelaufen, und die Kämpfenden auseinandergebracht, habe man dem Weibe sogleich Hülfe leisten wollen, sie aber entseelt gefunden, und an ihrem Kopfe deutlich gefühlt, dass ihr der Schädel gänzlich zerschmettert gewesen. Der Knecht Carl hatte sich entfernt gehabt, und sich bis dahin nicht wieder eingefunden.

Nachdem solche Verhöre alle beendet worden, findet man in dem gerichtlichen Protocolle verzeichnet: dass der Landrichter zehn der respectabelsten Bauern zu Gericht kommen lassen, sie in Eid genommen, mit ihnen sodann genau die aufgenommenen Protocolle durchgegangen, und nachdem sie solchergestalt mit den Ergebnissen des Processes bekannt und vertraut geworden, ihnen aufgetragen,

abgesondert in einem eigenen Zimmer sich zu berathen, und sodann ihr Judicium dahin zu geben: ob der Beklagte, Michael Dambe, der Klage schuldig sei.

Als hierauf die Geschworenen sich einige Zeit abgesondert berathen hatten, brachten sie ihren Ausspruch dahin zu Gericht: „dass Beklagter, Michael Dambe, des Todtschlags nicht für schuldig, für lebensgefährliche Prügelei aber, als Urheber des Streits, auf 100 Thaler Alberts zu strafen; dass ferner der Knecht Carl des Todtschlags durch die Zeugenaussagen sowohl als durch seine Flucht überwiesen sei.“ —

Diesem Ausspruche der Geschworenen trat der Richter unbedingt bei, und unterlegte dieses Urtheil zur Leuteration an das Obergericht, welches dasselbe in so weit bestätigte, dass dem entwichenen Carl bei seiner Rückkehr alle Rechtszugeständnisse offen zu erhalten, sodann wider ihn die Anklage zu richten, und das Urtheil vorzubehalten sei.

Solchergestalt ist die Sache abgethan worden; aus den Acten aber nicht weiter zu sehen, ob gegen den Carl noch irgend ein Verfahren stattgefunden, und ob er überhaupt zurückgekehrt sei.

Noch einen Fall erlaubt sich der Verfasser seinen Lesern aus den alten halbvermoderten Acten vorzutragen, und muss nur den Wunsch aussprechen, dass er sich durch diesen Vortrag nicht etwa das Urtheil zuziehen möge, er habe in einem unberufenen poetischen Anfluge eine Criminalnovelle improvisiren wollen; starr und kalt in einem Gemische plattdeutscher Derbheiten mit juristischen alten Floskeln liegen die Begebenheiten vor den Augen des Verfassers aufgezeichnet, an welchen vor mehr als zwei-

hundert Jahren das Lebensglück zweier Menschen zerscheiterte. Der Kern der nachfolgenden Erzählung ist actenmässig, wie sehr er auch an manche Dichtung erinnern mag, die einen ähnlichen zum Gegenstand gehabt; nur das Geringste davon, die Einkleidung in die neuere Sprache, gehört dem Verfasser an.

Nach dieser Vorausschickung übergiebt derselbe den letzten Vortrag dieses Bandes seinen Lesern unter der Ueberschrift:

IV.

Das Mädchen May aus T.

Die vorliegenden Acten beginnen mit einem Briefe der Verwalterfrau Hedwig aus Schloss T., an den soeben in N. gegenwärtigen Landrichter, welches Schreiben wir *in extenso* hier mittheilen, da sein Inhalt sofort die Sache und den Rechtsfall bezeichnet, um welche es sich hier handeln wird. Dass wir die Sprache und die Schreibart des Briefes verändern müssen, versteht sich von selbst, sonst geben wir den ganzen Brief mit allen seinen Weit-schweifigkeiten:

„Hochgeborener Herr Landrichter!

„Mein Ehemann, der königliche Schlossverwalter zu Schloss T., ist seit einigen Wochen bettlägerig, weil er sich auf einer Jagd das Bein gebrochen gehabt; er ist also nicht im Stande selbst zu schreiben, und der alte Schlossschreiber Greif ist sehr in Verzweiflung, weil eben die Sache ihn besonders betrifft, die ich denn nun gezwungener Weise Euer Hochgeboren vortragen und Sie recht dringend bitten muss, Ihre Reise sogleich hierher nach T. anzutreten, wozu ich Ihnen den Wagen schicke, mit welchem ich gewöhnlich selbst fahre.

„Der alte Greif ist ein sehr guter Mann und hat jetzt in seinen alten Tagen einen solchen Herzenskummer. Als hier noch Krieg im Lande war, hatte gerade zu der Zeit, als die schwedischen Truppen das Schloss T. einnahmen, — es sind jetzt 20 Jahre her, — der alte Greif, der schon zur Polenzeit lange Jahre in T. gelebt hatte, auf einem Platze in der Umgegend des Schlosses bei vielen erschlagenen Menschen, Männern und Weibern, ein kleines Kind, einen Säugling von wenigen Monaten, noch lebend, aber halb verhungert gefunden und zu sich genommen. Die Eltern dieses Kindes waren ihm nicht bekannt, auch war ihm unbekannt, wie es getauft war, und da er selbst ein eifriger Lutherischer ist, so liess er durch den Pastor in L., weil hier die Kirche niedergebrannt war und erst voriges Jahr wieder aufgebaut ist, das Kind lutherisch abtaufen, und weil es eben im Blüthenmonat war, den Namen May beilegen.

„Greif hat das Kind so gut erzogen, als wäre es sein eigenes gewesen, und es in späteren Jahren auch gehörig geschult und im Christenthume vom Pastor unterrichten lassen; und das Mädchen war auch Greifens Hausfrau recht zur Hand und hat viele Freier gehabt, da es gar stattlich war; aber es hatte alle abgewiesen, und jetzt, vor Kurzem, den jungen Gärtner Heil aus S., einen gar wohlgebildeten jungen Ausländer, zum Bräutigam erwählt.

„Die jungen Leute haben sich gar sehr geliebt, und auf Michaelis sollte bei mir die Hochzeit sein. Der Bräutigam ist ein sehr gewissenhafter Mann, und entfernt sich nur auf kurze Zeit aus seinem Dienste; daher haben sich die jungen Leute auf dem halben Wege zwischen T. und S., in einer grossen Sandhöhle, die im Thale unter C. gelegen ist, ein Stelldichein gewählt, wo sie während des Sommers alle Abende auf eine Stunde zusammengetroffen.

„Zur Ueberraschung für die Braut hatte der Bräutigam links über der grossen Höhle eine kleinere ausgehauen und sie hübsch mit Blumen geschmückt; aus dieser kleinen Höhle konnte die junge Person den Weg von S. übersehen, wenn sie früher da war als er.

„Wiewohl es nun bei dem Brautpaare Regel war, nur Abends in der grossen Höhle zusammenzutreffen, so hatte doch May heute Morgen eine Nachricht von ihrem Herzliebsten, dass sie heute, gleich nach dem Mittag, in der kleinen Höhle zusammentreffen möchten, weil er Abends zeitig zu Hause sein müsse; und so machte sich denn May mit Greifens eigener achtjähriger Tochter, Lenta, gleich nach dem Mittagessen auf den Weg zur Höhle. Es wurde bereits Abend, als der Gärtner Heil wie ein rasender Mensch allein nach T. in's Haus gestürzt kam, und in Verzweiflung die Worte vorbrachte, dass May in der kleinen Höhle fürchterlich ermordet liege, und hierauf war er wieder fortgestürzt.

„Wir Alle, und besonders der alte Greif und seine Frau, eilten ihm nach und fanden die arme May todt auf dem Boden liegen; das hübsche Tuch, das ihr Bräutigam ihr geschenkt, hatte sie um den Hals gelegt, und durch dieses Tuch sah man eine erschrecklich grosse Wunde, wie mit einer Holzaxt gehauen, in ihrem Halse. Die arme Lenta war nirgends zu entdecken; sie wird noch immer gesucht, während wir die Todte nach T. in's Haus gebracht haben. — Nun bitte ich Ew. Hochgeboren Gnaden, Herr Landrichter, in meinem und meines Mannes und Aller Namen recht dringend, sogleich hierher zu kommen, obwohl es schon Nacht ist; der fürchterliche Mörder wird doch aufzufinden sein; denn geplündert ist die May nicht, aber ihre Kleidung war sehr in Unordnung und zum Theil zerrissen; auch sieht man auf dem Boden, dass sie sich kräftig gewehrt haben muss.

„In Erwartung der Gewährung meiner Bitte verbleibe ich

Dero Hochgeboren unterthänigste

T., d. 6. Aug.

1620. Hedwig,

Ehefrau des Verwalters zu Schloss T.,
Kriegshauptmanns Schildhelm.“

Der Landrichter hatte des nächsten Morgens seine Sitzung in T. aufgeschlagen, und zu Protocoll bemerkt, dass er wegen Dringlichkeit des Falls, und um der Königlichen Vorschrift zu genügen, den Frieden gänzlich im Lande herzustellen, selbst die Nachsuchung nach dem Mörder übernehmen wolle.

Er hat ferner zu Protocoll bemerkt, die Wunde an der May, an der Wurzel des Halses derselben, auf ihrer rechten Seite sei offenbar durch einen Hieb mit einer scharfen Holzaxt verursacht; der Hieb sei durch das Halstuch gegangen; und an ihren Kleidern, welche sie angehabt, bemerkte man, dass sie in der Gegend der Brust zerrissen seien. Man hatte die Localität in der Höhle untersucht und in der grossen Höhle nichts Abweichendes gefunden; in der kleinen Höhle links, höher als die grosse Höhle, wohin eingehauene Stufen geführt, hatte man den Boden gänzlich mit Blut bedeckt gefunden. In diesem Blute, das sich mit dem Sandboden vermischt, entdeckte man eine kleine Handaxt, die ganz hineingetreten gewesen; man nahm diese auf, und die aus T. mitgegangene Einwohnerschaft erkannte diese sogleich für das Eigenthum des S'schen Gärtners Heil, der sie zu seinen Gartengeschäften brauche und immer mit sich führe, indem er sie hinter seinen Leibgurt stecke.

Der Landrichter hat ferner zu seinem Protocoll bemerkt, dass mit dieser Handaxt der May ganz füglich die Wunde beigebracht sein könne; und der alte Schreiber Greif, der die ganze Nacht in der Umgegend nach sei-

ner Tochter vergeblich suchend, umhergestreift, habe bei dem Landrichter den Antrag gemacht: dass es ihm zwar unbegreiflich sei, woher der Gärtner Heil plötzlich so feindselig gegen seine Herzliebste geworden sein sollte, dass er sie gemordet; aber da er sie selbst zu einer anderen Stunde in die kleine Höhle hinrufen lassen, als gewöhnlich, und seine Handaxt im Blute gefunden worden, auch die Wunde durch einen Hieb mit einer solchen beigebracht sei, der Landrichter den Heil als Beklagten in Anspruch nehmen möge. Zwei Tage später sieht man das Protocoll in Gegenwart des Landrichters und zweier Beisitzer aufgenommen und die Bemerkung hinzugefügt, dass der Landrichter diese hinzugezogen, weil es nach Anschein der Sache auf einen Spruch hinausgehen werde. Das Protocoll fährt nun fort: Man hatte aus S. den Gärtner Heil vor das Gericht kommen lassen, der wie ein armer Sünder, mit ganz zerknirschtem Gemüthe erschienen war. Man hatte ihm die aufgefundenene, ganz blutige Handaxt vorgelegt, und an ihn die Frage gerichtet, ob er diese Axt kenne.

Ille riss die Axt an sich, drückte sie an seine Brust und schrie im Jammer: „Ach, meiner liebsten May ihr Blut.“

Frage: Erkennt Ihr die Axt als Eure an?

Antwort: Allerdings.

Frage: Habt Ihr sie am 6. August dies. Jah. bei Euch geführt?

Antwort: Ja, ich habe sie immer bei mir, also auch an jenem Tage.

Frage: Habt Ihr Morgens am 6. August d. J. Euerer Herzliebsten May Nachricht gegeben, dass sie an diesem Tage gleich nach dem Mittage in der kleinen Höhle sein möge, weil Ihr Abends heim sein müsset?

Antwort: Nein, das habe ich nicht gethan, und ich bin auch erst Abends zur Höhle gegangen und habe meine Herzliebste in ihrem Blute todt gefunden. —

Der Richter bemerkt hier in seinem Protocolle, dass man sich an dieses Leugnen nicht binden könne, sondern legte ihm nun die von dem Schreiber Greif wider den Heil in Klage gestellten Umstände vor, und forderte ihn auf, er möge sich hierauf vertheidigen.

Heil brach in Jammer aus und rief: „Gern will ich sterben, denn das Leben ist mir ohne meine Herzliebste nichts mehr werth; dass man aber glauben kann, ich selbst hätte sie gemordet, das ist das Schwerste, was mich hätte betreffen können.“

Man hatte den Ankläger Greif vortreten lassen, und es war nun, wie das Protocoll sich ausspricht, eine ganz jämmerliche Verhandlung entstanden, in welcher Kläger und Beklagter viel geweint und die Hände gerungen, und der Richter hatte das Verfügen getroffen, dass die Parteien abtreten müssten, damit man sich berathen könne, ob nicht auf die scharfe Frage erkannt werden müsste. Indessen findet man im Protocolle diese Entscheidung nicht, sondern nachfolgende Verzeichnung:

„Ehe das Gericht zu der Berathung wegen der scharfen Frage wider Heil, und ob sie angewandt werden solle, schreiten können, hatte die Frau Schlossverwalterin Schildhelm im Namen ihres Eheherrn, der krank zu Bette liege, die Bitte vorgebracht, es möchte sich das Gericht in das Krankenzimmer des Schlossverwalters begeben, weil daselbst ein öffentlicher Act aufzunehmen sein würde. Diesem Ansuchen hatte man sofort deferirt, und die Sitzung war bei dem im Bette liegenden Schlosshauptmanne eröffnet worden, wofür Letzterer gar verbindlich dankte.“

Auf die Frage, was sein Begehr sei, bat derselbe, Nachstehendes zu Protocoll verschreiben zu lassen: Er habe vor etwa einem Jahre zwei Deserteurs der polnischen Armee, geborene Letten oder Litthauer von der livländischen Grenze, zwei Lanzenreiter, die aber deutsch sprächen, zu sich in Dienste des Schlosses genommen; der Eine heisse Adam Jakubowsky und der Andere Peter Skudritz. Beide hätten zwar ihre Dienste recht gut verrichtet, wären aber sonst versoffenes, liederliches und abergläubiges Volk; daher Referent sie mit Ablauf ihres Dienstjahres entlassen wolle. —

Der Skudritz sei nun soeben bei ihm, dem Schlosshauptmanne, gewesen, und habe ganz verstört ihn gebeten, er möchte das Gericht sogleich zu sich bitten lassen, und ja verhindern, dass wider den Heil eine Entscheidung gegeben werde, da ihn, den Skudritz, sein Gewissen quäle, dem Gerichte ein Eingeständniss zu machen, welches die Sache aufklären werde, die soeben in Untersuchung sei.

Nachdem dieses verschrieben worden, hatte der Richter den Reiter Skudritz vor das Gericht bringen lassen; dieser war aber sogleich auf die Knie gefallen und hatte mit grossem Jammer gesagt, dass eine Blutschuld ihm keine Lebensruhe lasse; und auf die Weisung des Richters hatte er denn folgende Mittheilung gemacht: Der Adam Jakubowsky sei vom ersten Tage, als er in die Dienste des Schlosses getreten, in die Jungfer May verliebt gewesen, und habe sich gar nicht mässigen können, da er ein sehr wilder Mensch wäre. Er sei bei dem polnischen Regimente Standartenjunker gewesen, und da er eines Schulmeisters Sohn, so sei er recht gut geschult, habe zu lesen und zu schreiben verstanden und sich bei den Polen häufig zu den Offizieren gehalten, wozu noch gekommen, dass er entsetzliche Kräfte gehabt. In seinem Jähzorne aber habe er seinem Offiziere für einen erhalte-

nen Verweis eine Mauschelle gegeben, sei deshalb weichhaft geworden, und habe bei der Gelegenheit auch ihn, den Skudritz, mitgenommen.

Der Skudritz wolle nur sagen, dass der Jakubowsky einen grossen Dünkel von sich gehabt, und in diesem vor etwa drei Monaten der Jungfer May einen Heirathsantrag gemacht; sie habe ihn aber zurückgewiesen und ihm gesagt, dass sie schon versprochene Braut sei. Das habe nun den Adam ganz wild gemacht, und er habe ihm, dem Skudritz, seinen Plan mitgetheilt, dass sie Beide ein Mal die Jungfer in der bekannten Höhle überfallen und nothzüchtigen wollten; dem Bräutigam werde sie schon hiervon nichts sagen; — und er sei auch auf diesen Plan eingegangen. Zu diesem Zwecke habe Skudritz der Jungfer die Nachricht bringen müssen, dass sie am Freitag (den 6. August) gleich nach dem Mittagessen in die neue Höhle gehen und dort den Bräutigam erwarten möchte. Sie Beide, Adam und er, hätten sich aber durch einen Umweg hinter dieser Höhle versteckt, und als die Jungfer hineingegangen, habe Adam ihr sogleich den Ausgang vertreten und sie angegriffen, ihr auch bei dieser Gelegenheit den Brustlatz zerrissen, und ihr in sehr unverschämten Reden gesagt, was er mit ihr thun wolle. Das Mädchen habe sich kräftig gewehrt, sei aber sogleich überwältigt und zu Boden geworfen worden, als er, Skudritz, sie von hinten an den Achseln gefasst. Im Fallen habe das Mädchen sehr laut des Heilands Namen gerufen, habe sich wieder aufgerafft und dem Jakubowsky in grosser Aufregung zugerufen: „Lass ab von mir! Ich will Dir das grösste Geschenk machen, das Dir kein König schenken kann.“ Der Jakubowsky habe sie für einen Augenblick losgelassen und gefragt, was es denn wäre, worauf sie ein blassrothes Tuch von ihrem Halse gerissen und es ihm mit der Bemerkung hingereicht, dass es ein bezaubertes Tuch sei, und wenn er dieses umlege,

er weder durch Lanze noch Schwert verwundet werden könne.

Er, Skudritz, sei sogleich zurückgetreten, aber Adam sei noch ungläubig gewesen, und habe gemeint, wenn sein Panzer ihn davor nicht schützen könnte, ein solch dummes Tuch könnte es nicht, und habe hierauf wieder das Mädchen packen wollen; aber diese habe ihm zugerufen: „Halt, Du sollst Dich sogleich davon selbst überzeugen, ob das Tuch diese Kraft hat, ich werde es selbst umlegen, Du hast Deinen Säbel mit, hau Du mit diesem auf mich Deinen kräftigsten Hieb, und Du wirst mir nichts thun können!“ Der Adam habe nun nach seinem auf dem Boden liegenden Säbel gegriffen, während dessen das Mädchen das Tuch umgelegt, die Hände gefaltet und nach oben blickend leise gemurmelt, was er, Skudritz, für Zauberworte gehalten. Der Adam habe mit den Worten: „Das wäre ja was Prächtiges! Das will ich gleich versuchen; gewiss bleibst Du mir doch!“ — seinen Säbel gezogen und habe aus voller Kraft dem Mädchen auf das Tuch nach dem Halse gehauen.

Sogleich sei das Blut hervorgestürzt, und ohne Schrei sei die May zu Boden gefallen. —

Adam sei erst wie verdutzt stehen geblieben, wie das Mädchen nur noch einmal gezuckt und dann todt gewesen; alsdann habe er fürchterlich gebrüllt und geschrieen: „Das habe ich nicht erwartet, sie hat ihrem Bräutigam treu sein wollen, und ich war ein Vieh, ein rasendes Thier!“ Er sei den Berg hinunter in die grosse Höhle gestürzt; habe seinen Säbel in das Wasser, das im Grunde dieser Höhle sei, geschleudert, dem Skudritz zugerufen: „Komm mir nicht nah, ich erwürge Dich!“ — und sei nun fort in den Wald gelaufen. Er habe den Adam nicht wiedergesehen; erst heut habe er ihn im Walde entdeckt, er habe sich mit seinem Säbelgehäng an einem Baum erhängt gehabt. Ihm

lasse das Bewusstsein dessen, was geschehen, keine Ruhe, und er melde sich, um seine Strafe zu empfangen.

Auf die Nachfrage, wo denn das kleine Mädchen Lenta, welche mit der May gegangen, geblieben, wusste der Skudritz keine weitere Auskunft zu geben, als dass er in dem Augenblicke, als der Adam den Hieb geführt, ein lautes Geschrei hinter Adam gehört; weiter habe er weder etwas gehört, noch gesehen; denn auch ihn habe der Schreck so erfasst, dass er wie sinnlos davon gelaufen und erst Abends nach Hause gekommen, als schon die Sache bekannt gewesen.

Auf die weitere Frage des Richters, warum er den Adam nicht gehindert, den Hieb zu führen, deponirt Skudritz, dass er wirklich geglaubt, das Tuch habe die Zauberkraft und das Mädchen werde sich dadurch retten; nachher habe er wohl die Absicht der May erkannt, dass sie lieber sterben als sich entehren lassen wollen. —

Man findet nunmehr ferner in dem gerichtlichen Protocoll die Anzeige aufgenommen, dass die kleine Lenta vom Gute C. zurückgebracht worden, wohin sie gelaufen und wie wahnsinnig sich benommen, so dass man zuerst nicht erfahren können, von wo sie sei; jetzt habe sie wieder ihre Sinne beisammen, und man habe sie nunmehr hierher zurückgebracht. Es wurde die kleine Lenta auch von dem Landrichter über die Begebenheit vernommen; und erzählte sie von dort ab, als die May dem Adam das Tuch angeboten, ganz ebenso, wie der Skudritz es gethan; sie war vorher in der unteren Höhle gewesen, und nachher durch das Niederhauen der Schwester so sehr erschreckt, dass sie wie toll in den Wald und immer fortgerannt, und nicht eigentlich wisse, was sie gethan und wo sie gewesen. —

Der wider den Heil aufgenommene Verdacht fiel

natürlich von selbst weg, und man kam gewiss auf die sehr nahe liegende Vermuthung, dass seine kleine Axt bei dem Schrecke und seiner Verzweiflung, als er seine Braut ermordet fand, ihm aus dem Gurt gefallen, ohne von ihm bemerkt zu werden.

Man untersuchte das in der Höhle befindliche Wasser, und fand den in demselben liegenden Säbel des Adam sogleich auf.

Die Sache hatte nunmehr ihre volle Aufklärung, und wir finden in den gerichtlichen Protocollen nur noch das besonders Bemerkenswerthe, dass sowohl der Gärtner Heil als auch der Schreiber Greif Beide vor Gericht erschienen sind und gebeten haben, den Skudritz mit der Todesstrafe wie mit jeder anderen zu verschonen, da weder er, der Heil, das reine Blut seiner verstorbenen Herzliebsten durch das dieses Skudritz verunreinigt sehen wolle, noch auch Beide ihn für den eigentlich Schuldigen an dem Morde der May hielten, weil er ein entsetzlich dummer Mensch sei und unter der unbedingten Willensmacht des Jakubowsky immerfort gestanden habe; dieses letztere Ungeheuer aber habe sich selbst schon durch den Selbstmord dem Teufel übergeben.

Bei solcher Bewandniss der Sache aber muss auffallen, dass bei dem sonst so exacten Richter die Aburtheilung der Sache vom August, wo die Untersuchung zu Ende war, bis zum 15. December desselben Jahres Anstand genommen, und man muss auf die Vermuthung kommen, dass der Richter nicht recht mit sich einig gewesen, was er entscheiden sollen.

Wir finden unterm 15. Decbr. 1620 in dem Protocoll nachfolgende Aufzeichnung:

„Nachdem nun der Leichnam der Jungfer May, da sie durch fremde Hand gefallen, in allen Ehren und den erforderlichen christlichen Ceremonien zunächst der linken

Seite der neuen Kirche zur Erde bestattet, und ihr trauernder Herzliebster selbst ihr ein Ehrenkreuz auf ihr Grab gesetzt, und nachdem er auch auf diesem gebetet gehabt, dieses Land für immer verlassen und in sein Vaterland Württemberg zurückgekehrt, weil sein gebrochenes Herz hieselbst keine Ruhe finden könne; auch der Leichnam des Mörders Adam Jakubowsky, als schon dem Teufel angehörig, in einem tiefen Morast nach Seiten des Gutes N. mit all seinem Gewehr, auch dem Mordsäbel, verscharrt worden; der Skudritz aber nunmehr 4 Monate in schwerer enger Haft gesessen und während dessen tiefe Reue gezeiget, so findet überall das Königliche Landgericht *R. districtus* für

Recht:

„da der entwichene polnische Lanzenknecht, Peter Skudritz — seiner Anzeige zufolge 30 Jahre alt und katholisch — selbst und durch eigenen Gewissensdrang getrieben, den von dem Adam Jakubowsky an der ehrenhaften Jungfrau May aus T. verübten Mord bei dem Richter angezeigt und nachgewiesen, solche Anzeige auch anderweitig bewahrheitet ist, der Skudritz aber hierdurch nicht nur Reue an den Tag gelegt, sondern auch den unschuldigen Gärtner Heil, der schon Herzensbetrübniss vollauf gehabt, vor dem Ungemach der peinlichen Frage gerettet, nicht weniger auch beide Personen, welchen natürlich die Klage auf Todesstrafe zugestanden, bei Gericht gebeten, den Skudritz mit aller Strafe zu verschonen, weilen er ein dummes Vieh gewesen und als solches unter der Willensmacht des Jakubowsky gehandelt, der selbst schon zum Teufel gefahren, zuletzt noch Skudritz in viermonatlicher schwerer Haft bisher geschmachtet, was ihm immerhin als Strafe aufzunehmen ist: so ist er mit Verschonung weiterer

Strafe über die Litthauische Grenze in sein Vaterland zurück zu führen, und daselbst mit dem gesetzlichen Abschied weiterer Haft zu entlassen. V. R. W.

So geschehen zu T. am 15. December 1620.“

N.N.

N.N.

N.N.

(L. S.)

(L. S.)

(L. S.)

Hiermit schliesset der Verfasser den Cyklus der Relationen aus den vorgefundenen Gerichtsacten des Alterthums.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wolffeldt, M. von

Mittheilungen aus dem Strafrecht und dem Strafprocess in Livland Ehstland
und Kurland

Bd.: 2,2

Leipzig, Dorpat (1848)

Crim. 280 h-2,1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10395888-9